

Lexikon der Gerechten unter den Völkern

Deutsche und Österreicher

Mit einem Nachwort von
Bundespräsident Horst Köhler



Yad Vashem Wallstein

*»Wer ein Leben zerstört, zerstört eine ganze Welt,
und wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt«
(Mischna Traktat Sanhedrin, 4,5)*

»Die Motive für meine Hilfe? Nichts Besonderes. Grundsätzlich denke ich so: Ist mein Mitmensch in einer Notlage und ich kann ihm beistehen, so ist das eben meine (verfluchte) Pflicht und Schuldigkeit. Unterlasse ich diese Hilfe, so erfülle ich eben nicht die Aufgabe, die das Leben – oder vielleicht Gott? – von mir fordert. Die Menschen, so will es mir scheinen, bilden eine große Einheit, und wo sie einander unrecht tun, schlagen sie sich selbst und allen ins Gesicht. Dies sind meine Motive.« (Johanna Eck)

Johanna Eck versteckte zwei Juden vor den Nationalsozialisten in ihrer Berliner Wohnung. Andere in Deutschland und Österreich teilten ihre kargen Lebensmittel mit ihnen völlig fremden Personen. In den von den Nazis besetzten Ländern Osteuropas wiederum war der Schutz jüdischer Arbeiter in »kriegswichtigen« Unternehmen besonders wichtig.

In diesem Band werden in kurzen Einträgen die deutschen und österreichischen Retter – die »Gerechten unter den Völkern« – porträtiert und ihre Taten dokumentiert: Zeugnisse von persönlicher Courage, von Ethik und von der Bewahrung menschlicher Werte.

ISBN 3-89244-900-7



9 783892 449003

Lexikon der Gerechten unter den Völkern

Herausgegeben von Israel Gutman
unter Mitarbeit von Sara Bender

Deutsche und Österreicher

Herausgegeben von
Daniel Fraenkel (Deutsche)
Jakob Borut (Österreicher)



WALLSTEIN VERLAG



Yad Vashem

Die Veröffentlichung dieses Bandes wurde ermöglicht
durch die großzügige Unterstützung:

der Bundesregierung der Bundesrepublik Deutschland,
der Regierung der Bundesrepublik Österreich,
der Kommission der Europäischen Gemeinschaften,
der Conference on Jewish Material Claims Against Germany

Initiative des Projekts der Enzyklopädie der Gerechten unter den Völkern:
Moshe Bejski, Israel Gutman, Cathriel Katz, Avner Shalev

Für die Herausgabe verantwortliches Komitee: Johanan Bein, Sara Bender, Israel Gutman, Shmuel Krakowski, Lucien Lazare, Jozeph Michman, Mordecai Paldiel, Avner Shalev, Eliyahu Yones

Koordination: Nechama Gal

Bildbeschaffung: Tirza Oren-Feuchtwanger

Übersetzung ins Deutsche: Uwe Hager, Anja Dannenberg, Tamar Avraham, Mechthild Barth (Deutsche), Avital Amrany (Österreicher)

Besonderer Dank an die Abteilung der »Gerechten unter den Völkern« unter der Leitung von Mordecai Paldiel.

Dank auch an:

Deutsche: Beate Kosmala; Isabel Enzenbach; Tamar Avraham; Gabriel Sivan;
Österreicher: Charlotte Gamber, Wien; Dr. Kurt Hengel, Botschafter Österreichs in Israel; Josefine Justic, Stadtarchiv Innsbruck; Mag. Edeltraud Posilles, Wien; Mag. Gerhard Sailler, österreichische Botschaft in Israel; Walter Schwarz, Redaktion Wien; Redaktion der Salzburger Nachrichten, Salzburg; Gregor Semrad, Senftenberg; Yossi Shavit, Kibbutz Lohamei Hagetaot; Voluntäre des Österreichischen Gedenkdienstes: Fabian Schröder, Stefan Schaden, Gernot Radlinger, Matija Pfefferkorn.

In Memoriam
Friedrich Carl Freiherr von Oppenheim
(1900 – 1978)

Unter Einsatz seines Lebens bewahrte er jüdische Mitbürger vor der Deportation in die Vernichtungslager. Dafür wurde er 1996 postum mit dem Ehrentitel «Gerechter unter den Völkern» ausgezeichnet. Seine Menschlichkeit dient uns als Vorbild.

Seine Enkelinnen und Enkel

Lexikon der Gerechten unter den Völkern
Deutsche und Österreicher

Inhalt

Vorwort (<i>Avner Shalev</i>).....	7
Allgemeine Einleitung (<i>der Herausgeberausschuss</i>).....	9
Die deutschen Gerechten unter den Völkern (<i>Daniel Fraenkel</i>).....	20
Die österreichischen Gerechten unter den Völkern (<i>Jakob Borut</i>)	33

PERSONENEINTRÄGE

Die deutschen Gerechten (<i>Daniel Fraenkel</i>).....	51
Die österreichischen Gerechten (<i>Jakob Borut</i>)	297
Nachwort von Bundespräsident Horst Köhler.....	371
Abbildungen.....	372

Vorwort

Zwei jüdische Mädchen, Rachel und Miriam Resler, klopfen im slowakischen Dorf Yarek an die Tür eines Bauernhofes und baten um Hilfe. Auf dem Hof lebte das Ehepaar Anna und Vincent. Die Mädchen waren ihnen unbekannt; sie waren weder Nachbarn noch Freunde oder Bekannte. Das Ehepaar wusste nicht, dass die Familie der Mädchen verfolgt wird und Not leidet.

Sie nahmen an, dass die Mädchen jüdisch sind. Obwohl sie um das Risiko wussten, boten sie den Mädchen und ihrer Familie dennoch Unterschlupf und Essen an. Auf den ersten Blick handelt es sich bei Anna und Vincent um Menschen wie viele Millionen andere. Zu jener Zeit aber, als die Mehrheit der europäischen Bevölkerung nichts unternahm, um Juden zu helfen, waren sie aussergewöhnliche Menschen, denn sie verhielten sich menschlich und achteten den biblischen Vers: «Ich bin der Hüter meines Bruders.»

Das jüdische Volk hat den Wunsch, Menschen wie Anna und Vincent seine Wertschätzung zu erweisen und zugleich die Risiken zu dokumentieren, die sie bei der auf ausschliesslich humanen Motiven beruhenden Rettung von Juden eingingen. Indem wir ihre Taten ehren, nehmen wir das Gute im Menschen zur Kenntnis und verleihen unserem Vertrauen in die humanistische Einstellung von Menschen Ausdruck. Diese Haltung, die alle persönlichen und materiellen Interessen zurückstellt, spiegelt sich deutlich in den Taten dieser Männer und Frauen, die sie vollbrachten, als ganz Europa in Unheil versank. Die grundlegenden Werte der Zivilisation rühren von dem Glauben, dass der Mensch im Angesicht Gottes geschaffen wurde. Sie haben ihre Wurzeln in den Zehn Geboten – insbesondere im Gebot «Du sollst nicht töten» – und in der Achtung der Grundrechte, die die persönliche Freiheit sowie das Recht auf Besitz und Gleichheit betreffen. Während des Zweiten Weltkrieges brach dieses Wertesystem unter dem Druck der Okkupation durch das nationalsozialistische Deutschland zusammen. Gleich einer Flutwelle erfasste der Antisemitismus ganz Europa, und Kollaboration mit dem NS-Faschismus war eine alltägliche Erscheinung.

Als Menschen, die an das Recht eines jeden glauben, frei eine eigene Wahl treffen zu dürfen – so wie dies im 5. Buch Mose 30,15 und 19 geschrieben steht: «Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse (...) damit du das Leben erwählst» –, haben wir in diesem Lexikon die Rettungsaktionen der *Gerechten unter den Völkern* dokumentiert. Wir wollen diesen Männern und Frauen, die gegen den Strom schwammen und sich für das Gute entschieden, unsere Anerkennung erweisen.

Die menschliche Gesellschaft ehrt Heldentaten. Im Allgemeinen werden sie von der Umgebung, oder zumindest von einem Teil dieser, befürwortet und unterstützt. Während des Zweiten Weltkrieges haben viele Menschen couragiert gekämpft und gingen grosse Risiken für das eigene Leben ein. So auch die Partisanen und Mitglieder des Untergrundes, die sich gegen die deutsche NS-Besatzung wehrten. Jene Helden jedoch, die heimlich Juden halfen, waren Anfeindun-

gen ausgesetzt, liefen Gefahr, denunziert zu werden und erhielten darüber hinaus keine Unterstützung der Gesellschaft. Somit zeugen ihre Taten von grösstem Heldentum, das nicht hinter explizit kämpferischen Heldentaten zurücksteht.

Mit Vorstoss der alliierten Truppen erfuhr die Welt noch vor Kriegsende und Befreiung die schreckliche Wahrheit über den Holocaust und über die Tragödie des jüdischen Volkes. Zugleich kamen aber auch die aussergewöhnlichen Taten der Retter ans Licht. Ihre Geschichten sind eng mit den Geschichten einiger weniger Überlebender verbunden, die der Welt ihre schmerzvollen Zeugnisse mitteilten und dabei auch dankbar auf die Hilfe ihrer Retter verwiesen.

Als der Staat Israel gegründet wurde, hielt er es für seine Pflicht, die Erinnerung an die im Holocaust ermordeten Juden zu wahren und die enorme Menge von Dokumenten aufzuarbeiten, die erhalten geblieben war. Das israelische Parlament – die Knesset – verabschiedete ein Gesetz zur Gründung einer Behörde für die Pflege der Erinnerung: Yad Vashem in Jerusalem. Zudem wurde der Wunsch geäussert und auf die Notwendigkeit hingewiesen, jene Nichtjuden zu ehren, die bei der Rettung von Juden ihr eigenes Leben und das ihrer Angehörigen gefährdet hatten.

Yad Vashem ehrt die *Gerechten unter den Völkern* – ein neuer Begriff in der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts – seit den 1960er Jahren. Bis heute wurden tausende Retter ausgezeichnet. Die *Gerechten* symbolisieren die Humanität der Menschen – die Essenz der Vorstellung, dass jeder Mensch die freie Wahl hat, sich im Angesicht des Bösen für das Gute zu entscheiden und nicht gleichgültig bleiben darf. Diese Menschen, die aus allen Ländern Europas stammen, verdienen es, als Beispiel angesehen zu werden – ein Vorbild, mit dem man sich identifizieren kann und das als erzieherisches Modell dient. Darüber hinaus müssen wir auch den nachfolgenden Generationen vermitteln, dass Menschen trotz Brutalität und Mord, Kollaboration, Schweigen und Gleichgültigkeit anders handeln konnten und es tatsächlich auch getan haben, wenngleich es letztlich nur wenige waren.

Die Geschichten der Retter sind sowohl faszinierend als auch bewundernswert. Fragt man sie, weshalb sie es getan haben, so antworten die meisten, dass ihnen keine besondere Erwähnung oder Wertschätzung zukommt, denn als Menschen haben sie lediglich das getan, was sie für richtig hielten. Diese Lebenseinstellung sollte alle Menschen anleiten. Sie kann als nachahmungswürdiges Modell dienen, das jungen Menschen hilft, eine Gesellschaft auf der Grundlage humaner Werte und eines Strebens nach dem Guten aufzubauen.

Der Vorsitzende des Yad Vashem Vorstandes:
Avner Shalev

Allgemeine Einleitung

In den 1940er Jahren, während des Zweiten Weltkrieges, stand der grösste Teil des europäischen Kontinents unter Besatzung des nationalsozialistischen «Dritten Reiches». Adolf Hitler strebte nicht nur einen Sieg über die Alliierten und eine territoriale Expansion an, sondern wollte der Welt mit seinem Krieg zugleich auch eine «neue sozial-politische Ordnung» aufzwingen, die auf einer Rassenhierarchie beruhte: die absolute Überlegenheit des Deutsch-«Ariers» und die totale Herabwürdigung des Juden. Diese «Ordnung», so wie sie in Hitlers *Mein Kampf* und in seinen Reden dargelegt und von seinen hochrangigen Gehilfen in zahllosen Veröffentlichungen wiederholt wurde, führte zwischen 1933 und 1939 zu schrittweise umgesetzten Massnahmen gegen Juden und während des Krieges dann zur versuchten physischen Vernichtung des europäischen Judentums.

Die «neue Ordnung» der Nationalsozialisten sollte die humanen Grundwerte aufheben und ausmerzen, die den monotheistischen Religionen entspringen und mit den ethischen Geboten einhergehen. Laut dieser Grundwerte hat jeder Mensch das Recht auf Leben, herrscht Gleichheit und bestehen Bürgerrechte, welche die europäische Zivilisation prägten, tragende Säulen der aufgeklärten zivilisierten Nationen waren und den Status unterstrichen, der dem Individuum, der Familie und der Öffentlichkeit durch diese Werte zugesprochenen ist.

Auf der Grundlage der nationalsozialistischen Weltanschauung erliess der 1933 eingerichtete NS-Staat in aller Offenheit rassistische antijüdische Gesetze. In dem im September 1935 verabschiedeten Nürnberger Gesetzen wurde deklariert, dass «die Reinheit des deutschen Blutes die Voraussetzung für den Fortbestand des deutschen Volkes ist», und «als Reichsbürger die Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes [gelten].»

Seit hunderten von Jahren hatten Juden auf deutschem Boden gelebt. Sie machten weniger als 1% der Gesamtbevölkerung aus. Ihnen wurde die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen, sie wurden aus ihren Arbeitsverhältnissen im öffentlichen und staatlichen Dienst entlassen und aus deutschen Berufsgenossenschaften sowie aus sozialen und kulturellen Vereinigungen ausgeschlossen. Dieser Segregation und Unterdrückung folgte der Ausschluss von Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben und durch die «Arisierung» wurde ihr Besitz systematisch geplündert. Die Opfer dieser Gesetze waren nicht nur Juden, die dem mosaischen Glauben oder den jüdischen Gemeinden angehörten. Unter ihnen waren auch Juden, die zu anderen Religionen übergetreten waren, sowie deren Kinder und Enkelkinder, denn das Kriterium, das ihren menschlichen und bürgerlichen Status bestimmte, basierte ausschliesslich auf der Tatsache, dass ihre Vorfäter Juden waren.

Einhergehend mit der Verabschiedung von antijüdischen Gesetzen wurden Juden unter Druck gesetzt, Deutschland zu verlassen. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wandten die Deutschen Gewalt an, und im November 1938 erfasste ein von der Regierung unterstützter Pogrom das Land. Dabei wurden

rund hundert Juden ermordet, Synagogen zerstört oder niedergebrannt, Geschäfte, die im Besitz von Juden waren, geplündert und zehntausende von Juden in Konzentrationslagern interniert. In Österreich, das im März 1938 an Deutschland angeschlossen worden war, wandten Adolf Eichmann und seine Gestapo-Gehilfen bei der massiven Zwangsausweisung von Juden erniedrigende und herabwürdigende Massnahmen an.

Es gab weder einen Konflikt noch einen realen Interessenkonflikt zwischen Juden und Deutschen, im Gegenteil. Im 19. Jahrhundert hatten Juden in Deutschland die Emanzipation erlangt, woraufhin viele bestrebt waren, sich voll und ganz in die deutsche Gesellschaft zu integrieren. Sie übernahmen die Sprache, die Kultur, die Erziehung und Bildung ebenso wie den deutschen Lebensstil. Viele leisteten wichtige Beiträge in den Naturwissenschaften, in der Literatur, Kunst und Bildung, und einige wurden mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Juden in Deutschland beteiligten sich aktiv am Wirtschaftsleben des Landes, sie waren in den verschiedensten Industriezweigen und im Bankwesen tätig und zudem die Begründer der grossen Kaufhäuser. Als die deutsche Wirtschaft eine Flaute erfasste, betonten Juden ihre staatsbürgerliche Loyalität. Man ging davon aus, dass deutsche Juden – aufgrund der beschleunigten Assimilation und der demographischen Veränderungen durch zunehmende interkonfessionelle Ehen und rückläufige Geburtenraten am Vorabend von Hitlers Machtübernahme – im Laufe von nur wenigen Generationen als eine separate Gemeinschaft vollkommen verschwinden würden. Viele Juden in anderen europäischen Ländern, insbesondere die zahlreichen jüdischen Einwohner Osteuropas, sahen im deutschen Staat und im deutschen Volk ein beispielhaftes Vorbild für die Toleranz gegenüber Juden.

Der erstarkende Antisemitismus NS-Deutschlands unterschied sich vom Hass gegenüber Juden, so wie er im Laufe der Geschichte vor wirtschaftlichem oder religiösem Hintergrund zutage getreten war. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zog dieser «moderne» Antisemitismus neue antijüdische Motive und Argumente heran. Da Juden nach der rechtlichen Gleichstellung aufgrund ihres sozialen, wirtschaftlichen und bildungspolitischen Fortschrittes selbstbewusster geworden waren, waren viele benachteiligte und verbitterte Deutsche neidisch auf sie. In der Zeit des drastischen sozialen Wandels schrieb man Juden die Formung einer vielseitigen modernen Gesellschaft zu. Zugleich beschuldigte man sie, einerseits dem Kapitalismus und andererseits dem Sozialismus Vorschub zu leisten und warf ihnen zudem vor, eine geheime internationale Konspiration zu planen. Tatsächlich war die jüdische Gemeinschaft jedoch sehr heterogen: orthodoxes Judentum gegenüber Reform-Judentum, reiche Juden im Westen gegenüber sozial verarmten Juden im Osten Europas. Zudem waren Juden durch unterschiedlichste politische und soziale Anschauungen entzweit.

Damals wurden die europäischen Länder aufgrund der gravierenden nationalen und sozialen Unterschiede sowie durch die Wirtschaftskrise in gegnerische Lager gespalten. Die Menschen wurden immer frustrierter. Diese Umstände wurden zum Anlass genommen, um Juden die Schuld an dem Elend zu geben. Für die Europäer waren Juden der Sündenbock und mussten als Prügelknabe für ihre

Machtkämpfe erhalten. Da man in Deutschland Juden auf der Grundlage der Rassentheorie unveränderbare biologische Merkmale zuschrieb, konnten sie ihrem bitteren Schicksal nicht entkommen. Das biologisch-rassistische Konzept, das im Widerspruch zu den Grundsätzen des Christentums steht, war die Richtschnur der NS-Ideologie und ein zentrales Element ihrer Weltanschauung. Obwohl unterschiedliche Ansichten bestehen, inwieweit der Rassenantisemitismus Hitler half, an die Macht zu kommen, so kann man jedoch mit Sicherheit sagen, dass er ihm keineswegs geschadet hat. Während der Krise, die Deutschland erschütterte, stand er Hitler bei seinem kompetenhaften Aufstieg und seiner Ernennung zum Reichskanzler nicht im Wege.

Der rassistische Nationalsozialismus bediente sich heidnischer Mythen und Symbole, Machtkonzepte und dem Herrschaftsrecht. Die rassistische Anschauung der Nazis verstand die Geschichte als einen konstanten Kampf zwischen Rassen und Nationen, der mit einem Existenzkampf gegen die Natur verglichen wurde. Der Nazismus behauptete, dass die «arische» Rasse auf allen Gebieten über kreative Fähigkeiten verfügt, während andere Rassen lediglich von der «arischen» Kreativität profitieren würden. Das Nazi-Credo verkündete, Juden würden die menschliche Spezies daran hindern, entsprechend der Rassenprinzipien leben zu können. Folglich würden sie die natürliche Entwicklung der «Arier» und ihre Anrechte als höchst gestellte Rasse unterwandern.

Die Nazis bedienten sich des Antisemitismus, der in allen europäischen Gesellschaften unterschiedlich stark ausgeprägt war, um den Rassismus als ein grundlegend hierarchisches System zu tarnen. Mit Hilfe einer gut durchdachten Propaganda schufen die Nazis den Eindruck, der Rassenantisemitismus würde sich in gewissem Masse gegen antisoziale Elemente richten. Die grossen demokratischen Staaten leiteten keine praktischen Massnahmen gegen die antijüdischen Gesetze und die Verfolgung von Juden ein. Es wurde ebenfalls nicht dafür gesorgt, dass den im Deutschen Reich und in den Territorien unter deutschen Einfluss lebenden Juden die Tore zu den Ländern der Welt oder zu Palästina, das unter britischem Mandat stand, geöffnet wurden. Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges nahmen nicht nur die extremistischen Ideen und die Zahl der totalitären Regime zu, sondern auch der Antisemitismus breitete sich weiter aus. Zugleich nahm man kaum mehr wahr, welche Gefahr Deutschland für die ganze Welt repräsentierte. Doch das Böse, das die aufgeklärten Länder aufkommen und wachsen liessen, richtete sich nicht nur gegen ein einziges Objekt, sondern stellte in seinem Ausmass, das es letztlich annahm, eine Gefahr für die gesamte Menschheit dar.

Am 30. Januar 1939 «prophezeite» Hitler, dass das Ergebnis eines erneuten Krieges «nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums (...), sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» sein würde. Diese Erklärung wurde bei den öffentlichen Auftritten Hitlers während der Kriegsjahre viele Male wiederholt. Es war keine improvisierte oder einmalig operative Erklärung, denn mit Expansion des Krieges gewann sie an Impetus und erreichte den Punkt des Massenmordes und der Ausarbeitung eines Plans zur Vernichtung

des europäischen Judentums. Die Zahl der Opfer des NS-Rassismus stieg zunächst durch die Umsetzung der «Euthanasie», 100.000 Menschen, zumeist an unheilbaren Krankheiten leidende deutsche Staatsbürger, wurden ermordet. Sie wurden im Namen des nationalsozialistischen Credo umgebracht, das dazu aufrief, die Stärke der «arischen» Rasse zu wahren.

Juden wurden als der Erzfeind schlechthin sowie als ein Hindernis für den grossen Plan der Nazis eingestuft. Bis zum Ausbruch des Krieges sah man in der Auswanderung von Juden aus Deutschland eine «Lösung» der Judenfrage. Obschon sich der Nazismus nach dem Überfall auf Polen, wo Millionen von Juden lebten, und der Invasion in andere europäische Länder, die kurz darauf ebenfalls unter NS-Kontrolle gerieten, auch gegen viele Angehörige der polnischen Elite richtete, blieben Juden dennoch weiterhin die eigentliche Zielscheibe. Die Kriegsumstände und die wachsende Macht Nazi-Deutschlands erleichterten es den Deutschen, immer extremer und brutaler gegen Juden vorzugehen. Inzwischen stand ihnen bei der «Endlösung» der Judenfrage nichts mehr im Weg. Nachdem die Idee einer Umsiedlung von Juden in die afrikanische Kolonie Madagaskar, die unter deutsche NS-Kontrolle gestellt werden sollte, verworfen worden war, wurden hermetisch abgeriegelte Ghettos eingerichtet. Sie waren eine Art weiteres Zwischenstadium der antijüdischen NS-Massnahmen. Mit dem Überfall auf die Sowjetunion und der Eroberung weiterer Territorien im Zuge des «Unternehmens Barbarossa» – ein Angriff, der als ein Kampf zwischen Weltanschauungen definiert wurde – setzte die «Endlösung» der Judenfrage durch Massenmorde auf lokaler Ebene ein. Das zunächst noch geographisch konzentrierte Massenmorden wurde schliesslich auf einen methodischen und allumfassenden Plan der Vernichtung aller europäischen Juden in Todeslagern ausgedehnt, die man eigens für diesen Zweck errichtete. Nur ein geringer Prozentsatz Juden in entsprechender physischer Verfassung wurde in Arbeitslager deportiert. Hier hatten sie unter Aufsicht der SS für die deutschen Kriegsbemühungen Zwangsarbeit zu verrichten. Doch auch diese Juden sollten, so Reichsführer-SS Heinrich Himmler, mit der Zeit ermordet werden. Obschon die Rüstungsbehörden der Wehrmacht und deutsche Industrielle dagegen protestierten und warnten, dass es keinen Ersatz für beruflich qualifizierte Juden gibt, wurde ihre Ermordung fortgesetzt; im Grunde schadeten die Deutschen ihren eigenen Kriegsbemühungen.

Führende Nazis hatten die Ermordung von Juden zu einem der Kriegsziele deklariert. Ungeachtet von Geschlecht, Bildung, Status und politischen Ansichten wurden Erwachsene sowie alte und junge Menschen zusammengetrieben und in Ghettos zwangsumgesiedelt, wo sie Hunger und Krankheit litten. Die meisten von ihnen wurden nach den Jahren der Not schliesslich doch noch brutal erschossen oder vergast. Unter den Augen jener Menschen, in deren Mitte Juden einst für Generationen gelebt hatten, wurde ein Verbrechen verübt, das in der Geschichte der Menschheit von beispiellosem Ausmass ist.

Die Ermordung von Juden wurde noch nicht einmal in den letzten Kriegsmo-
naten, als die deutsche Niederlage längst absehbar war, eingestellt. Als die Rote

Armee auf die Grenze Ungarns vorrückte, wurden hunderttausende ungarische Juden nach Auschwitz deportiert. Die Aktivitäten in den Vernichtungsanlagen von Birkenau erreichten damals ihren Höhepunkt. Das Ghetto Łódź wurde kurz vor der Befreiung der Stadt liquidiert. Die letzten Juden dieses Ghettos wurden im August 1944 nach Auschwitz deportiert oder in andere Lager verschleppt. Als Polen von der deutschen Okkupation befreit wurde, bestand in diesem Land, in dem unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg die grösste jüdische Gemeinschaft Europas gelebt hatte, kein einziges Ghetto mehr.

Die Entbehrungen und das Leid während des Krieges sowie die Gewaltherrschaft, die die Bevölkerung der besetzten Länder erlebte, wirkten sich nachteilig auf ihre moralische Standhaftigkeit aus. Die Menschen wurden gegenüber dem Schicksal von Juden hartherzig und gleichgültig. Sogar Untergrundbewegungen, die in verschiedenen Ländern aktiv wurden und gegen die NS-Okkupation kämpften, ignorierten das bittere Schicksal von Juden oder unternahmen nur wenig, um ihr Leid zu mindern. Erst gegen Ende des Krieges regten sich in Belgien, Frankreich und Holland politische und kirchliche Dissidentengruppen, die bei Rettungsaktionen halfen, wie beispielsweise in der Region des französischen Dorfes Chambon-sur-Lignon. Ende 1942 wurde in Polen eine Organisation gegründet, die Juden zur Flucht aus den Ghettos verhalf. Sie wurde unter ihrem Decknamen Żegota bekannt und war von der polnischen Exilregierung anerkannt. Lediglich in Dänemark, das ebenfalls unter NS-Besatzung stand, nahm die Rettung von Juden Formen einer nationalen Bemühung an. Die Deutschen sahen in den Dänen das ihnen rassistisch am nächsten stehende Volk. Die daher in internen Angelegenheiten relativ unabhängigen Dänen weigerten sich, die in ihrem Land lebenden Juden auszuhändigen. Im September 1943 entschieden die Deutschen, eine grossangelegte Suchaktion nach den tausenden von dänischen Juden durchzuführen, woraufhin viele dänische Bürger spontan ein Netzwerk zum Schutz der verfolgten Juden organisierten. Die in Dänemark lebenden Juden wurden gerettet, weil die Dänen sie auf dem Seeweg ins benachbarte Schweden schleusten. Auch auf das unter deutschem Einfluss stehende Bulgarien übten die Nazis massiven Druck wegen der Übergabe der Juden des Landes aus. Die bulgarischen Behörden überstellten zunächst Juden, die in den Regionen Thrakien und Mazedonien lebten, die während des Krieges an Bulgarien angeschlossen worden waren. Dann jedoch erhoben namhafte Personen der Politik und Kirche Protest und verhinderten, dass den Deutschen noch mehr Juden ausgehändigt wurden. Das faschistische Italien, einer der langjährigen Bündnispartner der faschistischen Achsenmächte, weigerte sich aus verschiedenen Gründen, seine Juden auszuliefern. So wurden nicht nur jüdische Staatsbürger des Landes, sondern auch in Ländern unter italienischer Kontrolle lebende Juden – in Südfrankreich sowie in Teilen Griechenlands und Kroatiens – dem Schutz der italienischen Behörden und der Armee des Landes unterstellt. Als sich Italien im September 1943 den Alliierten ergab, beteiligten sich jedoch Einheiten der italienischen Faschisten an der Jagd auf Juden, und die Republik Salò lieferte die dort lebenden Juden

an die Deutschen aus. Dennoch halfen viele einfache italienische Bürger, einschliesslich der Priesterschaft des Landes, Juden zu verstecken. In anderen Ländern, so auch in Frankreich, kooperierte die Polizei bei der Suche nach Juden und ihrer Deportation. In den Ländern des Baltikums, in der Ukraine, in Rumänien und Ungarn belagerten Hilfseinheiten der lokalen Bevölkerung, der Polizei und des Militärs jüdische Bevölkerungszentren. Sie mordeten auf Eigeninitiative und halfen den Deutschen bei ihrem Vernichtungsprojekt. Auch in anderen Ländern, wie z.B. in Polen, verrieten viele Bewohner Verstecke, in denen Juden Unterschlupf gefunden hatten. Darüber hinaus stahlen sie ihren Besitz, auf den die unter falscher Identität lebenden Juden zwingend angewiesen waren.

Um die Erinnerung an die *Gerechten der Völker* zu wahren, hat Yad Vashem in mehreren Bänden alle Rettungsaktionen zusammengetragen, die Einzelpersonen, Familien oder Gruppen und Völker zur Rettung von Juden unternahmen, denen die physische Vernichtung drohte. Diese Männer und Frauen, die sich an den Rettungsbemühungen beteiligten, ohne dafür eine materielle Belohnung zu erhalten, handelten in sehr schwierigen Situationen couragiert. Sie nahmen in Kauf, dass sie bei der Rettung unschuldiger Menschen ihr eigenes Leben und das ihrer Angehörigen gefährdeten. Die Überlebenden und ihre Nachkommen sind diesen Männern und Frauen, die in den dunkelsten Tagen des Zweiten Weltkrieges gegen den Strom schwammen, in alle Ewigkeit dankbar.

Erst wenn man sich die Situation eines Retters vor Augen führt, kann man verstehen, welche Last sich diese Menschen aufluden: Ein Retter gab etwas von seiner spärlichen Lebensmittelration ab oder versteckte einen oder mehrere Juden in seinem Heim und kümmerte sich um alle Bedürfnisse der Versteckten. Obwohl ein Retter in beständiger Angst lebte, gab er die Menschen in seiner Obhut nicht preis. Er oder sie musste nicht nur vor den Deutschen Angst haben, sondern auch fürchten, von Nachbarn denunziert zu werden. Wer in einem westeuropäischen Land Juden rettete und entdeckt wurde, wurde zumeist in einem Konzentrationslager interniert. In Osteuropa, in Ländern wie Polen, haben die Retter in einigen Fällen mit ihrem eigenen Leben oder mit dem ihrer Angehörigen bezahlt. Jede Rettungsaktion ist die Geschichte eines grossen Wagnisses, das manchmal fehlschlug und manchmal erfolgreich war. Diese Geschichten müssen bewahrt werden, denn sie zeugen von einer heldenhaften humanen Einstellung einiger Menschen, die nicht bereit waren, sich Barbarei und Bösem zu beugen.

Immer wieder wurde versucht, die Retter als Gruppe zu charakterisieren, und die Verfasser der diversen Studien zu diesem Thema kamen zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen. Betont wurde dabei, dass es sich bei den Rettern um aussergewöhnliche Menschen handelte, die zu Taten bereit waren, vor denen andere grundsätzlich zurückschreckten. Zum anderen wurde auf ihre Religiosität verwiesen. Ihr Glaube formte ihre Persönlichkeit und trug dazu bei, dass sie Aufgaben übernahmen, die das normale Pflichtbewusstsein überstiegen. In anderen Studien stand im Mittelpunkt, dass die Retter Organisationen angehörten, die gegen die NS-Ideologie opponierten oder die Retter selbst verfolgt wurden. In

den Studien wurde sogar die Idee aufgeworfen, dass einige Retter altruistische Menschen waren, die Abenteuer suchten und von den Ereignissen, deren Zeugen sie wurden, so verstört waren, dass sie beschlossen, helfend die Hand auszustrecken. Etliche der Retter müssen zur Intelligenz gezählt werden. Viele andere hatten jüdische Freunde oder Bekannte oder haben vor dem Krieg mit Juden zusammengearbeitet und wollten den Respekt und die Ehre erwidern, die ihnen diese Menschen entgegengebracht hatten. Obschon alle Retter diese Merkmale aufweisen, ist es dennoch unmöglich, sie auf einen einzigen Nenner zu bringen oder auf ein ihnen gemeinsames Motiv zu verweisen. Paradoxiertweise sind unter den Rettern auch einige hinlänglich bekannte Antisemiten – Menschen, die über die Verbrechen der Nazis so aufgebracht waren, dass sie sich trotz ihrer Ohnmacht zumindest der Rettung von Juden zuwandten.

In krassem Gegensatz zum NS-Regime, das die Konzentrationslager errichtete, um seinen Opfern ihre Menschlichkeit zu rauben, haben sich einige besondere Individuen – die *Gerechten unter den Völkern* – nachhaltig dagegen gewehrt, sich mit diesen unmenschlichen Massnahmen abzufinden. Im Allgemeinen spielen sie die Bedeutung ihrer Taten herunter und behaupten, lediglich eine menschliche Pflicht erfüllt zu haben. In den meisten Ländern wurden nur wenige Rettungsaktionen unternommen; in dem Meer des Leidens und des Mordens gab es nur vereinzelte Inseln der Rettung. Und dennoch haben die *Gerechten unter den Völkern* mit ihren mutigen Taten nicht nur das Leben unschuldiger Juden gerettet, sondern zugleich, ohne es beabsichtigt zu haben, die Ehre und die Werte der Menschheit im Allgemeinen bewahrt.

Diesen von Yad Vashem anerkannten Rettern wird eine konkrete Ehrung zuteil. Immer wieder werden Zeremonien abgehalten, bei denen einem *Gerechten unter den Völkern* eine Anerkennungsurkunde überreicht wird. In der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem werden im Rahmen dieser Feierstunde beide Seiten zusammengeführt: der *Gerechte*, der Retter, der aus einem fernen Land anreist, und die gerettete Person, die häufig ebenfalls im Ausland lebt. Die Retter kommen für gewöhnlich alleine, nur manchmal werden sie von ihren Ehepartnern begleitet, während die Überlebenden mit ihren grossen Familien anreisen – Söhne, Töchter und Enkelkinder –, drei Generationen von Überlebenden. Sie repräsentieren den Mikrokosmos der menschlichen Gesellschaft, sind mit Freude und Tränen über die wundervolle Tat der Rettung und deren Früchte erfüllt. Die Rettungsaktionen stellen ein wichtiges Kapitel der kollektiven Erinnerung an jene schreckliche Zeit dar, als die europäische Zivilisation in einer beispiellosen Finsternis versank. Sie sind Symbole und verkörpern zugleich wichtige Lehren für die Zukunft. Mit ihren Bemühungen halfen die Retter, die noblen Ziele des Kampfes gegen Nazi-Deutschland umzusetzen. Ihnen gebührt unsere unendliche Dankbarkeit und Anerkennung.

1953 verabschiedete die Knesset das so genannte Yad-Vashem-Gesetz, durch das die staatliche Institution zur Erinnerung an die Märtyrer und Helden des Holocaust gegründet wurde. Yad Vashem wurde auf dem Jerusalemer Har HaZikaron (Gedenkhügel) als eine universale jüdische Institution errichtet. Eine der Aufgaben, die Yad Vashem übertragen wurden, beinhaltet die Ehrung und die Erinnerung an die «Gerechten unter den Völkern, die bei der Rettung von Juden ihr Leben riskierten.»

Der Begriff *Gerechte unter den Völkern* wurde der Literatur der jüdischen Weisen entnommen (Babylonischer Talmud, Baba Batra 15,2). Seit Generationen steht er als Synonym für die Anerkennung eines Nichtjuden, der sich gegenüber Juden wohlwollend verhält. Yad Vashem verleiht den Titel *Gerechter unter den Völkern* an Nichtjuden, die während des Holocaust unter Einsatz und Gefahr für das eigene Leben Juden gerettet und dafür kein Geld oder andere Gegenleistungen erhalten haben. Für die Vergabe des Titels werden die Aussagen der Überlebenden und oftmals auch eine sonstige, zuverlässige Dokumentation herangezogen.

Anfang der 1960er Jahre konstituierte Yad Vashem ein unabhängiges öffentliches Komitee, das sich aus 35 Mitgliedern zusammensetzt und über die Vergabe des Titels *Gerechter unter den Völkern* entscheidet. Die ehrenamtlich tätigen Mitglieder des Komitees sind Personen des öffentlichen Lebens sowie Juristen und Historiker, und häufig sind sie selbst Holocaust-Überlebende. Dem Komitee steht ein pensionierter Richter des Obersten Gerichtshofes vor. Von 1962 bis 1970 hatte Richter Moshe Landau den Vorsitz inne, zwischen 1970 und 1995 amtierte Dr. Moshe Bejski als Vorsitzender, und seit 1995 übt Richter Jakov Maltz dieses Ehrenamt aus. Diesem Komitee, das auch Vollversammlung genannt wird und als übergeordnete Instanz – als eine Art Berufungsforum in zweiter Instanz – fungiert, unterstehen drei Unterkomitees, die von einem Historiker oder Juristen geleitet werden.

Jeder Antrag auf Vergabe des Titels *Gerechter unter den Völkern* durchläuft einen komplexen Entscheidungsprozess in mehreren Phasen. Aufgrund eingehender Empfehlungen trägt die Yad-Vashem-Abteilung für *Gerechte unter den Völkern* erste Informationen zusammen. Zu jedem Kandidaten wird eine Akte angelegt und ein für den Antrag zuständiger Sachbearbeiter berufen, der dem Komitee angehört und mit dem Material sowie der relevanten Sprache vertraut ist. Der Sachbearbeiter nimmt die Zeugenaussage des oder der Überlebenden auf. Auch im Ausland werden Zeugenaussagen protokolliert, die entweder notariell oder von einem in dem Land anwesenden diplomatischen Vertreter des Staates Israel beglaubigt werden müssen.

Ist der Sachbearbeiter der Ansicht, dass ausreichend glaubwürdige Informationen gesammelt wurden, so wird die Dokumentation einem der Unterkomitees vorgelegt, das auf der Grundlage der vor Jahren erarbeiteten Kriterien und juristischen Interpretationen über die Vergabe der Auszeichnung entscheidet.

Das Yad-Vashem-Direktorium hat keinen Einfluss auf die Entscheidung der Komiteemitglieder, die im Anschluss an eine ausführliche Diskussion über einen Antrag abstimmen. Bei Stimmgleichheit oder einem komplexen Fall, der nur

mit minimaler Stimmenmehrheit angenommen wurde, oder wenn ein Mitglied des Komitees oder des Yad-Vashem-Direktoriums um eine weiterführende Evaluation bittet, unterbreitet der Vorsitzende des Unterkomitees den Fall der Vollversammlung zur erneuten Verhandlung. Der Vorsitzende der Vollversammlung, der zugleich dem *Gerechten unter den Völkern-Komitee* vorsteht, hat darüber zu entscheiden, ob ein Fall für eine erneute Verhandlung ausreichend fundiert ist. Ungewöhnliche oder besonders komplizierte Fälle werden, wenn der Vorsitzende eines der Unterkomitees einen entsprechenden Antrag stellt, direkt zur Verhandlung vor der Vollversammlung gebracht.

Im Laufe der Zeit erweiterte das Komitee seine Interpretationskriterien, so dass auch Diplomaten, die sich an Hilfsleistungen für Juden beteiligt haben, als *Gerechte unter den Völkern* anerkannt werden können.

Jede Person, die als *Gerechter unter den Völkern* anerkannt wird, erhält eine Medaille und eine Ehrenurkunde. Die Verleihung erfolgt im Rahmen einer festlichen Zeremonie, die entweder in Yad Vashem in Jerusalem stattfindet oder in dem Land, in dem die Person lebt, von einem diplomatischen Vertreter des Staates Israel geleitet wird. Während der ersten Jahre, in denen dieser Titel vergeben wurde, haben die *Gerechten* oder ihre Repräsentanten bei ihrem Aufenthalt in Israel Bäume in der Allee der *Gerechten unter den Völkern* in Yad Vashem gepflanzt. Zudem wurden tausende weitere Bäume zu Ehren der *Gerechten* gesetzt. Da der Har HaZikaron seit rund einem Jahrzehnt vollständig bepflanzt ist, beschloss man, auf dem Gelände von Yad Vashem einen Garten anzulegen, der den *Gerechten unter den Völkern* gewidmet ist. In einer hier errichteten Mauer werden Ehrentafeln eingelassen, auf denen die Namen aller Retter nach Ländern geordnet verzeichnet sind.

Wir werden niemals in Erfahrung bringen, wie viel Juden während des Holocaust die Hilfe von Nichtjuden erhielten. Das hat verschiedene Gründe. Es besteht schlicht und einfach nicht die Möglichkeit, alle Personen ausfindig zu machen. Nach dem Krieg verstreuten sich die Überlebenden in alle Welt, einige Juden, die Hilfe erfahren hatten, sind noch während des Krieges verstorben, sodass niemand über die geleistete Hilfe berichten konnte. Andere Überlebende haben Yad Vashem nicht kontaktiert, um Informationen über ihre Retter weiterzuleiten, die folglich nicht geehrt werden konnten.

Auch Retter fanden – zusammen mit Juden, denen sie Hilfe offerierten – den Tod. Einige möchten anonym bleiben, und wieder andere sind nicht der Ansicht, dass ihnen, obschon sie eine noble und humane Tat vollbrachten, eine besondere Ehrung gebührt. Die geehrten Retter haben sehr unterschiedliche Rettungsaktionen unternommen, was unter anderem durch den Charakter der Besatzungsherrschaft in den verschiedenen Ländern Europas bedingt war. Zumeist sorgten die Retter für ein Versteck in ihrem Haus oder auf ihrem Grund und Boden, wobei sie vielfach einen bunkerähnlichen Unterschlupf im Wohnhaus, auf dem Dachboden, im Lagerraum oder in der Scheune anlegten. In diesen Verstecken verbrachten Juden Wochen, Monate und sogar Jahre und wurden von ihren Rettern, trotz der schwierigen Versorgungslage während des Krieges, mit Lebensmitteln

versorgt. Die Retter gingen nicht nur für die Zeit, in der Juden bei ihnen versteckt waren, ein grosses Risiko ein, sondern schwebten auch danach noch in Gefahr. Sie mussten beständig fürchten, dass die Nazis Hausdurchsuchungen vornehmen. Zudem gab es in ganz Europa Menschen, die die Retter an die Behörden verrieten.

Bis zum Ende des Jahres 1999 hat Yad Vashem zirka 17.000 *Gerechte unter den Völkern* geehrt. Diese Ziffer beweist, dass es trotz der schrecklichen Tragödie, die das jüdische Volk erfuhr, Einzelpersonen gab, die gegenüber dem Schicksal von Juden nicht gleichgültig blieben und für das Gebot «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» ihr eigenes Leben riskierten. Dank ihrer Hilfsaktionen haben die *Gerechten unter den Völkern* nicht nur einzelne Juden gerettet, sondern auch die Ehre ihrer Mitbürger und die Ehre der Menschheit während der barbarischen Zeit des Holocaust bewahrt. Sie verkörpern den Vers: «Wer auch immer ein einziges Leben rettet, der ist, als ob er die ganze Welt gerettet hätte.» Einige Retter, wie z.B. der Mönch Pierre-Marie Benoit, Oskar Schindler, Raoul Wallenberg, Joop Westerweel und Irena Sendler, wurden zu kulturellen Helden und Symbolfiguren der Courage. Über sie wurden Bücher geschrieben und Filme gedreht. Wir sind verpflichtet, an die *Gerechten unter den Völkern* und ihre wagemutigen Taten in alle Ewigkeit zu erinnern.

* * *

Darüber hinaus sah sich das Yad-Vashem-Direktorium verpflichtet, ein umfassendes Lexikon zu publizieren, in dem die Rettungsgeschichten der *Gerechten unter den Völkern* erzählt werden. Die Idee geht unter anderem auf Cathriel Katz und Dr. Moshe Bejski zurück. Da es sich bei jeder Rettung um einen Akt des Mitgefühls und der Hingabe eines Menschen für einen anderen handelt und jede Rettung zudem eine allgemeingültige Botschaft beinhaltet, wurde entschieden, die Serie in Englisch herauszugeben. Jeder Rettungsakt, einhergehend mit der persönlichen Lebensgeschichte des Retters, wurde separat verzeichnet. Verfasst wurden diese Beiträge anhand der Informationen, die in der persönlichen Akte eines *Gerechten unter den Völkern* zusammengetragen wurden und im Yad-Vashem-Archiv verwahrt sind.

Aus jedem Beitrag geht hervor, wer der Retter war, wo die Person lebte, welchen Beruf, familiären und wirtschaftlichen Status er oder sie während des Krieges und der Zeit der NS-Okkupation hatte. Es wird darauf eingegangen, ob der Retter bereits vor dem Krieg Kontakt zu Juden hatte und ob weitere Personen an der Rettungsaktion beteiligt waren. Näher geschildert wird vor allem das entscheidende Zusammentreffen zwischen verfolgtem Juden und Retter: Wer wandte sich an wen, wer ergriff die Initiative, unter welchen Umständen und zu welchem Zeitpunkt des Krieges geschah dies? Ausserdem haben wir versucht, den weiteren Werdegang des Retters wie auch der geretteten Person darzulegen und ob sie nach dem Krieg in Kontakt blieben.

Der Herausgeberausschuss ernannte für jedes Land einen separaten Herausgeber. Diese für einzelne Länder verantwortlichen Herausgeber sind Historiker mit entsprechenden Fachkenntnissen. Einige Herausgeber sind Mitglieder des

Komitees der *Gerechten unter den Völkern*. Ausserdem wurde ein Mitarbeiterstab von Autoren beauftragt, die mit der Geschichte des jeweiligen Landes während des Zweiten Weltkrieges und des Holocaust vertraut sind. Der Lexikonbeitrag wurde von Historikern und Experten bezüglich seiner Übereinstimmung mit dem Dokumentationsmaterial in der Akte des Retters überprüft. Wir haben uns bemüht, möglichst viele Einzelheiten über den Retter und seine Hilfsaktion in den Beitrag aufzunehmen, doch in einigen Fällen beantwortet das vorliegende Material nicht alle aufgeworfenen Fragen. Somit stösst man nach wie vor auf einige obskure Begebenheiten, die nicht weiter erhellt werden konnten.

Im Zuge unserer Arbeit erfuhren wir mehr über einige Rettungsakte, an denen mehrere Personen beteiligt waren. Wir haben uns diesbezüglich dafür entschieden, einer solchen Rettungsaktion einen einheitlichen Beitrag zu widmen, in dem alle Retter erwähnt werden, zu denen weitere Hinweise in alphabetischer Reihenfolge eingeflochten und die zudem in den Index aufgenommen wurden. Der Name eines Retters oder einer Retterin ist in dem Band jenes Landes verzeichnet, dessen Staatsbürgerschaft oder nationale Zugehörigkeit er oder sie hatte. Nach dem Krieg änderten sich viele Grenzverläufe, und in einigen Fällen waren die Retter in anderen Ländern und nicht in ihren Heimatstaaten aktiv gewesen. Wir haben versucht, eine Rettungsgeschichte auf der Grundlage der Nationalität des Retters oder seiner eigenen Definition oder Wahl, oder der seiner Nachfahren, einem bestimmten Land zuzuordnen. In gewissen Fällen, in denen die Retter in anderen Ländern als in ihren Heimatstaaten agierten und dabei Hilfe von der lokalen Bevölkerung erhielten, haben wir in Übereinstimmung mit den für die einzelnen Länderbände verantwortlichen Herausgebern die Geschichte einer solchen Rettung sowohl in dem Band zu dem Land, in dem die Hilfe geleistet wurde, als auch in dem Band zum Herkunftsland des Retters aufgenommen.

Darüber hinaus möchten wir auf einen weiteren Sachverhalt hinweisen: Der Familienname von Frauen, denen der Titel *Gerechte unter den Völkern* zugesprochen wurde, änderte sich später häufig aufgrund einer Eheschliessung. Im Text haben wir diese Namen mit einer entsprechenden Anmerkung versehen und einen Index angelegt, sodass der Leser die Namen einfacher finden kann.

Der Herausgeberausschuss entschied, die Geschichten aller *Gerechten unter den Völkern* zu publizieren, die bis Ende 1999 von Yad Vashem geehrt wurden. Da Yad Vashem auch weiterhin *Gerechte unter den Völkern* auszeichnen wird und bis Ende 2002 ihre Zahl bereits auf 20.000 anstieg, sollen nachfolgend entsprechende zusätzliche Bände herausgegeben werden.

Der Herausgeberausschuss

Die deutschen Gerechten unter den Völkern

1

Das Thema dieses Bandes ist eine kleine Gruppe deutscher Frauen und Männer, die von Yad Vashem, der Holocaust-Gedenkstätte des Staates Israel, als *Gerechte unter den Völkern* anerkannt wurden. Aktive Hilfe für verfolgte Juden war im Deutschland Hitlers selten. Yad Vashems Vergleichszahlen der *Gerechten* aus verschiedenen Ländern ergeben in dieser Hinsicht ein repräsentatives, wenn auch längst nicht vollständiges Bild. Bis zum 1. Januar 2005 hatten 20.757 Personen den Titel eines *Gerechten* erhalten, darunter 5.874 Polen, 4.638 Niederländer, aber nur 410 Deutsche. Dabei muss allerdings bedacht werden, dass die Kriterien Yad Vashems, die nur bei einem engen Kreis stark engagierter Retter greifen, ein weites Umfeld von Helfern und Sympathisanten ausser Acht lassen, die die verfolgten Juden auf verschiedene Weise unterstützten: indem sie offensichtlich illegale Untermieter nicht zur Kenntnis nahmen, Lebensmittelkarten verschenkten, Informationen Weitergaben. Man kann davon ausgehen, dass die meisten Juden, die illegal versteckt der Deportation in die Todeslager entgingen – nach der allgemein akzeptierten Schätzung etwa 3.000 Überlebende – zu irgendeinem Zeitpunkt Hilfe aus der nicht jüdischen Bevölkerung erhielten.

Auf die Frage, welches Risiko die deutschen *Gerechten* bei ihrer Hilfe für verfolgte Juden eingingen, gibt es keine eindeutige Antwort. Zweifellos änderte sich der Grad des Risikos mit der zunehmenden Verschärfung der nationalsozialistischen Judenpolitik wie auch je nach der Form der geleisteten Hilfe. Ein Wehrmachtsoffizier, der in Weissrussland der jüdischen Untergrundbewegung Waffen zukommen liess, dürfte wesentlich gefährdeter gewesen sein als ein bekannter deutscher Industrieller, der 1938 in Stuttgart heimlich die jüdische Emigration finanziell unterstützte. Während dem Offizier im Falle der Entdeckung die sofortige Erschiessung drohte, blieb dem Industriellen ein gewisser Spielraum, da sein Handeln noch im Rahmen der 1938 gültigen offiziellen Linie lag, die jüdische Emigration aus Deutschland zu fördern. Die umfangreichen Gesetze, Verordnungen und Ad-hoc-Regelungen, die das Sonderrecht für Juden im nationalsozialistischen Deutschland ausmachten, enthielten keine einzige Bestimmung, die sich auf Juden geleistete Hilfe bezog. Am ehesten griff noch eine Verordnung des Reichssicherheits-Hauptamtes vom 24. Oktober 1941, die für Personen deutscher Abstammung, die offen freundschaftliche Beziehungen zu Juden pflegten, aus «erzieherischen Gründen» bis zu drei Monate Haft in einem Konzentrationslager vorsah. Dies muss im Kontrast zu der Situation in Osteuropa gesehen werden, wo nach Oktober 1941 Polen, die bei der Hilfe für Juden gefasst wurden, mit der Todesstrafe rechnen mussten – oft zusammen mit ihrer ganzen Familie. Mit den eigenen «Volksgenossen» war das NS-Regime im Allgemeinen nachsichtiger. In der Praxis reichten die Strafen, die den bei der Hilfe für Juden entdeckten Deutschen auferlegt wurden, von einer Verwarnung oder

einer Geldstrafe bis zu einer Haftstrafe in einem Konzentrationslager. Letztere konnte natürlich zum Tod der betroffenen Person führen. «Judenhelfer» oder «Judenfreunde», die vor Gericht gestellt wurden, konnten verschiedener Vergehen angeklagt werden: z.B. des Verstosses gegen das Heimtückegesetz, der Bestechlichkeit oder auch des Hörens von Feindsendern.

Es wäre jedoch sinnlos, die Bedeutung der deutschen *Gerechten* an der Schärfe der nationalsozialistischen Strafmassnahmen zu messen. Ihre Taten müssen vor dem Hintergrund der moralischen Finsternis bewertet werden, in der sich die deutsche Gesellschaft unter Hitler befand, vor dem Hintergrund eines beispiellosen «Zusammenbruchs des kollektiven moralischen Bewusstseins und der individuellen bürgerlichen Moral». «Es war», so Ian Kershaw, «vor allem das Fehlen einer Möglichkeit, sich gegen das Böse zu entscheiden».

Angesichts der zentralen und entscheidenden Rolle, die der Antisemitismus in der nationalsozialistischen Weltanschauung spielte, muss jede Handlung, die darauf hinauslief, die Mordpläne der Nazis zu durchkreuzen, als Akt des Widerstands gewertet werden, selbst wenn sie nur auf der unpolitischen und unheroischen Ebene des Alltagslebens stattfand. Dies umso mehr angesichts der allgemeinen Schwäche der deutschen Widerstandsbewegung und der Tatsache, dass die Rettung von Juden nicht zu ihren vorrangigen politischen Zielen gehörte. Die Verschwörer des 20. Juli 1944 bildeten hier keine Ausnahme. Die National-Konservativen waren selbst nicht frei von Antisemitismus, auch wenn er bei ihnen nicht so weit ging, dass sie Massenmord gutgeheissen hätten. Die Vision eines «anderen Deutschland» blieb – soweit es sie überhaupt gab – auf den privaten Bereich des Einzelnen beschränkt. In seinem Dilemma konnte sich der deutsche *Gerechte* nur auf sein eigenes Gewissen, sein eigenes Gefühl für Recht und Unrecht verlassen.

Der unpolitische, alltägliche Rahmen ihrer Rettungstaten lieferte die Retter besonders der allgegenwärtigen Gefahr der Denunziation aus. Da die Hilfe für Juden im privaten, nicht-öffentlichen Bereich von Heim und Arbeitsplatz stattfand, konnten die Behörden nur über Anzeigen von ihr erfahren. Tatsächlich wurde das Denunzieren von Nachbarn und Arbeitskollegen, wenn auch nicht ausschliesslich oder notwendigerweise aus antisemitischen Motiven heraus, zum typischsten Merkmal der deutschen Gesellschaft unter Hitler. Der wohlverdiente Ruf der Gestapo als eines allgegenwärtigen Werkzeugs des Terrors beruhte nicht so sehr auf ihrer eigenen Effektivität, sondern auf der bereitwilligen Mitarbeit zahlloser gewöhnlicher Deutscher. In dieser Hinsicht kann man durchaus von einer «Selbstkontrolle» und «Selbstüberwachung» der deutschen Bevölkerung sprechen.

Das Dilemma des möglichen Retters wurde noch verschärft durch die Tatsache, dass die Verfolgung der Juden in Deutschland nicht von einer fremden Besatzungsmacht durchgeführt wurde, sondern die offizielle Politik eines Regimes darstellte, das von der grossen Mehrheit der Bevölkerung – unabhängig davon, ob sie ursprünglich die NSDAP unterstützt hatte oder nicht – als rechtmässig und legal angesehen wurde. Das Regime war zudem bemüht, die grundlegende Kriminalität seiner antijüdischen Politik zu verschleiern, indem es sie mit einem

kunstvollen Mantel scheinbarer Legalität umgab. Das «Dritte Reich» ist treffend als «legalisierter Unrechtsstaat» (Wolfgang Benz) bezeichnet worden. Zu Recht ist darauf hingewiesen worden, dass die jüdischen Opfer des Regimes nicht nur extreme Entbehrung und Entrechtung ertragen mussten. Sie waren darüber hinaus psychologisch mit dem Wissen belastet, dass all dies aus dem legalisierten Willen der staatlichen Obrigkeit entsprang. Dies machte jedoch nicht nur die besondere seelische Qual der Opfer aus, sondern war auch Teil des Dilemmas der potenziellen Retter und Widerständler. Man muss sich nur in Erinnerung rufen, wie fest die Werte von Gehorsam und Unterwerfung unter die Autorität in der deutschen Gesellschaft und Kultur verankert waren. Auch darf nicht vergessen werden, dass die deutsche Bevölkerung im Reichsgebiet weit vom Schauplatz der Massenmorde in Osteuropa entfernt war. Die Misshandlungen und Gewalttaten an den Juden fanden ausserhalb des unmittelbaren Erfahrungsbereichs des normalen Deutschen statt, der innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches lebte. Der typische deutsche *Gerechte* musste sich wesentlich mehr als ein Retter in Osteuropa auf Vermutungen, Gerüchte und Vorstellungskraft verlassen, um die wirkliche Bedeutung der Deportationen «in den Osten» zu erfassen.

2

Eine wichtige Dimension im historischen Kontext der deutschen Retter ist mit der Identität der ersten Opfer der Verfolgungspolitik der Nazis verbunden: den deutschen Juden. Mehr als 70% aller in den Unterlagen der deutschen *Gerechten* dokumentierten Rettungshandlungen fanden auf deutschem Boden statt und betrafen zum grössten Teil deutsche Juden. Am Vorabend von Hitlers Machtergreifung lebten in Deutschland (in den Grenzen vor 1937) ungefähr 525.000 Juden. Die deutschen Juden waren eine der ältesten etablierten jüdischen Gemeinschaften in Europa und wurden vor 1933 weithin als ein Modellbeispiel erfolgreicher Emanzipation und schöpferischer Interaktion zwischen Juden und ihrer nichtjüdischen Umwelt angesehen. Die Integration der Juden war hier viel weiter fortgeschritten als in Osteuropa, wo sich die Juden von ihrer nicht jüdischen Umgebung abgesondert hielten. Jüdische und nichtjüdische Deutsche waren auf fast jede denkbare Art und Weise miteinander verbunden: als Nachbarn (denn anders als in Polen gab es keine besonderen Wohnviertel für Juden), als Arbeitgeber und Angestellte, als Geschäftspartner und Kollegen, als Lehrer und Schüler, als Klassenkameraden, als Ärzte und Patienten, als Rechtsanwälte und Klienten, als Waffengefährten im Ersten Weltkrieg. Besonders in den grossstädtischen Ballungszentren wie Berlin, Frankfurt, München und Hamburg, wo Juden und Nichtjuden täglich zusammenkamen, führte der soziale Kontakt zu gemischten Ehen. Einer Schätzung zufolge hatten 1932 drei von zehn verheirateten Juden einen nicht jüdischen Partner.

Bald nach ihrer Machtergreifung begannen die Nationalsozialisten ihren hasserfüllten und sich ständig verschärfenden Angriff auf die Grundlagen jü-

dischen Lebens in Deutschland. Das taktische Ziel nationalsozialistischer Politik war in den ersten Jahren noch nicht die physische Vernichtung der Juden, sondern ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Isolation und ihre Vertreibung von deutschem Boden. Bei der Verfolgung dieser Ziele musste das Regime noch auf innere und äussere Zwänge Rücksicht nehmen, die die Brutalität seiner antisemitischen Massnahmen in Grenzen hielten. Die antijüdische Kampagne fand grösstenteils unter den Augen der Weltöffentlichkeit statt. Typische Massnahmen waren diskriminierende Gesetzgebung, wirtschaftliche Beschränkungen, öffentliche Verleumdung, behördliche Belästigungen und gesellschaftliche Ausgrenzung, weniger physische Gewalt und Mord.

Ein bezeichnendes Merkmal der nationalsozialistischen Politik vor Kriegsausbruch war der verwirrende Wechsel zwischen Unterdrückung und Normalität, das ständige Verschärfen und Zurücknehmen des antisemitischen Drucks. Plötzliche intensive antisemitische Aktivitäten wurden abgelöst von längeren Phasen trügerischer Ruhe. Die «Reichskristallnacht» im November 1938, die den entscheidenden Bruch zu den relativ gewaltlosen Verfolgungsmethoden der ersten Jahre darstellte, verursachte eine panische Flucht der Juden aus Deutschland. Ab Juli 1939 mussten alle Juden, auch die «Rassejuden», der von den Nationalsozialisten ins Leben gerufenen «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland» angehören, die die auf freiwilliger Mitgliedschaft beruhende «Reichsvertretung» ablöste, welche die Juden am Beginn der NS-Herrschaft selbst gegründet hatten. Die Lage der nach dem Kriegsausbruch im September 1939 in Deutschland verbliebenen Juden wurde immer verzweifelter, sie wurden ihres Geldes und ihres Lebensunterhaltes beraubt, wurden in «Judenhäusern» zusammengepfercht, waren Opfer ständiger Heimsuchungen durch die Polizei. Sie waren einer endlosen Kette erniedrigender Verbote ausgesetzt: ihre Telefone wurden abgeschaltet, ihre Radios beschlagnahmt, sie durften die öffentlichen Verkehrsmittel nur noch eingeschränkt benutzen, für den Lebensmitteleinkauf wurden ihnen bestimmte Zeiten und bestimmte Läden vorgeschrieben usw. Am bittersten wurde vermutlich die Anordnung vom 8. September 1941 empfunden, nach der alle Juden, die älter als sechs Jahre waren, sichtbar auf der linken Brust einen gelben Davidstern tragen mussten. Die Pflicht zum Tragen des «Judensterns» nahm den Berliner Juden endgültig den weitgehend psychologischen Schutz der Anonymität der Grossstadt. Aber es gab noch eine viel bedrohlichere Konsequenz. Die Namen und Adressen, die die Gemeinden in ihrer Rolle als Verteiler der Abzeichen zusammenstellten, konnten für die Vorbereitung der Deportationslisten benutzt werden.

Insgesamt war es etwa 350.000 deutschen Juden gelungen, aus der Todesfalle Nazi-Deutschlands zu entkommen, als Heydrich am 24. Oktober 1941 das offizielle Auswanderungsverbot erliess. Noch ungefähr 150.000 Juden lebten zu diesem Zeitpunkt in Deutschland. Die Massendeportationen nach Osteuropa begannen im Oktober 1941 und waren im Frühjahr 1943 abgeschlossen. Der erste Transport aus Berlin ging am 18. Oktober 1941 mit 1.013 Personen in das Ghetto Łódź ab. Bei der «Fabrikaktion», der letzten grossen Razzia unter den Berliner

Juden am 27. Februar 1943, wurden Juden an ihren Arbeitsplätzen in den Fabriken festgenommen. Kaum war jedoch Deutschland für «judenrein» erklärt, wurden Juden aus Osteuropa in das Reich gebracht, als Zwangsarbeiter und in den berüchtigten «Todesmärschen», die in den letzten Monaten des Krieges in allen Richtungen durch das Land zogen.

3

Wie reagierten «gewöhnliche» Deutsche auf die sich ständig verschärfende Politik der Verleumdung, der Diskriminierung und schliesslich der Ausrottung, die gegen ihre jüdischen Landsleute, Nachbarn und Kollegen geführt wurde? Antisemitismus – sowohl mit seinen militant «völkischen» Zügen wie auch in seiner traditionellen Form – durchdrang zwar die deutsche Gesellschaft schon vor Hitler, die «Judenfrage» spielte jedoch bei der Entscheidung der NSDAP-Wähler keine wesentliche Rolle. Für die übergrosse Mehrheit der deutschen Bevölkerung, auch für die Wähler der NSDAP, hatte die «Lösung des Judenproblems» niemals die alles beherrschende, obsessive Bedeutung wie für Hitler und den harten Kern der radikalen Nationalsozialisten.

Obwohl die Quellen keine statistischen Aussagen erlauben, hat es doch im Grossen und Ganzen den Anschein, dass Äusserungen der Zustimmung oder der Gleichgültigkeit und Hinnahme gegenüber Kritik und Ablehnung in der Überzahl waren. Diese Grundstimmung, die den grössten Teil der Vorkriegszeit charakterisierte und ihren Höhepunkt in der Reaktion auf die Nürnberger Gesetze vom September 1935 erreichte, wurde durch die Ereignisse der «Reichskristallnacht» im November 1938 erschüttert. Eine Mehrheit des deutschen Volkes lehnte das Pogrom ab, allerdings aus den «falschen Gründen». Die antisemitischen Ausschreitungen wurden nicht verurteilt, weil sie als moralisch falsch oder verbrecherisch angesehen wurden, sondern weil der Anblick von Gewalt und Vandalismus auf offener Strasse den gutbürgerlichen Sinn für Recht und Ordnung bedrohte.

Nach Kriegsausbruch setzte ein Prozess der Eskalation und Radikalisierung ein. Zwei gegensätzliche Entwicklungen lassen sich feststellen. Einerseits hatte das Bild der Juden einen ständigen Prozess der Entmenschlichung und «Entpersonalisierung» erfahren; die Öffentlichkeit hatte die antisemitischen Klischees der Nazi-propaganda weitgehend verinnerlicht. Zur fortschreitenden «Abstrahierung» des Judenproblems hatte beigetragen, dass der persönliche Kontakt zu Juden durch deren zunehmende Absonderung und Abschottung in «Judenhäusern» seltener wurde. Andererseits verschwand die Frage nach dem Schicksal der Juden immer mehr aus dem allgemeinen Bewusstsein, je mehr die Bevölkerung von anderen Dingen wie dem täglichen Kampf um Lebensmittel und andere Güter, der Sorge um Verwandte an der Front und die zunehmenden Luftangriffe in Anspruch genommen wurde. Trotzdem und entgegen der bequemen Rationalisierungen der Nachkriegszeit gibt es klare Beweise für ein weit verbreitetes Bewusstsein vom Schicksal der «in den Osten» deportierten Juden. J.P. Sterns For-

mulierung bringt es auf den Punkt: «Die Bevölkerung wusste so viel und so wenig, wie sie wissen wollte. Sie wusste das nicht, was sie aus verständlichen Gründen nicht mehr wissen wollte. Etwas nicht wisseji zu wollen setzt jedoch voraus, dass man genug weiss, um zu wissen, was man nicht mehr wissen will». Selbst ein einfacher Beobachter ohne höhere Bildung wie Karl Dürkefäden, ein Handwerksmeister aus Niedersachsen, konnte, wie seine veröffentlichten Tagebuchnotizen zeigen, durch Hörensagen und Schlussfolgerungen zu einer überraschend genauen Einschätzung der Art und des Ausmasses des Massenmordes in Osteuropa gelangen. Die Unterlagen der *Gerechten* geben weitere Aufschlüsse. So war es seine Kenntnis der Gerüchte über das furchtbare Schicksal der deportierten Juden, die den katholischen Bauern Hubert Pentrop aus Nordkirchen dazu brachte, seinen Bekannten aus der Vorkriegszeit, den jüdischen Viehhändler Spiegel, zu warnen, unter keinen Umständen «in den Osten» zu gehen. Als Spiegel verzweifelt fragte, «Aber was soll ich denn tun?», antwortete Pentrop sofort: «Komm zu mir, ich verstecke dich!» Erna Segal, eine jüdische Sozialarbeiterin in Berlin, wurde im Februar 1942 nach einer Busfahrt von einem Fremden angesprochen, der ihre gelbe Marke bemerkt hatte. Der Fremde, ein Soldat in Uniform, folgte der Jüdin in eine einsame Nebenstrasse und begann dann aufgeregt, ihr von dem schrecklichen Schicksal zu erzählen, das die deportierten Juden «im Osten» erwartete. Er drängte sie, ausländische Diplomaten zu informieren und riet ihr, sich zu verstecken. Nach diesem Zusammentreffen beschloss Erna Segal, in den Untergrund zu gehen.

4

Man kann sich fragen: Was brachte die *Gerechten* dazu, sich so anders als die überwältigende Mehrheit der deutschen Bevölkerung zu verhalten? Gründete ihre Bereitschaft, sich für die jüdischen Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung in Gefahr zu bringen, auf eine unterschiedliche Erziehung, einen anderen sozialen Hintergrund, politische oder religiöse Überzeugungen? Das überraschendste Merkmal der Retter als Gruppe ist ihre völlige «Normalität»: Sie waren sowohl «normale Menschen» – sehr häufig «normale Frauen» – als auch «normale Deutsche» im wahrsten Sinn des Wortes. In ihrem breit gefächerten Spektrum unterschiedlicher gesellschaftlicher Hintergründe, religiöser Überzeugungen, Parteizugehörigkeiten und Berufe scheinen sie einen authentischen Querschnitt der deutschen Gesellschaft darzustellen: Hausfrauen, Soldaten, Arbeiter, Industrielle, Künstler, Ärzte, Wissenschaftler, Bauern, Stadtbewohner, Landleute, Kirchenmänner, Ordensfrauen, Atheisten, Lesbierinnen, Konservative, Kommunisten, Sozialdemokraten usw. Wir können zu Recht folgern – in gewisser Weise tautologisch –, dass das einzige gemeinsame Merkmal, das die *Gerechten* vom Rest ihrer deutschen Landsleute unterschied, die Tatsache war, dass sie das Risiko eingingen, Juden zu helfen.

Auch wenn das Datenmaterial von Yad Vashem bei Weitem nicht vollständig ist, so ermöglicht es uns doch einige quantitative und qualitative Beobachtungen,

die den historischen Rahmen der Rettungsaktivitäten in Deutschland definieren. Bei Weitem die meisten der in den Unterlagen der *Gerechten* dokumentierten Ereignisse betreffen die Zeit nach November 1938 und besonders nach dem Beginn der systematischen Deportationen nach Osteuropa im September 1941. Yad Vashem erkannte jedoch auch zwei bemerkenswerte Ausnahmen von der überwältigenden schweigenden Zustimmung der deutschen Öffentlichkeit zur antisemitischen Kampagne der Vorkriegszeit an. Dr. Albrecht Tietze, Sohn eines bekannten Chirurgen aus Breslau in Schlesien, arbeitete als Internist im städtischen Krankenhaus im Berliner Westend. Als am 1. April 1933 – dem Tag des nationalsozialistischen Generalboykotts – der Direktor der Einrichtung alle Angestellten versammelte und die jüdischen Ärzte aufforderte, das Krankenhausesgelände umgehend zu verlassen, zeigte Dr. Tietze Solidarität mit seinen jüdischen Kollegen und verliess das Haus demonstrativ mit ihnen zusammen. Wenige Tage später schrieb der Dichter und Schriftsteller Armin Wegner einen offenen Brief («Sendschreiben») an Hitler, in dem er sein Entsetzen über die Behandlung der Juden zum Ausdruck brachte. Da keine deutsche Zeitung ihn drucken wollte, schickte Wegner den Brief an das «Braune Haus» (das Hauptquartier der NSDAP) in München, mit der Bitte, ihn an Hitler weiterzuleiten. Anstelle einer Antwort wurde Wegner wenige Tage später in Berlin von Gestapo-Schlägern verhaftet und in die Kerker des berüchtigten Columbia-Hauses geworfen, wo er gequält und gefoltert wurde, bis er die Besinnung verlor.

Mehr als die Hälfte aller Rettungstaten innerhalb Deutschlands ereigneten sich in Berlin. Das ist zu erwarten angesichts der Konzentration der jüdischen Bevölkerung im Berlin der Kriegszeit und der besseren Versteckmöglichkeiten, die die anonyme Grossstadt den Juden bot, die in den Untergrund gingen. Es ist aber auch ein Indiz für die Stärke der liberalen und Arbeiterklassen-Traditionen in der Bevölkerung Berlins, die die Stadt zu einem relativ sicheren Platz für Juden machte. Mehr als 65% aller Retter in Deutschland waren Frauen. Auch dies ist kaum überraschend, wenn man bedenkt, dass die meisten Männer im wehrpflichtigen Alter an der Front waren. Die Tatsache, dass so viele der Retter im Reichsgebiet deutsche Hausfrauen waren, spiegelt jedoch darüber hinaus den überwiegend unpolitischen Rahmen der Rettungstaten wider. Der Geschlechtssfaktor mag auch dazu beigetragen haben, dass die innerhalb Deutschlands verhängten Strafen gegen Retter relativ mild ausfielen. Dagegen waren die meisten deutschen *Gerechten* ausserhalb des Deutschen Reiches Männer. Viele von ihnen waren uniformierte Mitglieder der deutschen Streitkräfte. In der Mehrzahl gehörten sie jedoch den älteren Jahrgängen – dreissig und älter – an, was darauf hindeutet, dass ihre soziale Prägungsphase nicht mehr in die Zeit des Dritten Reiches fiel. Major Max Liedtke, der von Yad Vashem ausgezeichnet wurde, weil er Juden in Przemysł in Südpolen half, war über fünfundvierzig; sein Adjutant Alfred Battel war über fünfzig. Oberleutnant Dr. Fritz Fiedler, der 1942 als Ortskommandant in Horodenka in der Ukraine ca. fünfzig Juden vor der Deportation rettete, war sechsundvierzig Jahre alt.

Unter den Berufssparten der deutschen Retter sind neben den Hausfrauen vor allem Geistliche und ehemalige Theologiestudenten, Lehrer und Ärzte zu nennen. Bei den Rettern innerhalb Deutschlands sind Mitglieder der Bekennenden Kirche überrepräsentiert – vor allem Pfarrer – sowie auch Angehörige kleiner religiöser Sekten wie der Quäker und der Ernstes Bibelforscher, die selbst von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Mindestens elf der *Gerechten* waren Mitglieder oder ehemalige Mitglieder der NSDAP, ein überzeugender Beweis dafür, dass es keinen notwendigen Zusammenhang zwischen Parteimitgliedschaft und Hass auf Juden gab.

Die häufigste Form der lebensrettenden Hilfe, die Juden innerhalb Deutschlands geleistet wurde, war das Gewähren von Unterkunft, was sowohl den Helfer wie auch den Verfolgten in besonders hohem Masse den Denunziationen neugieriger Nachbarn aussetzte. Im Unterschied dazu war die vorherrschende Form der Hilfe in den besetzten Gebieten die Unterbringung von Juden bei den verschiedensten «kriegswichtigen» Arbeiten. Die bekanntesten Fälle sind die von Oskar Schindler, während des Krieges Besitzer einer riesigen Emaillewaren- und Munitionsfabrik nahe Krakau, der ungefähr 800 Männer und Frauen beschäftigte; von Berthold Beitz, Geschäftsführer der Beskiden-Öl AG in Boryslaw in Ostgalizien, der mehrere hundert Juden einstellte; und von Hermann Graebe, einem bedeutenden Bauunternehmer in Wolhynien in der Ukraine. Alle drei gingen in ihrem Bemühen, die jüdischen Arbeitskräfte und deren Familien vor der Deportation zu schützen, weit über das hinaus, was die (nationalsozialistischen) Gesetze zuließen, und setzten sich damit einem grossen persönlichen Risiko aus. Besonders erwähnt sei der weniger bekannte Fall von Alfred Rossner, einem der wenigen deutschen Retter, die die Hilfe, welche sie verfolgten Juden leisteten, mit dem Leben bezahlten. Nachdem er aus gesundheitlichen Gründen vom Militärdienst freigestellt worden war – er litt an Hämophilie, der «Bluterkrankheit» –, kam Rossner wenige Monate nach Kriegsausbruch nach Będzin im polnischen Oberschlesien. Die deutschen Behörden suchten zu dieser Zeit Treuhänder, die die Leitung der beschlagnahmten Fabriken, die Juden gehört hatten, übernehmen sollten. Im Unterschied zu anderen deutschen Industriellen, die als Privatunternehmer tätig waren, arbeitete Rossner direkt unter der SS. Sein Hauptbetrieb, die «Schneider-Sammelwerkstatt», die Uniformen für die Wehrmacht herstellte, gehörte der Organisation Schmelt an, die die Zwangsarbeit in den Arbeitslagern Ostoberschlesiens koordinierte. Die Produktion dort galt als «kriegswichtig», und daher hatten die dort tätigen Juden Anspruch auf einen schützenden «Sonderausweis». Nach Einsetzen der Deportationen aus dem Ghetto im Mai 1942 wurde Rossners blauer Sonderausweis zu einem sehr gefragten Besitz, da er dem Inhaber und seiner Familie einen gewissen Schutz gegen die Deportation bot. Rossner ragte unter den anderen deutschen Treuhändern durch die Güte und die menschliche Behandlung hervor, die er den Juden unter seinem Befehl entgegenbrachte. Er verteidigte sie und ihre Familien gegenüber der SS, indem er ihnen rechtzeitig Warnungen vor bevorstehenden Deportationen zukommen liess und indem er seine deutschen Mitarbeiter losschickte, um sie noch im letzten Mo-

ment aus den Deportationszügen zu befreien. Nach der endgültigen Liquidierung des Ghettos im August 1943 wurde die Situation für Rossner und seine stark dezimierte jüdische Belegschaft immer gefährlicher. Im Dezember 1943 wurde er von der Gestapo verhaftet und einen Monat später gehängt. Der genaue Verlauf des Verfahrens und der Inhalt der gegen ihn erhobenen Vorwürfe wurden nie geklärt.

Trotz einer beinahe verwirrenden Vielfalt von Situationen und Rettern lässt sich eine Art Grob-Klassifikation vornehmen, um die von den deutschen *Ge-rechten* durchgeführten Rettungshandlungen in drei Kategorien zu unterteilen – ohne dabei den Anspruch zu erheben, systematisch oder allumfassend zu sein. Die drei Kategorien sind analytisch – nicht etwa beschreibend – und schliessen einander nicht gegenseitig aus. Sie können uns jedoch einen Eindruck davon geben, welche Rolle jeder Faktor bei der Entscheidung eines Retters spielte.

Hilfe aus persönlichen Gründen

Bei dieser Form der Rettung war der wesentliche Anstoss zum Handeln, oder die Hauptvoraussetzung, eine persönliche Beziehung zwischen Retter und Gerettetem. Bei mehr als 40% aller Rettungsfälle innerhalb Deutschlands hatten die Helfer in der Vorkriegszeit eine Beziehung zu der Person, der sie später halfen – ein Indiz für die weitgehende Einbindung der deutschen Juden in ihre Umwelt. Tatsächlich fungierte die enge gesellschaftliche Verbindung zwischen Deutschen und Juden während des Holocausts als, wie Gerhard Paul es treffend definiert, «das zentrale gewaltretardierende Element, gleichsam die Bruchstelle im Radikalisierungsprozess». Die unreflektierte, natürliche Vertrautheit, die aus engem persönlichem Kontakt entsteht, scheint in diesen Fällen als Puffer gegen die ideologische und gefühlsmässige Vergiftung durch den Nationalsozialismus gewirkt zu haben. Die in Frage kommenden «persönlichen Beziehungen» konnten sehr unterschiedlich in Qualität und Intensität sein und reichten von engen Freundschaften und Liebesbeziehungen über rein geschäftliche Kontakte bis hin zu flüchtigen Bekanntschaften. Man sollte aber hinzuzufügen, dass in ihrer grossen Mehrheit «diese Beziehungen vor dem Krieg nicht einen solchen Grad von Intensität und Verbundenheit erreicht hatten, dass einer der beiden es als moralische Verpflichtung angesehen hätte, sein Leben für den anderen zu riskieren».

Noch mehr als bei den anderen Kategorien waren hier die Retter häufig Frauen. Einige repräsentative Fälle seien genannt. Marie Grünberg war die «arische» Ehefrau eines Juden. Ursula Büttners Forschungen über gemischte Ehepaare – wie auch Viktor Klemperers veröffentlichte Tagebücher – geben uns einige Einblicke in das persönliche Leiden, das die Treue zu einem jüdischen Ehepartner unter den Bedingungen des nationalsozialistischen Regimes mit sich brachte: die täglichen Erniedrigungen und kleinlichen Schikanen, die soziale Ausgrenzung, das Wegbleiben ehemaliger Freunde und Bekannter, die Ablehnung durch die eigenen «arischen» Verwandten. Als ob dies alles noch nicht genug gewesen wäre, stand Marie Grünberg nicht nur ihrem Ehemann treu zur

Seite, sondern wirkte auch noch an der Rettung vier weiterer Personen mit, darunter ihres Schwagers. Die Grünbergs besaßen in Berlin-Blankenburg ein Sommerhaus mit angrenzendem Garten, gaben jedoch bei den Behörden an, in einer Wohnung in der Innenstadt zu leben. Nach der «Fabrikaktion» Ende Februar 1943 gelang es Marie, die vier «Illegalen» zu retten, indem sie zwischen den beiden Adressen hin- und herwechselte.

Bei Johanna Eck ging die persönliche Beziehung zur Familie des von ihr Geretteten bis zum Ersten Weltkrieg zurück. Der Vater von Heinz Guttmann, Jakob, und Johanna Ecks Ehemann gehörten im Ersten Weltkrieg derselben Einheit an, und als Eck im Gefecht fiel, übermittelte Jakob Guttmann der Witwe die Nachricht von seinem Tod. Kurz nach der «Fabrikaktion» wurde Jakob nach Auschwitz deportiert; er kam nicht zurück. Heinz Guttmann entging knapp der Verhaftung, aber keiner von denen, die er um Hilfe bat, wollte etwas mit einem «illegalen» Juden zu tun haben. Von all seinen nichtjüdischen Bekannten stand ihm nur Johanna Eck in diesem schwierigen Augenblick entschlossen bei. Sie bot ihm Unterschlupf in ihrem Heim und teilte ihre knappen Lebensmittelrationen mit ihm.

Eine andere Art von persönlicher Beziehung, die oft die Prüfung der nationalsozialistischen Rassenhetze und Verfolgung bestand, entsprang aus der Beziehung zwischen Arzt und Patient. Die Gehres, eine Arbeiterfamilie vom Kottbusser Ufer in Berlin, waren lange Jahre Patienten des jüdischen Arztes Dr. Arthur Arndt gewesen. Im Januar 1943, auf dem Höhepunkt der Deportation der Berliner Juden, boten die Gehres Dr. Arndt Zuflucht in ihrer kleinen Wohnung und versteckten ihn bis zum Ende des Krieges in einer Vorratskammer. Die Geschichte von Tony Grossmann ist eine Variante desselben Themas, allerdings mit einem tragischen Ausgang für die Jüdin, der sie zu helfen versuchte. Grossmann nahm nach Beginn der Deportationen in Berlin ihre ehemalige Ärztin Dr. Ilse Kassel und deren kleine Tochter in ihrem Haus in Landsberg in Ostpreussen auf. Die Gestapo spürte die beiden jedoch auf, Dr. Kassel beging Selbstmord und ihre Tochter wurde deportiert und ermordet.

Wenn auch die meisten persönlichen Beziehungen, die den unmittelbaren Anlass zur Hilfe gaben, bereits vor dem Krieg bestanden, so musste dies nicht unbedingt der Fall sein. Der junge, illegal in Berlin lebende Jude Ismar Reich lernte Erika Friedrich während des Krieges in einer Wohnung kennen, in der er Nahrungsmittel vom Schwarzmarkt tauschte und kaufte. Die beiden jungen Leute verliebten sich zu einer Zeit, als die Berliner Juden in die Todeslager in Osteuropa deportiert wurden. Erika Friedrichs Vater wurde für Reich und seine Mutter zum Lebensretter. Im Fall von Dr. Irene Block entwickelte sich eine professionelle Beratung in Devisenfragen, die sie im Oktober 1941 – entgegen aller Vorschriften – der jüdischen Klientin Johanna Fulda gab, zu einer lebensrettenden Aktion und einer lebenslangen Freundschaft.

Hilfe aus prinzipiellen Erwägungen

Bei den «Rettern aus Prinzip» kam der Anstoss zum Handeln nicht durch eine persönliche Beziehung zu einer verfolgten Person zustande, sondern erwuchs aus einer wohl durchdachten Einstellung gegen den Faschismus, die in religiösen Überzeugungen oder einer säkularen Weltanschauung wurzelte. Diese Retter warteten nicht darauf, dass jemand sie um Hilfe bat, sie wurden angesichts der erschreckenden Barbarei, die sie umgab, von einer Art innerem Zwang zum Handeln getrieben. Ein herausragendes Beispiel ist Elisabeth Abegg, eine Lehrerin im Ruhestand und Quäkerin, die im Alter von sechzig Jahren ihre Wohnung in Berlin in die Zentrale eines formlosen Netzwerkes verwandelte, das Verstecke für Juden organisierte. Ein weiteres Beispiel für eine religiös motivierte Organisation war der «Bruderrat» der Bekennenden Kirche in Württemberg. Im Herbst 1943 traf er bei einem Treffen im Haus von Pastor Alfred Dilger die grundsätzliche Entscheidung, rassistisch verfolgten Personen Hilfe zu gewähren. Dilger und andere Geistliche boten später den Krakauer und anderen flüchtigen Juden Unterschlupf.

Ein Beispiel für einen «Retter aus politischer Überzeugung» ist der sozialdemokratische Aktivist Wilhelm Daene (geb. 1899). Nach Januar 1933 wurde Daene als engagierter Sozialdemokrat in relativ herausragender Stellung vom nationalsozialistischen Regime verfolgt. 1933 wurde er ein halbes Jahr lang in «Schutzhaft» genommen, und 1934 wurde er erneut für sechs Wochen inhaftiert. Danach fing er in den Teves-Werken in Berlin-Wittenau als Dreher an und wurde im Juni 1941 der Leiter einer Abteilung mit 120 jüdischen Zwangsarbeiterinnen. Nach Beginn der Deportationen intervenierte Daene zunächst zugunsten der ihm unterstellten Frauen bei der Gestapo, um ihre Ausweisung hinauszuzögern, und als dies nicht länger gelang, versorgte er die, die in den Untergrund gingen, mit gefälschten Papieren. Als Daene 1944 wegen seiner Mitgliedschaft in der Widerstandsgruppe der Firma Teves verhaftet wurde, kümmerte sich seine Frau um die drei «Illegalen», denen er Unterschlupf gewährte.

Ein weiteres Beispiel eines selber politisch verfolgten Retters war Ludwig Wörl, der elf Jahre seines Lebens als Gefangener in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten verbrachte. 1942 wurde er zusammen mit siebzehn anderen Krankenpflegern nach Auschwitz geschickt, um einen Typhusausbruch zu bekämpfen, der nicht nur die Gefangenen, sondern auch das deutsche Lagerpersonal bedrohte. Als «Lagerältester» der Krankenbaracken beschäftigte Wörl gegen die ausdrücklichen Anweisungen der SS jüdische Ärzte, die er so vor dem sicheren Tod rettete.

Situationsabhängige Hilfe

Eine dritte Kategorie von Rettungshandlungen durch Deutsche gehört ausschliesslich in die letzte Phase des Krieges und betrifft Hilfe für geflohene KZ-Insassen oder die Überlebenden von «Todesmärschen». Sie zeichnet sich durch mehrere spezifische Merkmale aus:

- Die betroffenen Juden – zum grössten Teil aus Polen oder anderen osteuropäischen Ländern – waren den Rettern vollkommen unbekannt.
- Die Hilfe dauerte nur kurze Zeit, nie länger als einige Wochen.
- Der deutsche Retter wurde überraschend mit einer Situation konfrontiert, auf die er in keiner Weise vorbereitet war.

Der Hauptanstoß zum Handeln war hier die Situation: der unmittelbare, überwältigende Schock des Anblicks eines misshandelten Opfers der Nazibarbarei. Erna Härtel z.B. betrieb eine gut gehende Gaststätte in Sorgenau an der Ostseeküste, nicht weit von Palmnicken, das wegen seiner Bernsteinfunde berühmt ist. Ende Januar 1945 nahm sie bis zum Kriegsende ein polnisch-jüdisches Mädchen auf, das einem «Todesmarsch» entkommen war und von ihrem polnischen Hausmädchen ins Haus gebracht wurde. Elli Fullmann, eine Kriegerwitwe und Mutter von vier Kindern, verbarg in den drei letzten Kriegswochen in ihrer Wohnung eine junge jüdische Gefangene, die von einem Evakuierungszug gesprungen war.

Schlussfolgerung

Zusammenfassend kann man sagen, dass nichts darauf hindeutet, dass sich die *Gerechten* als Gruppe vor oder nach ihrer Rettungstat von ihrer Umwelt unterschieden hätten. Sie waren normale Menschen, die den Mut hatten, in einer Gesellschaft, in der sich Rassenverfolgung zu staatlich organisiertem Massenmord gesteigert hatte, menschlich zu handeln. In gewisser Weise ist es einfacher, die Gleichgültigkeit, Zustimmung und Mittäterschaft der überwältigenden Mehrheit zu verstehen, als die Anständigkeit der Wenigen. Die Annahme, man könne eine alles erklärende Theorie der «Retter-Persönlichkeit» entwickeln, die dann auch als pädagogische Richtschnur für die Heranbildung altruistischer Persönlichkeiten in der Zukunft dienen könnte, ist mehr als zweifelhaft. Vielleicht können Einzelne durch Erziehung dazu gebracht werden, nützlichere Mitglieder einer besseren Gesellschaft zu sein. Es ist kaum möglich, sie dafür auszubilden, in kritischen Zeiten zu Menschenrettern zu werden. Wenn auch einige der bekanntesten Retter tatsächlich herausragende und ausgeprägte Persönlichkeiten waren, so hätten sich viele andere unter normalen Umständen kaum von ihrer Umgebung und ihren Mitmenschen unterschieden.

Die deutschen *Gerechten* waren zu isoliert und zu Wenige, um den moralischen Zusammenbruch der deutschen Gesellschaft im Holocaust auszugleichen. Am ehesten kann man sie als eine natürliche Kontrollgruppe ansehen, an der man die gleichgültige, zustimmende oder kooperierende Einstellung der deutschen Bevölkerung insgesamt werten kann. Die historische Bedeutung dieser Retter ist es, durch ihr opferbereites Verhalten die entschuldigende Behauptung Lügen zu strafen, man wäre angesichts eines totalitären, terroristischen Regimes machtlos und unfähig zum Handeln gewesen, eine Behauptung, die in der Nachkriegszeit so oft benutzt wurde. «Die Menschen sahen sich selbst als machtlose, arme We-

sen, die nichts tun konnten, um gegen das Grauen des Regimes vorzugehen» – so fasst Frances Henry die Reaktionen der nicht jüdischen Bürger des fiktiven Sonder bürg zusammen, als sie sich ihre Erfahrungen in der Nazizeit ins Gedächtnis zurückrufen. Im Gegensatz hierzu zeigt das Beispiel der Retter, wie viel von gewöhnlichen Menschen erreicht werden konnte und hätte erreicht werden müssen. Sie sind der Beweis, dass die menschliche Fähigkeit zu Mitgefühl und Anstand auch inmitten eines beispiellosen Ausbruchs des absolut Bösen nicht verloren gehen muss.

Literatur

- Grossmann, Kurt R.: Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen, Berlin 1957.
- Gushee, David P.: «Many Paths to Righteousness: An Assessment of Research on why Righteous Gentiles Helped Jews.», in: *Holocaust and Genocide Studies* 7/3 (Winter 1993), S. 372-393.
- Henry, Frances: *Victims and Neighbors; A Small Town in Nazi Germany Remembered*, Massachusetts, 1984.
- Kershaw, Ian: «German Popular Opinion and the Jewish Questions 1939-1943: Some further Reflections», in: Arnold Paucker (Hg.): *Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland 1933-1943* [= Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 45], Tübingen 1986, S. 365-86.
- Kissener, Michael (Hg.): *Widerstand gegen die Judenverfolgung*, Konstanz 1996.
- Obenaus, Herbert und Obenaus, Sibylle (Hg.): «Schreiben, wie es wirklich war ...». Die Aufzeichnungen Karl Dürkefaldens aus der Zeit des Nationalsozialismus, Hannover 1985.
- Oliner, Samuel P. und Oliner, Pearl M.: *The Altruistic Personality. Rescuers of Jews in Nazi Europe*, New York 1988.
- Paldiel, Mordecai: «The Altruism of the Righteous Gentiles», in: *Holocaust and Genocide Studies* (1988), S. 187-196.
- Paul, Gerhard: «,Nein, den kenn' ich, der ist Italiener!' – Wie Menschen aus Schleswig-Holstein verfolgten Juden beistanden», in: Gerhard Paul und Miriam Gillis-Carlebach (Hg.): *Menora und Hakenkreuz – Zur Geschichte der Juden in und aus Schleswig-Holstein, Lübeck und Altona, 1918-1998*, Neumünster 1998, S. 573-589.
- Stern, J. P.: «Der Führer und das Volk», in: *Die Zeit*, 28. Juli 1978.
- Straeten, Herbert: *Andere Deutsche unter Hitler. Zeitberichte über Retter vor dem Holocaust*, Mainz 1997.
- Wette, Wolfram (Hg.): *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht*, Frankfurt am Main 2002.

Daniel Fraenkel

Die österreichischen Gerechten unter den Völkern

Der vorliegende Band befasst sich mit der Geschichte von 86 Frauen und Männern, Jungen und Mädchen aus Österreich, die sich unter der Nazi Herrschaft bewusst dafür entschieden, einige der Hauptanliegen des Regimes zu ignorieren: Für sie waren Juden Menschen und keine Untermenschen, die einer feindlichen Rasse angehörten; sie setzten sich über Gesetze hinweg, die von der Führungsspitze des Dritten Reiches ausgingen, und retteten somit Juden das Leben. Die Menschen, deren Handlungen in diesem Band geschildert werden, riskierten ihr Leben oder ihre Freiheit, als sie Juden halfen, die deportiert werden sollten, an den «Todesmärschen» teilnahmen oder Häftlinge in Konzentrationslagern waren. Dafür wurden sie von Yad Vashem als *Gerechte unter den Völkern* anerkannt.¹ Ausser der Gefahr nahmen sie auch Schwierigkeiten im Alltag auf sich: Beispielsweise mussten sie ihr Essen zu einer Zeit des Mangels teilen, in ihren Wohnungen herrschte Enge und Ähnliches mehr. Die meisten taten dies für Menschen, die sie nicht kannten, und mussten ihr Verhalten vor ihren Verwandten und Bekannten verheimlichen.

In Österreich hatte der Antisemitismus in weiten Kreisen der Bevölkerung eine lange Tradition und übertraf an politischer und gesellschaftlicher Wirkung oft das benachbarte Deutschland. In Österreich war der erklärte Antisemit Karl Lueger von 1897 bis 1910 Bürgermeister von Wien. Manche Vereine, eine in bürgerlichen Kreisen weit verbreitete Institution, übernahmen zwischen den bei-

1 Dieser Band basiert neben den persönlichen Akten der *Gerechten*, die sich in Yad Vashem in Jerusalem befinden, vor allem auf zusätzlichen Informationen, die den Memoiren einiger *Gerechter* entnommen wurden, sowie auf Sekundärquellen zum Thema. Die Taten der *Gerechten unter den Völkern* waren Thema des Buchs: Mosche Meisels, *Die Gerechten Österreichs. Eine Dokumentation der Menschlichkeit*, herausgegeben von der Österreichischen Botschaft in Tel Aviv, 1996. Dieses Buch enthält auch Informationen zu einigen Personen, die von Yad Vashem nicht als *Gerechte* anerkannt wurden, und andererseits fehlen dort einige der im vorliegenden Band enthaltenen. Die meisten *Gerechten* sind, mit einer kurzen Darstellung ihrer Aktivitäten, auch erwähnt im Buch von Erika Weinzierl, *Zu wenig Gerechte: Österreicher und Judenverfolgung 1938-1945*, Graz 1985. In einigen Fällen bestehen wesentliche Unterschiede zwischen den Angaben in diesen Büchern – vor allem, was das Buch von Meisels anbetrifft – und der Information in den Akten der *Gerechten* in Yad Vashem. Diese liessen sich zum Teil als Irrtümer in den Büchern identifizieren. Wo sich die Abweichungen nicht klären liessen, gaben wir den Daten aus den Akten in Yad Vashem, die notariell beglaubigte und von Experten überprüfte eidesstattliche Erklärungen enthalten, den Vorzug gegenüber den in den oben erwähnten Büchern ohne Quellenangabe veröffentlichten Informationen. Einige der österreichischen *Gerechten* sind auch erwähnt in Anton Maria Keim (Hg.): *Die Judenretter aus Deutschland*, Mainz und München 1988, das auf den Akten von Yad Vashem basiert.

den Weltkriegen das Arierprinzip. Sie schlossen ihre jüdischen Mitglieder aus und übten Druck auf die ihnen nahestehenden deutschen Vereine aus, es ihnen gleichzutun. Der Antisemitismus spielte in Österreich auch in linken Kreisen eine gewisse politische Rolle, obwohl einige ihrer führenden Persönlichkeiten Juden waren, sowie im katholischen politischen Milieu. Das österreichische politische System war bereits vor dem Ersten Weltkrieg in drei politische und gesellschaftliche Lager gespalten, die umfassende organisatorische Systeme darstellten: Katholiken, Sozialisten und Deutschnationale. Die Hochburg des politischen und des Rassenantisemitismus in Österreich war das deutschnationale Lager, aber auch die anderen Lager machten von antisemitischen Stereotypen Gebrauch. Der Jude wurde häufig als «Feind» dargestellt, gegen den vorgegangen werden musste; als kosmopolitischer Intellektueller ohne Bindung an Tradition und Heimat; oder als kapitalistischer Ausbeuter.

Viele Österreicher sind natürlich dem Antisemitismus entgegengetreten und ein Teil von ihnen hat versucht, ihn aktiv zu bekämpfen, jedoch hat der österreichische Antisemitismus einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Entwicklungen nach dem Anschluss im Jahr 1938. Pauley, einer der bedeutendsten Antisemitismus-Forscher, schreibt:

«Even though it is impossible to prove in any empirical way, it is also highly probable that six decades of anti-Semitic propaganda had left Austrian Jews so isolated socially that few Christians were willing to help them in their hour of mortal danger (...) The stereotype of the greedy, unscrupulous, lustful and revolutionary Jew had already been firmly implanted in the Austrian mind long before anyone had heard of National Socialism. From an anti-Semitism of words it was only a small step to an anti-Semitism of deeds» (Pauley, S. 324).

Die gesellschaftliche Isolation der Juden und der Judenhass, der in der Nazizeit in die Tat umgesetzt wurde, sind der Hintergrund, der den *Gerechten unter den Völkern* das Handeln erschwerte.

Historischer Hintergrund

Mit dem Anschluss am 15. März 1938 marschierte die Wehrmacht in Österreich ein. Die Strassen Wiens und die Zentren anderer Städte füllten sich mit Mengen, die mit Begeisterung die deutsche Wehrmacht auf ihrem Marsch durch die Hauptstrassen willkommen hiessen. Deutschland rief eine Volksabstimmung zur Annexion Österreichs an das Deutsche Reich aus, die für den 10. April 1938 angesetzt wurde. Deutsche und Österreicher begannen mit der Unterdrückung der Juden, ohne das Ergebnis der Abstimmung abzuwarten. Bereits am 15. März wurden Juden aus dem Staatsdienst, aus Theatern, kulturellen Einrichtungen und Bibliotheken entlassen, und in den darauf folgenden Tagen wurden die Entlassungen ausgeweitet und es ergingen Einstellungsverbote auch für weitere Berufszweige. Jüdische Einrichtungen wurden geschlossen und die Vorsitzenden der jüdischen Gemeinden verhaftet.

Am 12. März kam Heinrich Himmler, der Oberste SS- und Polizeiführer, nach Wien, und danach traf die Gestapo ein, um die Massnahmen zur Unterdrückung der Juden und sonstiger Personen, die als Feinde des Regimes galten, zu koordinieren und zu leiten. Himmler richtete in Wien die Staatspolizei-Leitstelle Wien mit Sitz im Hotel «Metropole» ein, dessen jüdische Besitzer enteignet worden waren. Zu ihrem Kommandanten wurde Franz Josef Huber ernannt. In den wichtigsten Städten aller Bundesländer wurden ähnliche Zentren eingerichtet, die der Staatspolizei in Wien unterstanden. Von 2.732 Verhafteten im August 1938 waren 2.044 Juden. Die meisten von ihnen wurden in Dachau inhaftiert, darunter die Vorsitzenden der Wiener Jüdischen Gemeinde und einiger der wichtigsten jüdischen Einrichtungen.

Charakteristisch für das Naziregime in Österreich waren nicht nur die Massnahmen der Behörden und der Gestapo, sondern auch lokale anti jüdische Initiativen. Mehrere Wochen lang zogen Banden von SS-Männern in Begleitung österreichischer Bürger durch die Strassen und schändeten Synagogen, plünderten jüdische Kaufhäuser und drangen in Wohnungen von Juden ein. Sie schändeten Torarollen und religiöse Schriften, zwangen Rabbiner, mit Pergament von Torarollen Toiletten zu reinigen, schnitten Bärte und Schläfenlocken ab und plünderten Geld, Schmuck, Kleidung und Möbel. Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen war es, Juden und Jüdinnen zusammenzutreiben, sie mit Bürsten auszurüsten und sie zu zwingen, auf den Knien die Strassen oder Hauswände zu reinigen. Ausser Vandalismus gab es auch gewaltsame Ausschreitungen wie die Ermordung und Folter von Juden, und bei der Schändung der Synagoge von Graz wurden vier Juden umgebracht.

In dieser Atmosphäre der Gewalt und des Terrors gegen Juden gab es auch Österreicher, die versuchten, den verfolgten Juden zu helfen, ihnen Unterschlupf gewährten und ihnen in einigen Fällen bei der Flucht ins Ausland halfen. Einige der in diesem Band erwähnten *Gerechten unter den Völkern* begannen ihre Bemühungen, Hilfe zu leisten, bereits damals.

Bei der Volksabstimmung, die im Vorfeld von massiver Propaganda und weitreichender Verfolgung und Terrorisierung aller oppositionellen Kräfte geprägt war, entschieden sich 99,71% der Wähler für die Annexion Österreichs ans Deutsche Reich. Am 23. April 1938 wurde Josef Bürkel zum Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich ernannt. Nach seiner Ernennung ging das Regime verstärkt in organisierter Weise gegen jüdische Körperschaften und Einrichtungen vor. Eine Reihe von Bestimmungen untersagte Juden die Ausübung verschiedener Berufe. Das Verbot, als Ärzte oder Rechtsanwälte tätig zu sein, ist ein Beispiel dafür, wie die Juden wirtschaftlich und gesellschaftlich ausgegrenzt wurden. Am 20. Mai 1938 traten die Nürnberger «Rassengesetze» auch in Österreich in Kraft, und die österreichischen Juden waren nun offiziell zu Bürgern zweiter Klasse degradiert.

Bürkel richtete in Wien eine Zentrale zur Konfiszierung des Vermögens der österreichischen Juden ein – die von Walter Rafelsberger geleitete so genannte Vermögensverkehrsstelle. Bis zum 31. Juli 1938 beschlagnahmte die Stelle fast das gesamte jüdische Vermögen in den Provinzstädten und 30% des Vermögens

der Wiener Juden. Bis zum Sommer 1939 wurden fast alle jüdischen Geschäfte in Wien aufgelöst, und nur 6% der bis dahin selbständig tätigen Juden blieben es weiterhin. Die «Reichspogromnacht» gegen die österreichischen Juden fand im ganzen Land statt und wurde von SA-Leuten in Zivil und Mitgliedern der Hitlerjugend durchgeführt. Zu besonders gewalttätigen Ausschreitungen kam es in Innsbruck. Dort wurden mehrere Juden ermordet, darunter auch der Vorsitzende der Gemeinde und der zionistischen Organisation. In Wien wurden 42 Synagogen zerstört und etwa 8.000 Juden verhaftet, von denen 5.000 in das Konzentrationslager Dachau kamen.

Ende 1938, in den Monaten nach der «Reichspogromnacht», betrieben die Behörden intensiv die schnelle Auswanderung der Juden, deren Besitz größtenteils beschlagnahmt wurde. Besonders effizient bei der Vertreibung der Juden aus Österreich war die im August 1938 von Adolf Eichmann eingerichtete Zentralstelle für Jüdische Auswanderung. Ende 1939 lebten alle österreichischen Juden in Wien. Ab dem 23. Februar 1940 wurden die jüdischen Gemeinden in der Provinz von den Behörden nicht mehr anerkannt. Angesichts ihrer sich ständig verschlechternden Lage und des auf sie ausgeübten Drucks wollten die meisten österreichischen Juden auswandern. Den jüdischen Emigranten wurde ihr gesamtes Vermögen abgenommen und teilweise für die Bestreitung der Auswanderungskosten und Steuern für mittellose Juden verwendet. Viele Juden unternahmen illegale Fluchtversuche, vor allem nach Italien und in die Schweiz, doch diese Länder schickten die illegalen Emigranten nach Österreich zurück. Einige Österreicher begannen während dieser Phase, Juden zu helfen. Diese Hilfe erfolgte auf verschiedene Arten: Nutzung von persönlichen Beziehungen, um bei der Auswanderung, auch der illegalen, behilflich zu sein; finanzielle Hilfe für verarmte Juden, die Geld zur Auswanderung benötigten; Gewährung von Obdach für Juden, die ihre Wohnung bereits aufgegeben hatten und bis zur Abreise eine Unterkunft brauchten.

Bis zum Kriegsausbruch wanderten 126.445 Juden aus Österreich aus. Zurück blieben 58.000 (von denen 32.000 auf Wohlfahrt angewiesen waren). Nach Kriegsbeginn am 1. September 1939 gelang noch 2.000 Juden die Auswanderung, bis diese am 10. November 1941 ganz untersagt wurde. Anfang Oktober 1939 wurden 1.048 Juden, die die polnische Staatsbürgerschaft besaßen oder staatenlos waren, nach Buchenwald deportiert und kamen dort um. Im selben Monat wurden 1.584 Juden von Wien in die Region von Nisko im besetzten Polen deportiert, von wo aus viele in das sowjetische Einflussgebiet geschickt wurden. Im Februar und März 1941 wurden etwa 5.000 österreichische Juden in die Gegend von Kielce in Polen deportiert und die meisten von ihnen im Sommer 1942 in den Todeslagern in Ostpolen ermordet. Im Oktober und November 1941 wurden etwa 10.000 Juden aus Österreich nach Łódź und 3.000 ins Baltikum deportiert. Im Laufe des Jahres 1942 wurden 18.000 Juden nach Riga in Lettland, nach Minsk in Belarus und in die Region von Lublin in Polen deportiert. Fast alle kamen um. Etwa 14.000 Juden, zumeist ältere Leute, wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 1942 von Wien nach Theresienstadt deportiert und von dort in

die Vernichtungslager. Im November 1942 wurde die Jüdische Gemeinde Wien aufgelöst, und an ihrer Stelle wurde ein Ältestenrat einberufen, dem bis Kriegsende Josef Löwenherz vorstand. In der Stadt lebten noch etwa 7.000 Juden, von denen die Mehrheit in Mischehe lebte oder Mischlinge waren. Die meisten von ihnen wurden bis Ende des Krieges deportiert, und in der Stadt verblieben nur etwa 1.000 Juden.

Im Laufe des Jahres 1944 trafen ungarische Juden in Österreich ein, die in Fabriken und bei den Stadtwerken eingesetzt wurden. Der grösste Arbeitgeber dieser Juden war die Stadt Wien, doch wurden sie auch an andere Orte in Österreich geschickt. Es handelte sich vor allem um Frauen und Kinder, da die Mehrzahl der ungarischen jüdischen Männer zu Arbeitsdienststeinheiten der ungarischen Armee eingezogen worden waren. Die jüdischen Männer, die nach Österreich kamen, wurden in Arbeitslager an der Ostgrenze gebracht und beim Bau der Befestigungslinie gegen den Einmarsch der Roten Armee beschäftigt. Im Frühjahr 1945, als die Rote Armee an den Grenzen Österreichs stand, wurden die Arbeitslager an der ungarischen Grenze geräumt und die jüdischen Häftlinge auf «Todesmärsche» durch ganz Österreich zum Konzentrationslager Mauthausen geschickt. Als die Rote Armee vorrückte, wurden immer mehr Juden evakuiert und vor allem nach Theresienstadt und in Konzentrationslager in Deutschland geschickt.

Während der Jahre der Besatzung und des Krieges versuchten viele Juden, der drohenden Deportation zu entkommen und suchten Verstecke. Der Druck des Regimes wuchs, und im April 1942 erging eine Bestimmung, dass auch die Türen von Häusern, wo Juden wohnten, mit dem Davidstern gekennzeichnet werden mussten. Diese Bestimmung galt für das gesamte Gebäude, auch wenn nur einer der Bewohner Jude war. Nichtjuden, die mit Juden verheiratet waren, mussten mit ihren Ehepartnern in «Judenhäuser» ziehen. In ihrer Not suchten die Juden illegale Verstecke bei Österreichern, die bereit waren, ihnen trotz des für sie damit verbundenen Risikos zu helfen. In Österreich, vor allem in Wien, versteckten sich bereits Juden unter den Verfolgten des Regimes, vor allem Sozialisten und Kommunisten. Dieses Phänomen war so weit verbreitet, dass der Volksmund den Ausdruck «U-Boote» für sie prägte, weil sie untertauchten und verschwanden. Einige der *Gerechten unter den Völkern* wurden in diesem Rahmen tätig.

Die Lage der versteckten Juden verschlechterte sich mit Beginn der Luftangriffe auf Wien im Jahr 1943 und nach der massiven Bombardierung ab März 1944. Viele Häuser wurden zerstört, Verstecke gingen so verloren und den Helfern fiel es schwer, auch für sich selbst eine andere Unterkunft zu finden. Viele wurden aufs Land geschickt, doch für die von ihnen versteckten Juden fand sich keine Unterkunft. In dieser Situation begingen manche Juden Selbstmord, andere standen auf der Strasse und warteten auf ihre Verhaftung. Bei der Befreiung lebten in Wien 219 Juden, denen es gelungen war, den Krieg im Versteck zu überleben. Von ihnen waren 74 Männer und 145 Frauen.

Gruppen von Gerechten

Angesichts des historischen Hintergrunds und des Ortes, wo die Retter tätig wurden, lassen sich die österreichischen *Gerechten der Völker* in drei Gruppen einteilen:

A: Elf Personen, die in oder in der Nähe von Ghettos ausserhalb Österreichs, in Arbeits- oder Konzentrationslagern tätig wurden. Diese lassen sich wiederum in zwei kleinere Gruppen unterteilen: Solche, die in der Nähe von Ghettos oder Arbeitslagern als Experten oder Leiter von Fabriken tätig waren, die den jüdischen Eigentümern abgenommen worden waren (Beneschek, Madritsch, Titsch), sowie die Inhaber offizieller Ämter (der Polizist Oswald Bosko und der Wehrmichtsangehörige Anton Schmid) und österreichische politische Häftlinge in Konzentrationslagern (Langbein, Leitner). Trotz ihrer unterschiedlichen Stellung bestehen Ähnlichkeiten zwischen diesen beiden Gruppen, die es rechtfertigen, sie in der gleichen Kategorie aufzuzählen: Es handelte sich um Menschen mit politischem Bewusstsein, zumeist Linke, die ihre Position oder ihr Amt (diese Häftlinge übten auch Funktionen in der Häftlingsverwaltung aus) ausnutzten, um Juden zu helfen und ihre schweren Lebensbedingungen zu erleichtern. Sie taten dies manchmal offiziell, im Rahmen der Befugnisse, die mit ihrer Position einhergingen, darüber hinaus jedoch auf illegale Weise und sie gingen bei der heimlichen Rettung von Juden ein echtes Risiko ein. Nur in einem Fall in dieser Gruppe bestand Verwandtschaft zwischen den *Gerechten* – das Ehepaar Semrad. In den übrigen Fällen haben wir es mit Menschen zu tun, die sich ausserhalb ihres Heimatlandes befanden (zum Teil als Häftlinge) und deren Familien in der Heimat geblieben waren. Dieser Gruppe könnte man eine Art Untergruppe hinzufügen, zu der drei Soldaten der Wehrmacht gehören (siehe Einträge: Petsche, Reinhard, Tschögl). Sie lernten Juden kennen, die an den Orten lebten, wo sie stationiert waren, und jeder von ihnen half einer jüdischen Familie.

B: 36 Menschen, zumeist Frauen, die jüdische Bekannte versteckten oder halfen, sie zu verstecken (siehe Konstantin Müller und seine Mutter Anna. Sie halfen auf verschiedene Weise mehr als einem Juden und gelten daher als Ausnahmen). Das typische Modell für diese Gruppe war ein Wiener Ehepaar oder eine Frau, die einen Juden oder eine Jüdin aus ihrem Bekanntenkreis versteckten, nachdem diese(r) einen Deportationsbefehl erhalten hatte (diese Juden waren, wie gesagt, «U-Boote»). 29 Mitglieder dieser Gruppe waren Wiener, 19 hatten früher Kontakt mit dem von ihnen versteckten Juden gehabt, und fast alle diese Rettungsakte begannen 1942 – das Jahr, in dem die meisten Juden Wiens und Österreichs deportiert wurden.

Im Umkreis dieser Retter waren manchmal einige weitere Personen tätig, die bei der Beschaffung eines Verstecks, von Dokumenten und von Nahrung behilflich waren. Als Beispiel kann Edeltrud Posiles genannt werden, die ihren geliebten Walter und seine beiden Brüder versteckte. Um sie bildete sich ein Netz von sieben weiteren Menschen, die als *Gerechte unter den Völkern* anerkannt wurden und drei Juden versteckten, im deutlichen Gegensatz zur vorher erwähnten Gruppe, wo ein Mensch bei der Rettung mehrerer Juden half. Bei dieser Gruppe

handelte es sich zumeist um «gewöhnliche Menschen» ohne besondere Stellung, für die der Rettungsakt ein deutliches materielles Opfer bedeutete, um den Juden versorgen zu können, der sich bei ihnen versteckt hatte. Ein weiterer für diese Gruppe charakteristischer Punkt ist, dass die Rettung im Allgemeinen auf einem persönlichen Verhältnis zwischen Geretteten und Rettern basierte – ein Verhältnis, das eng genug war, dass die Retter zu einer so gefährlichen Handlung bereit waren. Viele der Geretteten aus dieser Gruppe waren der jüdischen Gesellschaft und ihren Institutionen entfremdet, hatten sich in nicht jüdischen Kreisen bewegt und in vielen Fällen auch Nichtjuden geheiratet, und ihr Judentum war ihnen von den Nürnberger Gesetzen aufgezwungen worden.

C: 28 Menschen, die während der letzten Kriegsphasen Juden retteten, als sich in Österreich neue Bedingungen ergaben, die Berührungspunkte mit den ungarischen Juden schufen, die zumeist in kritischer Verfassung und auf sofortige Hilfe angewiesen waren. Es bestanden zwei Möglichkeiten des Kontakts zwischen einzelnen Juden und der österreichischen Bevölkerung: Die eine war in den Städten oder Kleinstädten, wo die Juden als Zwangsarbeiter eingesetzt waren. In Wien arbeiteten sie in der Stadt, konnten sich frei bewegen, fuhren mit der Strassenbahn und durften Geschäfte und Cafés betreten. Doch wurden sie trotzdem bei schwerer körperlicher Arbeit eingesetzt und erhielten minimale Nahrungsrationen. Aus Hunger wandten sie sich an Passanten, und so ergab sich ein Kontakt zwischen ihnen und denjenigen Österreichern, die ihnen mit Essen halfen. Als die Juden deportiert werden sollten, versteckte eine Minderheit von ihnen sie auch bei sich zu Hause. Diese Retter waren zumeist Wiener (siehe Anna Ehn und Familie Frisnegg).

Eine weitere Art von Berührungspunkt ergab sich bei den «Todesmärschen» nach der Räumung der Arbeitslager, wenn einzelne Juden aus der Marschkolonnen flohen und nach jemand suchten, der sie versteckte (siehe Maria Fasching und ihre Kinder). Hier handelte es sich bei der Mehrheit der Retter um Einwohner von Kleinstädten und Dörfern, durch die die «Todesmärsche» zogen. Es waren Bäuerinnen, die sich mit dem Leid der Flüchtlinge, die sich an sie wandten, identifizierten, vor allem, wenn es sich um jüdische Frauen handelte (siehe Maria Grausenburger). Einen Sonderfall innerhalb dieser Gruppe bildet die Aktion zur Rettung von fünf Mädchen aus Osteuropa im Innsbrucker Gefängnis (siehe unter: Neuschmidt, Wolfgang). Bei den acht beteiligten Rettern handelte es sich um Angehörige der Polizei und Gegnerinnen des NS-Regimes. Auch bei dieser Gruppe ging es um die Rettung von einzelnen Juden, doch im Gegensatz zur zweiten Gruppe, wo die Retter die Juden von früher kannten, hatte bei dieser Gruppe niemand die Geretteten gekannt, und 23 von ihnen waren keine Wiener.

Sechs von den acht weiteren Österreichern, die als *Gerechte unter den Völkern* anerkannt wurden und sich keiner der oben dargestellten Gruppen zuteilen lassen, waren Antifaschisten, die Österreich nach dem Anschluss ans Reich verließen und in ihren Exilländern Widerstand gegen den Nationalsozialismus leisteten, indem sie aktiv Juden halfen (siehe Julius Natali, Leo Tschöll, Joachim von Zedtwitz), oder im Rahmen einer Widerstandsbewegung (siehe Karl B. Grö-

ger, Paula Smejkal) tätig waren. Die katholische Schriftstellerin und Politikerin Irene Harand kämpfte gegen den Nationalsozialismus, und als sie in den USA lebte, half sie Juden, dorthin zu emigrieren. Die beiden anderen waren Rudolf Wertz, der gefälschte Atteste für von der Deportation bedrohte jüdische Frauen ausstellte, und Maria Potesil, die alles tat, um ihr jüdisches Adoptivkind zu schützen.

Die Gerechten – Persönliche Daten

Von den 86 österreichischen *Gerechten* waren 39 Männer und 47 Frauen. Dass die Frauen in der Mehrzahl waren, lässt sich damit erklären, dass die Mehrheit der österreichischen Männer zum Wehrdienst eingezogen waren und sich nicht zu Hause befanden. Dagegen waren die *Gerechten*, die ausserhalb Österreichs Juden retteten, hauptsächlich Männer. 63 der *Gerechten* waren in Österreich tätig, neun in Polen, zwei in der Tschechei (beide in Prag), zwei in der Slowakei, zwei in Belarus, zwei in den Niederlanden, zwei in der Ukraine, einer in Ungarn, einer in Litauen, einer in Jugoslawien und einer in Deutschland. 38 der in Österreich tätigen *Gerechten* retteten Juden in Wien, zehn in Tirol (darunter die acht Mitglieder der Gruppe, die bei der Rettung der Jüdinnen in Innsbruck halfen), sechs in der Steiermark, fünf in Niederösterreich und vier im Burgenland. Die folgende Tabelle soll die geographische Verteilung der *Gerechten* mit der der österreichischen Juden vergleichen. Da in Tirol und Wien Gruppen mit jeweils acht Mitgliedern tätig waren, wurden die statistischen Daten davon deutlich beeinflusst. Um diese Beeinflussung zu neutralisieren, haben wir eine weitere Spalte hinzugefügt, die wir «Gerechte-Gruppen» genannt haben. In dieser Spalte wurden die kleinen Gruppen von Rettern berücksichtigt (z.B. eine Familie), und jede Gruppe wurde als eine Rettungstat verzeichnet. Allerdings blieb auch, nachdem dieser Faktor ausgeschaltet worden war, der Prozentsatz der *Gerechten* in Tirol relativ hoch gemessen an der Anzahl der einheimischen Juden. Dies ist möglicherweise auf die für diese Gebirgsregion charakteristische Tradition des Widerstands ausserhalb von Wien zurückzuführen, die zum wichtigsten Zentrum des österreichischen Widerstands ausserhalb von Wien wurde. (Hier brach auch am 2. Mai 1945 ein von den Briten gesteuerter organisierter Aufstand gegen die Nazis aus).

Der relativ hohe Anteil von *Gerechten* in der Steiermark und in Niederösterreich ergibt sich aus der Tatsache, dass sie auf der Route der «Todesmärsche» nach Mauthausen lagen. Was das Burgenland anbetrifft, sollte angemerkt werden, dass die jüdischen Gemeinden dieser Region sich von den städtischen Gemeinden unterschieden, die für die Mehrheit der österreichischen Juden typisch waren. Es handelte sich um Gemeinden in Kleinstädten, wo die Beziehungen zur ländlichen Umwelt intensiver waren als in den Grossstädten. Dies soll nicht heissen, dass es dort keinen Antisemitismus gegeben hätte, doch gab es auch Menschen, die sich den Juden nahe fühlten.

	Juden in Österreich 1934		Juden in Österreich 1938		Gerechte		Gerechte-Gruppen	
	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
Wien	176.034	91,9	169.978	91,9	38	60,3	19	67,9
Niederösterreich	7.716	4,0	8.010	4,3	5	7,9	3	10,8
Steiermark	2.195	1,1	2.028	1,1	6	9,5	2	7,1
Tirol	365	0,2	346	0,2	10	15,9	2	7,1
Burgenland	3.632	1,9	3.220	1,7	4	6,3	2	7,1
Salzburg	239	0,1	189	0,1	0,0		0,0	
Obertösterreich	966	0,5	980	0,5	0,0		0,0	
Kärnten	269	0,1	257	0,1	0,0		0,0	
Vorarlberg	42	0,0	18	0,0	0,0		0,0	
Insgesamt	191.458	100,0	185.026	100,0	63	100,0	28	100,0

Aus den uns vorliegenden Daten ergibt sich, dass 64 *Gerechte* mit anderen Menschen zusammenarbeiteten, zumeist mit Mitgliedern ihrer engsten Familie: 37 arbeiteten mit Familienmitgliedern zusammen (20 von ihnen waren verheiratet), bei 13 handelte es sich um Eltern und Kinder, vier waren Schwestern. Zehn der *Gerechten* waren befreundet (zwei von ihnen, Ewald und Danuta Kleisinger, heirateten nach dem Krieg). Sieben der *Gerechten* waren über den Arbeitsplatz miteinander bekannt (fünf von ihnen gehörten zu der Polizeigruppe in Innsbruck, die beiden weiteren waren Julius Madritsch und sein Fabrikleiter Raimund Titsch). Ein weiterer *Gerechter* – Otto Beneschek – arbeitete mit einer Gruppe von Deutschen zusammen, die ähnliche Funktionen ausübten, jedoch keine geschäftlichen Beziehungen zueinander hatten. Sieben der *Gerechten* wurden im Rahmen von Widerstandsgruppen tätig, nur eine davon in Österreich. Zwei der anderen hatten Kontakte zum holländischen Widerstand, zwei zum Häftlingswiderstand in Konzentrationslagern und zwei zu Widerstandsgruppen in der Tschechei. Diesen sind Anton Schmid, Leo Tschöll und Johann Pscheidt zuzufügen, die mit jüdischen Widerstandsgruppen in Kontakt waren.

Für 47 von 82 (vier weitere waren Kinder) *Gerechten* liegen uns Angaben über ihre Beschäftigung vor: Fünf Ärzte, eine Apothekerin, ein Rechtsanwalt, fünf Besitzer oder Leiter von Industriebetrieben, dazu ein Besitzer einer Werkstatt, eine Geschäftsfrau, ein Inhaber einer Druckerei und die Besitzerin eines Blumenladens, sowie ein Schankwirt, der auch Bürgermeister einer Kleinstadt war. Zusätzlich gab es eine Politikerin und Schriftstellerin, einen Ingenieur, drei Schauspieler, vier Bäuerinnen, eine Köchin, eine Friseurin, eine Hausfrau, einen Klempner, einen Arbeiter, zwei Postbeamte, zwei Studenten, sechs Polizisten (fünf davon gehörten der Innsbrucker Gruppe an), einen Offizier und fünf Soldaten der Wehrmacht.

Zur Gruppe A gehörten fünf Industrielle, ein Arzt, ein Polizist, ein Soldat und ein Schauspieler (Häftling im Konzentrationslager). Die meisten hatten in den besetzten Ländern Einfluss und Ansehen, welche sie für die Rettung von Juden nutzten. Die meisten Retter der Gruppe B gehörten beruflich zur unteren Mittelschicht, doch gehörten zu dieser Gruppe auch zwei Ärzte, ein Wehrmachtsoffizier und Schlossbesitzer in der Slowakei, und ein Baron.

Gruppe C ähnelte von der sozialen Zusammensetzung her Gruppe B, und es gehörten ihr unter anderem vier Bäuerinnen, vier Kinder und fünf Polizisten an (die Innsbrucker Gruppe).

Der berufliche Querschnitt der *Gerechten der Völker* aus Österreich entspricht nicht der Verteilung der Berufe in der Gesamtbevölkerung. Auffallend ist das Fehlen des Arbeiterstandes (obwohl Arbeiter am sozialistischen und kommunistischen Widerstand beteiligt waren und vom Regime verfolgte Widerständler versteckten) und der Oberschicht. Auch gab es – im Gegensatz zu anderen Ländern – unter den *Gerechten* keine Vertreter der Kirche.

Von 34 der 86 *Gerechten* ist das Alter bekannt. Vier waren Kinder unter 17 (alle im Rahmen von Gruppe C – Kinder von Bäuerinnen, die ihren Müttern halfen, Juden zu verstecken), einer war 19, drei waren 20-25 Jahre alt, fünf 26-30, sechs waren im Alter 31-35, fünf 36-40, sechs 41-45, einer 47, einer 51, und zwei Zwillingsschwestern waren 55 Jahre alt. Es handelte sich also um relativ junge Menschen, mit einer fast gleichmässigen Aufteilung bei den Altersgruppen unter 45.

Die Hilfeleistungen an Juden wurden wie folgt in zehn Kategorien eingeteilt:

<i>Art der Handlung</i>	<i>Zahl der Gerechten, die sie begingen</i>
Bereitstellung von Nahrung	58
Verstecken	55
Kontaktaufnahme mit Helfer	13
Beschaffung von Dokumenten	13
Bereitstellung von Geld	5
Juden aus den Lagern schmuggeln	5
Medizinische Hilfe: umfangreich	3
Medizinische Hilfe: in kleinem Umfang	4
Gute Behandlung von Arbeitern	6
Sonstige	27

Die obigen Daten zeugen davon, dass die Mehrheit der Retter auf mehr als eine Art tätig wurden. Am häufigsten waren das Verstecken und die Versorgung mit Nahrung, und diese beiden Arten gehen miteinander einher. Die Unterteilung in medizinische Hilfe grossen und kleinen Umfangs differenziert zwischen *Gerechten*, die Juden im Ghetto oder im Konzentrationslager halfen und solchen, die einem Einzelnen oder einer kleinen Zahl von Juden halfen. Gute Behandlung von Arbeitern bezieht sich auf Arbeitgeber, die Juden beschäftigten, sei es in den Ghettos oder in Österreich selbst, und ihnen auf illegale Weise halfen. Diese Arbeitgeber leisteten Arten von Hilfe, die für sie gefährlich waren, wie Unterstützung beim Verstecken und der Flucht aus den Lagern. Zusätzlich versorgten sie die Juden aber auch mit grösseren als den vorgeschriebenen Nahrungsrationen und ermöglichten ihnen längere als die erlaubten Ruhezeiten. Um Juden vor der Deportation zu retten, stellten sie auch Arbeitsunfähige ein. Durch diese Hand-

lungen nahmen sie deutlichen finanziellen Schaden, und die meisten mussten Geld aus eigener Tasche ausgeben, um verschiedene Beamte zu bestechen, damit diese die Fortführung ihrer Aktivitäten zuließen.

Gefahren und Schwierigkeiten

Die Strafe, welche die Retter von Juden zu erwarten hatten, hing vom Land ab, wo die Rettung erfolgte. In Polen beispielsweise beschlossen die Besatzungsbehörden, dass, wer Juden versteckte, mit seiner Familie hingerichtet wurde. Unter den *Gerechten der Völker* aus Österreich, auf die diese Bestimmung angewendet wurde, waren der Polizist Ivan Bosko, der in Krakau Dienst tat, und der Soldat Anton Schmid, der unter anderem in Wilna eingesetzt war. Gegen Dr. Erwin Leder, der in Sluzk stationiert war, erhob sich ein Verdacht, doch konnte ihm nicht nachgewiesen werden, dass er Medikamente und Verbandszeug ins dortige Ghetto geschmuggelt hatte. Leder kam nicht vor Gericht, wurde allerdings einer Strafeinheit an der Front zugeteilt, die an die gefährlichsten Orte geschickt wurde. Erwähnt sollte werden, dass auch österreichische Staatsbürger an anderen Orten in Osteuropa ihr Leben für die Hilfe für Juden riskierten, wie Marianne Golz-Goldlust aus Prag, die dafür zum Tode verurteilt wurde.

In Österreich selbst war die Situation etwas anders gelagert. Das Gesetz legte keine spezifische Bestrafung für das Verstecken von Juden fest. Das Ärztepaar Ella und Kurt Lingens, Freunde des Barons Karl von Motesiczky, wurde beim Versuch gefasst, Juden bei der Flucht aus Österreich nach Ungarn zu helfen. Lingens wurde mit einer Strafeinheit an die russische Front geschickt und dort schwer verletzt, Ella Lingens kam mit von Motesiczky nach Auschwitz. Lingens überlebte als Ärztin im Lager, während Baron von Motesiczky im Lager verstarb. Dr. Rudolf Wertz, der in Wien gefasst wurde, wurde einer Strafkompagnie der Wehrmacht zugeteilt. Ein österreichischer Widerständler, der in Dachau inhaftiert war, erzählte später, dass in seiner Zelle ein 74-jähriger Wiener war, der einer Jüdin geholfen hatte, ein Versteck zu finden. Angesichts dieser Daten haben wir darauf geachtet, im Falle Österreichs und Westeuropas zu schreiben, dass die Judenretter «sich gefährdeten», weil sie «ein Verbrechen begingen, dass Deportation in ein Konzentrationslager und sogar den Tod hätte zur Folge haben können». Für Osteuropa schrieben wir, dass sie ihr Leben riskierten, weil sie eine Tat begingen, auf die die Todesstrafe stand.

Selbst wenn in Österreich die Strafe für das Verstecken von Juden nicht gesetzlich festgelegt war, waren angesichts der anti jüdischen Bestimmungen Beziehungen zu Juden unabhängig vom Gesetz gefährlich. Davon zeugt, dass die Mehrheit der österreichischen Juden gesellschaftlich isoliert war, weil ihre Bekannten Angst hatten, mit ihnen zu reden oder Kontakt irgendeiner Art zu pflegen. Wer Juden im Untergrund half, wusste, dass dies gefährlich war, wovon die Giftkapsel zeugt, die Edeltrud Becher (später Posiles) stets bei sich trug. Ausser dem Risiko, den Behörden in die Hände zu fallen, hatte, wer Juden versteckte, noch mit weiteren Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, die ihm das Leben

jeden Tag schwer machten. Dennoch weigerten sich die Retter, ihre jüdischen Schützlinge im Stich zu lassen, und selbst während der Luftangriffe auf die Hauptstadt Wien im Jahr 1944 nahmen sie ihre Schützlinge mit in die Luftschutzkeller, die von den meisten Wienern aufgesucht wurden.

Die Retter erfanden Geschichten, um die Identität der von ihnen mitgebrachten Juden zu verheimlichen, was die Spannung und die Gefahr nur noch steigerte. Wie gefährlich es war, während eines Luftangriffs auf die Strasse zu gehen, zeigt das Schicksal von Maria Fasching, die kurz vor der Befreiung auf der Strasse umkam. Hilde Olsinger, die mit ihren jüdischen Schützlingen in der Wohnung blieb, tat dies in der Hoffnung, der Schöpfer werde ihre Wohnung schützen.

Jede der drei Gruppen von *Gerechten* musste mit Gefahren fertig werden, die für das Gebiet ihrer Aktivitäten kennzeichnend waren. Die Mitglieder der ersten Gruppe, die auf Grund ihres Amtes ständig Kontakt mit den Behörden und der Wehrmacht hatten, pflegten unter anderem Beamte der verschiedenen Behörden zu bestechen. Es hätte jedoch eine einzige Denunziation genügt, damit sie gefasst worden wären, und sie hatten sogar mit der Todesstrafe zu rechnen. Die Mitglieder der zweiten Gruppe, die vor allem in den Städten tätig waren, gingen das Risiko ein, dass einer der Nachbarn den Juden entdeckte, der sich bei ihnen versteckt hielt, ganz zu schweigen davon, dass es beispielsweise in Wien in jedem Häuserblock einen Blockleiter gab, der unter anderem dafür verantwortlich war, Bericht zu erstatten, wenn verdächtige Personen im Hause waren.

Zusätzlich zu der Gefahr ergab sich auch das Problem der Enge in den Wohnungen, die als Verstecke dienten. Dies führte zu einer Verschlechterung der Lebens- und gesundheitlichen Bedingungen des Retters. Die meisten Wohnungen in Wien waren klein, und in den meisten Fällen musste der Retter auf ein Zimmer verzichten. Das Problem der Lebensmittelbeschaffung während einer Zeit der Rationierung war typisch für die Grossstadt, und um die Versteckten mit Nahrung zu versorgen, mussten für sie zusätzliche Lebensmittelkarten beschafft werden oder Essen zu überhöhten Preisen auf dem Schwarzmarkt gekauft werden. In dieser Lage mussten die Retter nicht selten auf einen Teil ihres ohnehin nicht ausreichenden Essens verzichten.

Die Lage der Retter aus der dritten Gruppe war leichter. Ihre Häuser waren relativ gross, und weil die meisten auf dem Land und in Kleinstädten lebten, hatten sie auch Aussengebäude im Hof, wie einen Schuppen, einen Kuhstall oder eine Scheune, wo die Juden versteckt werden konnten. Auch konnten sie relativ leicht Nahrung beschaffen. Weil sie allerdings zu einer Zeit tätig wurden, als die Front näherrückte, gab es an ihren Wohnorten viel Militär, Polizei und Waffen-SS, deren Anwesenheit die Retter gefährdete. Eine weitere Gefahr für diese Gruppe waren die einheimischen Nazis und die Jugendlichen der Hitlerjugend, die mobilisiert worden waren, um die Juden während der «Todesmärsche» zu bewachen. Jeder Fremde und jedes ungewöhnliche Verhalten erregten auf den Dörfern und in den Kleinstädten Verdacht, und es war eine echte Gefahr, Juden zu verstecken, die einen Unterschlupf suchten.

Gerechte und Hilfe für Juden in der österreichischen Gesellschaft

Aus den von uns gesammelten Daten zu den österreichischen *Gerechten unter den Völkern* geht hervor, dass die meisten in relativer Isolation handelten und ihnen nur einzelne Menschen zur Seite standen, die ihr Geheimnis kannten und ihnen zu helfen versuchten. Sie handelten innerhalb eines feindlichen Umfeldes und mussten Angst vor ihren Nachbarn und Bekannten und manchmal sogar vor Mitgliedern der eigenen Familie haben. Wegen des in der österreichischen Gesellschaft herrschenden Antisemitismus unterstützten viele die Massnahmen des Naziregimes gegen die Juden und waren zur Denunziation bereit, wo jemand Juden half. Auch wer kein Antisemit war, hatte Angst, in die Hilfe an Juden oder deren Helfer verwickelt zu werden.

Nur getaufte Juden wurden von der Kirche unterstützt, und der Jesuit Georg Bichlmair gründete eine Organisation, die Christen jüdischer Abstammung half, bei der die Baronin Emanuela Kielmansegg besonders aktiv war. Dieses Netz wurde von Kardinal Innitzer unterstützt, der auch Geld spendete. Für die Nationalsozialisten waren auch die Judenchristen nach den Nürnberger Gesetzen Juden, und daher waren diese Aktivitäten nicht akzeptabel. Im November 1939 wurde Bichlmaier verhaftet und nach Oberschlesien geschickt. 1940 gründete Kardinal Innitzer offiziell die Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken, die in seinem Palast tätig war. Die Hilfsstelle wurde von Pfarrer Ludwig Born geleitet. Die Nationalsozialisten wollten keine direkte Auseinandersetzung mit dem Kardinal, schränkten jedoch seine Geldmittel ein und gingen gegen die Mitarbeiter der Hilfsstelle vor. Der Kardinal seinerseits sammelte Spenden vom Vatikan und von privaten Geldgebern, weshalb die Hilfsstelle ihre Tätigkeit bei der Auswanderungshilfe für Katholiken jüdischer Abstammung fortsetzen konnte, bis die Auswanderung im November 1941 verboten wurde, als in Wien noch 3.836 Katholiken jüdischer Abstammung lebten. 1944, als die katholischen Juden nach Theresienstadt deportiert wurde, schickte ihnen die Hilfsstelle, von der acht Mitarbeiter in Konzentrationslagern umkamen, tausende von Paketen mit Lebensmitteln.

In Österreich war ein Netz von Widerstandsorganisationen tätig, doch liegen keine Aussagen über organisierte Hilfeleistungen des österreichischen Widerstands an Juden vor. Zum österreichischen Widerstand gibt es eine Reihe von Veröffentlichungen, darunter die Dokumentenbände des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands, doch zum Thema der organisierten Hilfe für Juden gibt es keine Informationen, ausser zur Hilfe der Kirche für die getauften Juden. Wie sich herausstellt, waren Juden im österreichischen Widerstand aktiv. Eine Untersuchung von 3.019 Mitgliedern des Widerstands zeigt, dass 0,4% von ihnen Juden waren, 1,5% «Halbjuden», und 0,2% «Vierteljuden» – d.h. weniger als 60 Personen, die nach den Rassengesetzen Juden waren. Für «Volljuden» war es schwer, an Widerstandsaktivitäten teilzunehmen. Diejenigen, von denen die Behörden wussten, dass sie sich voraussichtlich dem Widerstand anschliessen würden, wurden während der ersten Phase des Anschlusses verhaftet, und die

übrigen wurden unterdrückt und konnten kaum sich selber retten. Bemerkenswert ist, dass eine der *Gerechten unter den Völkern*, die im Widerstand in Wien tätig war, Mitglied einer Gruppe war, die Juden half, sich in der Stadt zu verstecken und die Grenze in andere Länder zu überschreiten, und sie mit gefälschten Papieren ausrüstete (siehe Hauer-Frieschmuth).

So blieben 86 *Gerechte*, deren Tätigkeit in diesem Band dokumentiert ist, innerhalb der Gesamtbevölkerung Österreichs, die sich 1938 auf 6.725.000 Menschen belief – eine verschwindend geringe Zahl im Vergleich zu anderen Ländern. Doch ist, wie wir bereits gesehen haben, jeder Rettungsfall die separate Geschichte eines Retters.

Einige Historiker dieser Periode verliehen ihrer Ansicht zu der geringen Zahl von *Gerechten* in Österreich und den wenigen geretteten Juden in den Titeln ihrer Bücher Ausdruck: «Zu wenig Gerechte» (Erika Weinzierl) und «Keiner war dabei» (Hans Safrian, Hans Witek. Für volle bibliographische Angaben siehe Literatur).

Es darf auch nicht übersehen werden, dass in einigen Fällen die Retter von Juden oder ihre Angehörigen von ihrer Umgebung geächtet wurden, was sich auch nach dem Krieg fortsetzte.

Beweggründe

Was waren die Beweggründe, die die österreichischen *Gerechten unter den Völkern* dazu brachten, das mit ihren Handlungen verbundene Risiko auf sich zu nehmen? Für 22 der *Gerechten* lässt sich eine eindeutige ideologische Position identifizieren, die bereits vor der Rettung bestand (drei von ihnen gehörten zu Gruppe A, acht zu Gruppe B, fünf zu Gruppe C, und zwei sind keiner Gruppe zuzuordnen). Sieben von ihnen waren praktizierende Katholiken (vier von ihnen gehörten zu Gruppe B, eine zu Gruppe C und zwei zu keiner Gruppe). Alle lebten in Wien. Vermutlich waren noch weitere *Gerechte* aus der Gruppe C Katholiken, doch geht aus dem uns vorliegenden Material nicht eindeutig hervor, dass ihre religiösen Überzeugungen eine wichtige Rolle bei ihrer Entscheidung spielte, Juden zu retten. Drei der *Gerechten* waren Sozialisten (einer aus Gruppe A, einer aus Gruppe C, und ein weiterer, der keiner Gruppe angehörte), zwei Kommunisten (Langbein und Leitner), zwölf waren Antifaschisten (davon sechs aus Gruppe B, drei aus Gruppe C und drei ohne Gruppe). Sechs von den acht *Gerechten*, die sich keiner Gruppe zuordnen lassen, bezogen ideologisch Position, weil die meisten von ihnen Österreich mit Beginn der Nazi Herrschaft verließen.

22 *Gerechte* hatten vor dem Anschluss Kontakt mit den Geretteten oder waren mit ihnen bekannt. 17 *Gerechte* pflegten vor dem Anschluss Umgang mit Juden, zusätzlich zu den von ihnen Geretteten. In sieben von diesen Fällen handelte es sich um Freundschaften, drei waren früher mit Juden verheiratet gewesen, in einem Fall handelte es sich um Verlobte, in zwei Fällen standen die *Gerechten* in einem Arbeitsverhältnis mit Juden, und ein *Gerechter* hatte jüdische Geschäftspartner. In drei Fällen handelte es sich um *Gerechte*, die selbst teilweise jüdischer Abstammung waren. Insgesamt ist wegen der häufigen Überschneidung der drei

untersuchten Kriterien die Zahl der *Gerechten*, auf die eines der Kriterien zutrifft, 42, und für die meisten *Gerechten* stellen diese keine Erklärung für ihre Handlungen dar. Es hat jedoch den Anschein, dass alle oder die überwiegende Mehrheit die humanen Beweggründe gemein hatten, wie sie von der Bäuerin Maria Grausenburger zum Ausdruck gebracht wurden, die bei sich zu Hause eine Jüdin und ihre Kinder versteckte, die dem «Todesmarsch» entkommen waren. Ihren Nachbarn, die ihr rieten, die Juden wegzuschicken und sich nicht zu gefährden, antwortete sie schlicht, sie sei nicht bereit, eine Frau und ihre Kinder in den Tod zu schicken.

Zusammenfassung

Die 86 *Gerechten unter den Völkern* aus Österreich, mit denen sich dieser Band befasst, waren wie gesagt «gewöhnliche Menschen». Ihre persönlichen Daten spiegelten zwar nicht genau die gesamte österreichische Gesellschaft wider, doch hatten sie keinerlei Charakteristika, die für sie typisch waren und sie von ihrer Umwelt unterschieden. Das Ungewöhnliche an diesen Menschen war, dass sie Empathie für die Verfolgten zeigten und das menschliche Bedürfnis empfanden, gegen den Strom zu schwimmen. Indem sie unter der Naziherrschaft im Einflussgebiet des Regimes Verfolgten halfen, bewahrten sie ihre Menschenwürde in einem historischen und geographischen Kontext, in dem genau dies selten und gefährlich war.

Literatur

- Botz, Gerhard: «The Dynamics of Persecution in Austria, 1938-1945», in: Wistrich, Robert S. (Hg.): *Austrians and Jews in the Twentieth Century. From Franz Joseph to Waldheim*, New York 1992, S. 199-233.
- «The Jews of Vienna from the Anschluss to the Holocaust», in: Ivar Oxaal, Michael Pollack, Gerhard Botz (Hg.): *Jews, Antisemitism and Culture in Vienna*, London 1987, S. 185-204.
- : «Stufen der Ausgliederung der Juden aus der Gesellschaft: die österreichischen Juden vom ‚Anschluss‘ zum ‚Holocaust‘», in: *Zeitgeschichte* 14 (1987), Nr. 9-10, S. 359-378.
- Bukey, Evan Burr: *Hitler's Austria: Popular Sentiment in the Nazi Era 1938-1945*, Chapel Hill und London 1999.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): *Widerstand und Verfolgung in Wien 1934-1945. Eine Dokumentation. Bd. 1-3*, Wien 1975-
- : *Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 1934-1945. Eine Dokumentation*, Wien 1982.
 - : *Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934-1945. Eine Dokumentation*, Wien 1984
 - : *Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934-1945. Eine Dokumentation*, Wien 1987.

- Widerstand und Verfolgung in Salzburg 1934-1945. Eine Dokumentation, Wien 1991.
- Friedländer, Saul: *Nazi Germany and the Jews*, Bd. 1: *The Years of Persecution, 1933-1939*, New York 1997, Kap. 8 und passim.
- Friedmann, Benedikt: «Iwan, haue die Juden»: die Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich nach Mauthausen im April 1945, St. Pölten 1989.
- Gruner, Wolf: *Zwangsarbeit und Verfolgung. Österreichische Juden im NS-Staat 1938-45*, Innsbruck/Wien/München 2001.
- Lappin, Eleonore: «The Death Marches of Hungarian Jews Through Austria in the Spring of 1945», in: *Yad Vashem Studies* 28 (2000), S. 203-242.
- Luza, Radomir V: *The Resistance in Austria, 1938-1945*, Minneapolis 1984.
- Marin, Bernd: «Antisemitism before and after the Holocaust: The Austrian Case», in: Ivar Oxaal, Michael Pollak, Gerhard Botz (Hg.): *Jews, Antisemitism and Culture in Vienna*, London 1987.
- Meisels, Mosche: *Die Gerechten Österreichs. Eine Dokumentation der Menschlichkeit*, herausgegeben von der Österreichischen Botschaft in Tel Aviv, 1996.
- Moser, Jonny: «Österreichs Juden unter der NS-Herrschaft», in: Emmerich Taios, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer (Hg.): *NS-Herrschaft in Österreich 1938-1945*, Wien 1988, S. 185-198.
- : *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938-1945*, Wien DÖW 1999.
- Pauley, Bruce: *From Prejudice to Persecution. A History of Austrian Anti-Semitism*, Chapel Hill/London 1992.
- Pulzer, Peter: *The Rise of Political Anti-Semitism in Germany and Austria*, Cambridge 1964.
- : «Spezifische Momente und Spielarten des österreichischen und des Wiener Antisemitismus», in: Gerhard Botz, Ivar Oxaal, Michael Pollak (Hg.): *Eine zerstörte Kultur: Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*, Buchloe 1990, S. 121-140.
- Rabinovici, Doron: *Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat*, Frankfurt am Main 2000.
- Rosenkranz, Herbert: *Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938-1945*, Wien 1978.
- : «The Anschluss and the Tragedy of Austrian Jewry 1938-1945», in: Josef Fraenkel (Hg.): *The Jews of Austria*, London 1967, S. 479-546.
- : «Bemerkungen zu neueren Arbeiten über das Problem der Judenverfolgung und des Antisemitismus in Österreich», in: *Österreich in Geschichte und Literatur* 22, 2 (März-April 1978), S. 90-100.
- Safrian, Hans und Witek, Hans: *Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938*, Wien 1980.
- Schneider, Gertrud: *Exile and Destruction: The Fate of Austrian Jews, 1938-1945*, Westport (Connecticut) 1995.
- Sottopietra, Doris: *Variationen eines Vorurteils. Eine Entwicklungsgeschichte des Antisemitismus in Österreich*, Wien 1997.

- Veigl, Hans: *Alltag im Krieg 1939-1945, Bombenstimmung und Götterdämmerung*, Wien 1998.
- Wandruzka, Adam: «Österreichs politische Struktur. Die Entwicklung der Parteien und politischen Bewegungen», in: Heinrich Benedikt (Hg.): *Geschichte der Republik Österreich*, München 1954, S. 289-485.
- Weinzierl, Erika: «Antisemitismus als österreichisches Phänomen», in: *Die Republik* 3 (1970), S. 28-35.
- : *Zu wenig Gerechte: Österreicher und Judenverfolgung 1938-1945*, Graz 1985.

Jakob Borut

Die deutschen Gerechten

Die am 3. Mai 1882 geborene Elisabeth Abegg war eine Cousine des bekannten sozialdemokratischen Politikers Wilhelm Abegg. Sie wuchs in Strassburg auf, der Hauptstadt des Elsass und Heimatstadt von Albert Schweitzer, dem grossen Theologen, Humanisten, Musiker und Arzt.

Schweitzers christlich-universalistische Überzeugungen, die auf dem Grundprinzip der Gleichheit der Menschen und der Heiligkeit menschlichen Lebens beruhten, hatten einen lebenslangen Einfluss auf Abegg.

Als Geschichtslehrerin an der angesehenen Berliner Luisen-Mädchenschule bemühte sich Abegg, ihren Schülerinnen – darunter viele aus jüdischen Familien – ihre humanisti-



schen Überzeugungen nahe zu bringen. Nach Hitlers Machtergreifung geriet sie bald in Konflikt mit der neuen, von den Nationalsozialisten ernannten Direktorin und musste an eine andere, weniger angesehene Schule wechseln. 1940 war sie aufgrund einer Denunziation gezwungen, vorzeitig in Ruhestand zu gehen.

Von den Behörden als politisch unzuverlässig eingestuft, wurde Abegg auch von der Gestapo zur Befragung vorgeladen. Sie liess sich jedoch nicht davon abschrecken, den Kontakt mit ihren früheren jüdischen Schülerinnen und Freundinnen aufrechtzuerhalten. Als Anna Hirschberg, mit der sie über vierzig Jahre befreundet war, deportiert wurde, begriff Abegg die wirkliche Tragweite der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Ihre Freundin konnte sie nicht mehr retten, aber sie war überzeugt, dass sie immer noch dazu beitragen konnte, andere Juden vor dem mörderischen Zugriff der Gestapo zu retten. Dazu verwandelte sie die Dreieinhalbzimmerwohnung, die sie mit ihrer 86-jährigen Mutter und ihrer behinderten Schwester Julie teilte, in eine provisorische Unterkunft und Versammlungsstätte für Juden, die in den Untergrund gegangen waren. In Zusammenarbeit mit Freunden aus der Quäkerbewegung half Abegg ihren vielen jüdischen Schützlingen, indem sie ihnen zeitweilig Unterkunft in ihrer eigenen Wohnung bot oder sie an andere Verstecke verwies. Sie sparte bei ihren eigenen Lebensmitteln und denen ihrer Schwester, um ihnen Lebensmittelkarten zukommen zu lassen; sie lud sie auch jeden Freitag zu gemeinsamen Mahlzeiten zu sich nach Hause ein und beschaffte ihnen gefälschte Papiere. Die meisten, die bei ihr anklopfen und um Hilfe baten, waren völlig Fremde. All diese Aktivitäten fanden unter den Augen der Nachbarn statt, von denen einige aktive Nazis waren.

Abegg zögerte nicht, noch weitere Risiken einzugehen. Liselotte Pereles (siehe zugehörigen Eintrag: Forsström, Lydia), die Direktorin der Kindertagesstätte in Berlin, konnte sich nicht entschliessen, mit ihrer neunjährigen Nichte Susi unterzutauchen. Abegg besuchte sie Ende Januar 1943 in dem «Judenhaus», in das sie hatten umziehen müssen. Drei der Wohnungen waren nach der Deportation der Bewohner «in den Osten» bereits versiegelt worden. Abegg gelang es, Pereles zu überzeugen, dass es Zeit sei, unterzutauchen, und es war tatsächlich der allerletzte Moment, da die letzte grosse Razzia der Gestapo in Berlin kurz bevorstand. In einem anderen Fall verkaufte Abegg ihren eigenen Schmuck, um die Flucht von Jizchak Schwersenz in die Schweiz zu organisieren.

Einige der Überlebenden, die nach dem Krieg mit ihr in Kontakt blieben, widmeten Abegg an ihrem 75. Geburtstag im Jahr 1957 eine Sammlung von Memoiren mit dem Titel *Und ein Licht leuchtet in der Finsternis*.

Am 23. Mai 1967 erkannte Yad Vashem Elisabeth Abegg als «Gerechte unter den Völkern» an.

Abel, Richard

Akte 0510

Der deutsche Feldwebel Richard Abel diente bei den Truppen der Achsenmächte, die im November 1942 unmittelbar nach der alliierten Landung in Nordafrika Tunesien besetzten. Kurz nach der deutschen Invasion begann die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung. Fünf junge Juden, unter ihnen der Medizinstudent Luigi (Louis) Beretvas, versteckten sich auf einer abgelegenen Farm bei Depienne/Smindja nicht weit von den alliierten Linien. Ein italienischer Einwohner beobachtete, wie sie mit einem britischen Spähtrupp sprachen und meldete sie den einrückenden deutschen Truppen. Sie wurden am 10. Dezember 1942 von deutschen Fallschirmjägern verhaftet und der Spionage angeklagt und sollten der SS übergeben werden. Abel jedoch drängte Beretvas und seine Freunde, zu fliehen und sich über die Kampflinie in Richtung der alliierten Streitkräfte durchzuschlagen. Da dieser Ratschlag allem widersprach, was die jungen Männer von einem deutschen Soldaten erwartet hätten, befürchteten sie eine Falle und zögerten. Der deutsche Feldwebel gewann jedoch ihr Vertrauen, indem er ihnen Lebensmittel, eine Pistole und eine Karte der umliegenden Minenfelder gab. Dann schickte er die Wache unter einem Vorwand fort und rief die Gefangenen einen nach dem anderen heraus, damit sie flüchten konnten.

Etwas später besuchte Abel Beretvas' Eltern in Tunis, berichtete ihnen, was geschehen war, und händigte ihnen einen eilig gekritzeltten Brief ihres Sohnes aus. Als der jüdische Arzt und seine Frau den deutschen Feldwebel in seiner Uniform verblüfft ansahen, sagte er lächelnd: «Das ist schwer glaublich, von einem Deutschen, nicht wahr?»

Abel wurde später zusammen mit den verbleibenden deutschen Soldaten in Nordafrika gefangengenommen und bis zum Kriegsende in Kriegsgefangenen-

lagern in Grossbritannien und den USA interniert. Nach seiner Freilassung nahm er noch einmal Kontakt mit der Familie Beretvas auf und besuchte sie in Genf.

Am 2. Juli 1969 erkannte Yad Vashem Richard Abel als «Gerechten unter den Völkern» an.

Adam, Frieda

Akte 5540

Am 20. November 1942 stand eine junge Frau vor der Eingangstür zu Frieda Adams Wohnung in der Schönhauser Allee 90 in Berlin. Adam (geb. Bauer), Ehefrau eines Soldaten und Mutter von drei kleinen Kindern, erkannte sie sofort als die Näherin Erna Puterman, eine jüdische Kollegin aus der Zeit vor dem



Frieda Adam (links im Bild) und Erna Puterman

Krieg. Die unerwartete Besucherin war äusserst verängstigt. Am Tag zuvor war ihre Mutter ohne die geringste Spur aus ihrer Wohnung verschwunden. Nach einigen Stunden hektischen und qualvollen Suchens fand sie den Grund heraus: Ihre geliebte Mutter war auf offener Strasse von der Gestapo verhaftet worden. Sie sollte sie nie wieder sehen. Erna wusste nicht mehr, was tun. Sollte sie sich auch stellen? Adam verbot ihr, darüber auch nur nachzudenken. Spontan bot sie an, die frühere Kollegin in ihrer Wohnung zu verstecken. Unter grossem persönlichen Risiko verbarg Adam ihre jüdische Freundin zweieinhalb Jahre lang und versorgte sie zusammen mit ihren Kindern von den kargen monatlichen Zutei-

lungen einer Soldatenfrau. 1944 verlangte ihr Ehemann, dass sie sich des ungebetenen Gastes entledige. Adam gelang es, mit Hilfe ihrer Schwester ein Versteck im Haus eines bekannten Nazigeigners zu finden. Erna Puterman überlebte den Krieg gemeinsam mit ihrem Bruder.

Am 14. Dezember 1992 erkannte Yad Vashem Frieda Adam als «Gerechte unter den Völkern» an.

Ahrem, Willi

Akte 0102

Obertruppführer Willi Ahrem war Kommandant eines Zwangsarbeitslagers der Organisation Todt in Nemirow in der Ukraine. In dieser Funktion zeichnete er sich durch sein menschliches Verhalten den Zwangsarbeitern und besonders den Juden gegenüber aus, von denen er viele vor dem Hungertod rettete.

Die erste «Aktion» der SS gegen die Juden von Nemirow fand im November 1941 statt. Ahrem, der am Vortag von dem Plan erfahren hatte, liess umgehend dem deutschsprachigen Jehoschua Menzer eine Warnung zukommen. Dieser gab die Information an andere Juden weiter, die in benachbarte Dörfer und in die Wälder entkamen. Familie Menzer selbst fand zusammen mit zwei anderen Juden Zuflucht im Keller von Ahrems Haus, wo sie mit Decken und Nahrungsmitteln versorgt wurde.

Rund 2.500 Juden wurden im Verlauf dieser ersten Razzia erschossen. Die übrigen fielen einer weiteren Aktion im Juli 1942 zum Opfer. Wieder warnte Ahrem Menzer rechtzeitig und gab ihm und seiner Familie in seinem Haus Zuflucht. Als der Einsatz vorüber war, schmuggelte er sie zusammen mit einer weiteren Überlebenden in das Ghetto Djurin in Transnistrien (die von Rumänien besetzte Region zwischen den Flüssen Dnjestr und Bug). Dies war ein kühnes Unternehmen, das Ahrem in grosse persönliche Gefahr brachte.

Im Ghetto Djurin versorgte Ahrem seine mittellosen jüdischen Schützlinge mit dringend benötigter Kleidung, Lebensmitteln und anderen notwendigen Sachen und bestach rumänische Gendarmen, die drohten, ihn zu denunzieren. Er fungierte auch als Kurier zwischen anderen Ghettoinsassen und der jüdischen Gemeinde in Bukarest und überbrachte zuverlässig Gelder, die von Verwandten geschickt wurden. Seine Lage wurde jedoch sehr prekär, und es gelang ihm kaum, sich gegen eine Denunziation, er helfe Juden, zu wehren. Nach diesem Zwischenfall wurde er 1943 nach Deutschland versetzt.

Am 15. Juni 1965 erkannte Yad Vashem Willi Ahrem als «Gerechten unter den Völkern» an.

Adolf Althoff, der junge Erbe des berühmten Zirkus Althoff, dessen Familientradition bis ins 17. Jahrhundert zurück reicht, leitete den Zirkus während der Nazizeit. Der Zirkus führte sein normales Programm auch im Krieg weiter und reiste von einem Ort zum anderen. Im Sommer 1941 hielt er sich für eine grössere Anzahl von Auftritten auf einem Festplatz in der Nähe von Darmstadt auf. Eine



der Besucherinnen auf diesem Platz war ein junges Mädchen namens Irene Danner. Sie stammte durch ihre Mutter von der gefeierten deutsch-jüdischen Zirkusfamilie Lorsch ab, die sich im 19. Jahrhundert in Eschollbrücken bei Darmstadt angesiedelt hatte. Obwohl ihm ihre jüdische Abstammung bekannt war, engagierte Althoff Irene, die selbst eine begabte Artistin war, unter einem falschen Namen für seinen Zirkus. Sie verliebte sich bald in einen anderen Artisten, den jungen Peter Storms-Bento, ebenfalls Mitglied einer berühmten Familie von Akrobaten und Clowns aus Belgien.

Ausserhalb der relativ geschützten Welt des Zirkus nahm die Vernichtungspolitik des NS-Regimes ihren Lauf. 1942 trat die Verfolgung der Darmstädter Juden in eine neue, mörderische Phase ein. Am 20. März wurde die erste Deportation nach Lublin in Polen durchgeführt, der im September 1942 und im Februar 1943 zwei weitere folgten. Irene Danners geliebte Grossmutter gehörte zu den Deportierten, aber ihre Mutter und ihre Schwester konnten noch rechtzeitig ent-

kommen und sich in den Zirkus Althoff retten, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Später schloss sich ihnen auch Irene's «arischer» Vater an, der von der Wehrmacht Sonderurlaub unter dem Vorwand erhalten hatte, die Scheidung von seiner jüdischen Frau in die Wege leiten zu wollen.

Während des Krieges vier «Illegale» zu beschützen, war im günstigsten Fall ein höchst riskantes Unternehmen, obwohl die relative Abgeschlossenheit der Zirkusgruppe einigen Schutz vor neugierigen Augen bot. Das Ehepaar Althoff musste jederzeit mit der Möglichkeit einer Denunziation durch einen unzufriedenen Angestellten rechnen. Einmal trat dieser Fall auch ein, aber dem gerissenen Zirkusdirektor, der rechtzeitig durch einen guten Freund gewarnt worden war, gelang es, die Aufmerksamkeit der Gestapo-Beamten mit einigen Gläsern Alkohol abzulenken. So verschaffte er den «Illegalen» Zeit, für eine Weile zu verschwinden.

Die Althoffs sorgten auch dafür, dass Irene bei der Geburt ihrer beiden Kinder die nötige medizinische Versorgung erhielt. Das war besonders schwierig, da sie beide Male einen Kaiserschnitt brauchte. Die Althoffs nahmen all dies ganz selbstverständlich auf sich, ohne irgendeine Bezahlung zu fordern, obwohl sie weder Irene Danner noch ihre Familie vor dem Krieg je getroffen hatten.

Am 2. Januar 1995 erkannte Yad Vashem Adolf und Maria Althoff als «Gerechte unter den Völkern» an.

Andreas-Friedrich, Ruth Friedrich, Karin

Akten 9740f

Die freiberuflich arbeitende Journalistin Ruth Andreas-Friedrich (geb. 1901) lebte seit der Scheidung von ihrem Mann mit ihrer Tochter Karin Friedrich (geb. 18. Februar 1925) und ihrem Lebensgefährten, dem in Moskau geborenen Dirigenten Leo Borchard (geb. 1899), am Hünensteig 6 in Berlin-Steglitz. Während der Nazizeit wurde die regimekritische Journalistin das Zentrum eines Personenkreises von Gleichgesinnten, die sich zunächst in einer eher milden Form von Widerstand – wie etwa das Weiterleiten von politischen Informationen an das Ausland oder das Abreißen von NS-Plakaten von den Wänden – engagierten. Als das Regime jedoch nach 1938 seine antisemitischen Massnahmen verschärfte, begann der Kreis, von der Deportation bedrohten Juden zu helfen. Die kleine Widerstandsgruppe – später «Onkel Emil» genannt – sammelte Lebensmittelmarken für «Illegale», vermittelte Quartiere und besorgte falsche Papiere. Seit 1940 war auch Karin Friedrich aktiv engagiert. Das blonde, «arisch» aussehende Mädchen war wahrscheinlich die geeignetste Person für die Durchführung gefährlicher Botendienste.

Ein häufiger Besucher im Haus am Hünensteig war seit Herbst 1943 der untergetauchte jüdische Musiker Konrad Latte (siehe zugehörige Einträge:

Calogerás-Meissner, Ursula; Einem, Gottfried von; Harich, Anne-Liese; Kranz, Willi und Leissner, Auguste; Latte, Ellen; Schneider, Dorothea und Schneider-Lyckhage, Christa-Maria; Siemsen, Gertie). Er nahm bei Leo Borchard Unterricht im Dirigieren und konnte bei Ruth Andreas-Friedrich und ihrer Tochter immer eine Mahlzeit oder Lebensmittelmarken bekommen. Durch Latte lernten die beiden Frauen auch Harald Poelchau (siehe eigenen Eintrag), den Gefängnispfarrer von Berlin-Tegel, kennen. Poelchau schickte ihnen Verfolgte – Juden und Regimegegner –, die Hilfe brauchten. Im Frühjahr 1945 waren es die gerade aus der Haft geflohenen jüdischen Geschwister Ralph und Rita Neumann, die bei Ruth übernachteten. Mit Unterstützung der Gruppe konnte sie ihnen gefälschte Lebensmittelkarten und holländische Pässe besorgen. Ralph und Rita Neumann, wie auch Konrad Latte, überlebten.

Nach Kriegsende veröffentlichte Ruth Andreas-Friedrich ihre täglichen Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1938-1945.

Am 12. August 2002 erkannte Yad Vashem Ruth Andreas-Friedrich und am 30. Mai 2004 Karin Friedrich als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Andreas-Friedrich, Ruth: Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945, Berlin 1947.

Friedrich, Karin: Zeitfunken, München 2000.

Arkenau, Aurelius

Akte 8084

Josef Arkenau wurde am 7. Januar 1900 in einer Bauernfamilie in Essen/ Oldenburg (nahe Quakenbrück) geboren; er war das vierte von sechs Geschwistern. Beide Eltern waren strenggläubige Katholiken und das tiefreligiöse Umfeld des ländlichen Südoldenburg prägte Charakter und Lebenslauf der Kinder. Nachdem er 1921 sein Abitur abgelegt hatte, folgte der junge Josef dem Beispiel seines älteren Bruders und trat als Novize in den Dominikanerorden ein. Nach dem erfolgreichen Abschluss seines Theologiestudiums wurde er 1929 zum Priester geweiht und erhielt den Namen «Aurelius».

Wie viele andere spätere Gegner Hitlers war der konservativ eingestellte Arkenau ursprünglich von dem Versprechen der Nationalsozialisten fasziniert, eine «nationale deutsche Wiedergeburt» einzuleiten. Als er jedoch im April 1934 zu pastoraler Tätigkeit nach Berlin geschickt wurde, beseitigte die tägliche Konfrontation mit der Realität des Naziterrors und der Rassenverfolgung bald jegliche Illusion einer christlich-patriotischen Erneuerung unter nationalsozialistischem Vorzeichen.

1940 wurde Arkenau von Berlin zur Dominikanerkirche im Arbeiterbezirk von Leipzig-Wahren versetzt. Dort sollte er bis nach Ende des Krieges tätig sein. Seine bereits tiefsitzende Abneigung gegen das Naziregime verwandelte sich in Hass, als er auf einer seiner Reisen von Leipzig in seine oldenburgische Heimat

während eines kurzen Aufenthaltes in Magdeburg Zeuge der unmenschlichen Behandlung von Juden auf dem Transport «in den Osten» wurde.

In Zusammenarbeit mit anderen Nazigeignern half Pater Aurelius bei der Rettung dutzender von Juden, Kommunisten und Fahnenflüchtigen. Eine der jüdischen Überlebenden, Käthe Sackardt, sagte aus, dass sie von der Gestapo den Befehl erhalten hatte, sich mit ihrem kleinen Sohn Joachim Leibel an einem Sammelpunkt einzufinden. In ihrer Verzweiflung vertraute sie sich Johanna Landgraf an, die sie zu Pater Aurelius schickte. Dieser äusserte sich eindeutig: «Wenn Sie Ihr Kind nicht töten wollen, dann versuchen Sie unterzutauchen.» Er besorgte für Mutter und Kind Unterkünfte bei christlichen Familien und unterstützte sie während ihres Aufenthaltes dort mit Geld und Lebensmittelkarten. Als das erste Versteck in Leipzig zu unsicher wurde, verschaffte er Käthe Sackardt einen «arischen» Ausweis, der es ihr ermöglichte, bis zum Ende des Krieges mit ihrem Kind in Halle zu leben.

In einem tragischen Fall nahm eine jüdische Ärztin Gift in dem Haus, in dem sie sich seit Monaten versteckt hatte. Um die Tote beerdigen zu können, ohne die Aufmerksamkeit der Gestapo zu erregen, arrangierte Pater Aurelius ein förmliches christliches Begräbnis unter falschem Namen.

Am 14. Juni 1998 erkannte Yad Vashem Pater Aurelius Arkenau als «Gerechten unter den Völkern» an.

Armann, Hugo

Akte 3254

Hauptfeldwebel Hugo Armann (geb. 11. August 1917) war im Frühjahr 1942 an der Bahnstation Baranovichi in Weissrussland stationiert. Er leitete eine Einheit, die die Rückreise von Soldaten, die Heimaturlaub von der Ostfront erhalten hatten, organisierte. In dieser Funktion hatte er die alleinige Kontrolle über die begehrten «Platzmarken» für die Züge nach Deutschland, und daher Zugang zu praktisch jeder Militär- oder Polizeieinrichtung in der Gegend, einschliesslich der vom SD kontrollierten jüdischen Werkstätten. Armann nutzte seine günstige Position aus, um jüdische Arbeitskräfte anzufordern und sie auf diese Weise vor der Verfolgung zu schützen.

Sarah Czazkes-Manishevitz, damals ein Mädchen von neunzehn Jahren, gehörte zu den Juden, die für Armann in seinem Haus arbeiteten. Als er von einem seiner Kontakte beim SD von der bevorstehenden – zweiten – «Judenaktion» erfuhr, die am 20. September 1942 stattfinden sollte, hielt er Sarah davon ab, ins Ghetto zurückzukehren und brachte sie sieben Tage lang in seinem Haus unter. Als er sie und seine anderen jüdischen Arbeitskräfte nach der endgültigen Liquidierung des Ghettos am 17. Dezember 1942 nicht länger schützen konnte, versorgte Armann sie alle mit Waffen und Munition und half ihnen, zu den Partisanen zu entkommen. Sein Kontakt zu den Partisanen lief über Edward Chacze, einen Polen, der zu den ersten gehörte, die von Yad Vashem als «Gerechte unter den Völkern» geehrt wurden.

Armann war in einem traditionellen evangelischen Haushalt in dem Dorf

Rauenstein in Thüringen aufgewachsen. Seine Eltern hatten viele jüdische Freunde – vor und auch noch nach Hitlers Machtergreifung. Vor dem Krieg hatte er für das Lehramt studiert, später wurde er Leiter einer Grundschule. Zwei der Überlebenden, Sarah Czazkes-Manishevitz und ihr Schwager Dr. A. Sternfeld, blieben nach dem Krieg mit ihm in Kontakt und legten in Yad Vashem Zeugnis über seine Rettungstaten während des Holocaust ab.

Am 5. September 1985 erkannte Yad Vashem Hugo Armann als «Gerechten unter den Völkern» an.

Aub, Fritz **Aub, Hedwig**

Akte 3783

Dr. Fritz Aub (geb. 26. Dezember 1890) hatte eine grosse Praxis in Berlin. Sein Beruf ermöglichte es ihm, vielen Juden, die im Untergrund lebten, zu helfen, indem er sie mit Lebensmitteln versorgte und mit Hilfe seiner Patienten Übernachtungen arrangierte.

Eine von denen, die er rettete, war Erna Segal, die viele Jahre lang als Sozialarbeiterin für die Jüdische Gemeinde Berlin gearbeitet hatte. Im Februar 1942 war sie auf dem Weg, um eine hilfsbedürftige Person, die sie betreute, zu besuchen. Ein Soldat im Bus bemerkte Ernas gelben Judenstern, stieg mit ihr zusammen aus und folgte ihr in eine einsame Nebenstrasse. Als er sie einholte, bat er Erna zunächst, ihr gelbes Abzeichen zu verdecken, und begann dann, ihr von dem schrecklichen Schicksal zu erzählen, das die deportierten Juden in Osteuropa erwartete. Er drang in sie, ausländische Diplomaten zu informieren und riet ihr, sich zu verstecken. Nachdem sie die Berichte des Soldaten durch einen gut informierten Freund, der Kontakt zum rumänischen Konsul hatte, bestätigt erhielt, beschloss Erna vor der bevorstehenden Deportation zu fliehen. Sie wandte sich an eine zuverlässige «arische» Freundin, die sie in Kontakt mit Dr. Fritz Aub und seiner Frau Hedwig brachte. Dr. Aub vermittelte Erna und ihrer Familie nicht nur eine vorübergehende Unterkunft in einem Kloster, sondern verschaffte ihnen auch andere wertvolle Verbindungen, besorgte ihnen Bezugskarten und versorgte sie während des ganzen Krieges medizinisch. Er verlangte niemals irgendeine Entschädigung.

Im Dezember 1944 wurde Ernas Ehemann in der Untergrundbahn schwer verletzt. Obwohl an diesem Tag sein eigenes Haus von Bomben getroffen worden war, kam Dr. Aub zu ihm, barg den Verletzten und brachte ihn unter falschem Namen in einem Krankenhaus unter. Das medizinische Personal, das Dr. Aub kannte, unterstützte ihn.

Während Erna Segals Ehemann das Naziregime überlebte, verlor sie ihren Sohn, ihre Mutter, ihre Schwestern und Brüder. Sie alle wurden in die Vernichtungslager in Polen deportiert. Nach dem Krieg besuchte Segal die Familie Aub in München und wurde von ihnen herzlich empfangen.

Am 28. Dezember 1987 erkannte Yad Vashem Fritz und Hedwig Aub als «Gerechte unter den Völkern» an.

Bach, Arno
Bach, Margarete
Griesmann, Alfred
Griesmann, Luise (Liesel)
Lissack, Frieda

Akte 3726

Arno Bach arbeitete in Niederschmiedeberg in Sachsen als Spezialist für Dampfkessel in einer Papierfabrik, die im Dienst der Wehrmacht stand. Aufgrund dieser Schlüsselposition war er vom Militärdienst freigestellt.

Niederschmiedeberg und seine Umgebung lagen an der Strecke der berüchtigten «Todesmärsche», bei denen zehntausende von aus den Konzentrationslagern Evakuierten in den letzten Stunden des zusammenbrechenden Dritten Reiches ihr Leben verloren. Die Evakuierung von Rehmsdorf, einem Aussenlager von Buchenwald, begann am 13. April 1945. Mehrere tausend Gefangene wurden in offenen Viehtransportern unter furchtbaren Umständen nach Theresienstadt gebracht – sie fuhren Tag und Nacht unter freiem Himmel, ohne Heizmöglichkeit, ohne Nahrung und sogar ohne Trinkwasser. Nur wenige erreichten das Ziel lebend.

Als die Züge an den Bahnhöfen in Reitzenhain und Gelobtland von alliierten Flugzeugen angegriffen wurden, brach ein Inferno los. Viele Gefangene ergriffen in dieser Verwirrung die Gelegenheit, Schutz im nahegelegenen Wald zu suchen. Die meisten von ihnen wurden jedoch von ihren Bewachern aufgespürt und sofort erschossen.

Die Leben von Michael und Jurek Rozenek – Brüdern, die während des Luftangriffs vom Zug gesprungen waren – hingen an einem seidenen Faden, als sie im Wald Arno Bach trafen und ihn um Hilfe baten. Bach wies sie nicht ab. Bei Einbruch der Nacht brachte er sie zu einem in seinem Hof behelfsmässig eingerichteten Versteck, inmitten von Feuerholzstapeln. Dort versteckten sich die beiden fast vier Wochen, bis zur Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945. Arno Bach, seine Frau Gretel (Margarete), seine Schwägerin Luise (Liesel) und ihr Ehemann Alfred Griesmann sowie Frieda Lissack versorgten beide mit Nahrung und entfernten ihre Ausscheidungen. Sie alle riskierten ihr Leben, ohne dafür Lohn zu erwarten.

Die Brüder Rozenek, die nach dem Krieg nach Berlin zogen, hielten den Kontakt zu ihren Rettern aufrecht, bis sie 1952 nach Argentinien auswanderten.

Am 23. Dezember 1987 erkannte Yad Vashem Arno und Margarete Bach, Luise (Liesel) und Alfred Griesmann sowie Frieda Lissack als «Gerechte unter den Völkern» an.

Bartlakowski, Leonard

Akte 1621

Leonard Bartlakowski wurde als Sohn einer in Deutschland eingebürgerten polnischen Familie in Berlin geboren. Auf dem Weg zu einem Einsatz seiner Luftwaffeneinheit bei der Bombardierung Warschaws desertierte er, indem er wäh-

rend des Fluges mit dem Fallschirm absprang. Verkleidet gelangte er bis Lwiw, wo ihn die Russen internierten. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 wurde Lwiw von den Deutschen eingenommen, und die politischen Gefangenen wurden befreit. Bartlakowski befand sich unter ihnen. Er hatte die Identität eines Robert Krysinski angenommen und wurde als (vermutlich uniformierter) deutsch-polnischer Übersetzer im nahegelegenen Rawa Ruska bei der örtlichen Gestapo eingesetzt. Dort traf er das erste Mal auf Abraham Weidenfeld, als er zusammen mit einem deutschen Soldaten Juden, die um Brot anstanden, bewachte. Als Bartlakowski, alias Krysinski, am folgenden Tag in Weidenfelds Apotheke kam, um sich Rasierklingen zu kaufen, versuchte Weidenfeld, den Deutschen für sich zu gewinnen, indem er ihm eine Packung schenkte. Auf diese Weise begann entgegen aller Wahrscheinlichkeit eine erstaunliche Freundschaft.

Rawa Ruska lag am Weg der Transporte, mit denen polnische Juden zu den Gaskammern im weniger als 30 Kilometer entfernten Todeslager Belzec gebracht wurden. Bartlakowski, dessen Arbeitsplatz am örtlichen Bahnhof war, befand sich an der denkbar günstigsten Stelle, um rechtzeitig Kenntnis von bevorstehenden Razzien und Deportationen zu erhalten. Er teilte sein Wissen Weidenfeld mit, der die Informationen dann kodiert an verschiedene Judenräte in der Umgebung weitergab. Eines Tages erfuhr Bartlakowski, dass die örtliche Gestapo Befehle von der Gestapo in Lwiw erhalten hatte, leere Viehwaggons für den Transport der Juden von Rawa Ruska nach Belzec bereit zu stellen. Er teilte dies sofort Weidenfeld mit, begab sich aber auch selber verkleidet mitten in der Nacht ins Ghetto, um die Bewohner zu warnen. Er bot seinem Freund an, ihn und seine Frau bei sich zu Hause unterzubringen, aber Weidenfeld, der als Alternative noch ein Versteck in der Apotheke hatte, schlug dies aus und bat ihn stattdessen, seine Schwägerin Romana Kessler und Dr. Stephanie Reicher zu verstecken. Nur wenige Monate später, Mitte Juni 1943, schlossen die Weidenfelds sich ihnen an. Alle vier versteckten sich in der kleinen Wohnung bis zur Befreiung Rawa Ruskas durch die Rote Armee am 27. Juli 1944.

Das Versteck war ein Loch von einem Kubikmeter Grösse, das unter dem Bett in die Erde gegraben war. Die Beschaffung von Nahrung war ein besonders schwieriges Unterfangen, da Bartlakowski nicht ausreichende Mengen für fünf Personen kaufen konnte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Daher sah er sich gezwungen, an seinem Arbeitsplatz am Bahnhof zu stehlen. Nach einiger Zeit hatten sich die Gerüchte, dass er Juden verstecke, so verbreitet, dass die Gestapo erschien, um sein Haus mit einem Hund zu durchsuchen. Es gelang Bartlakowski jedoch, die «Besucher» mit Alkohol abzulenken. Wie Weidenfeld später sagte: «Sein Herz und seine Nerven müssen aus Stahl gewesen sein und er hatte die für einen Piloten nötige Kühnheit, so dass er so viele Monate mit uns durchstehen konnte, ohne psychisch zusammenzubrechen».

Nach dem Krieg kehrte Bartlakowski nach Deutschland zurück, zu seiner Mutter und seiner Schwester in Berlin. Er starb dort 1953 sechsenddreissigjährig an Tuberkulose, die er sich in der sowjetischen Haft in Lwiw zugezogen hatte.

Die Weidenfelds, die nach Australien ausgewandert waren, korrespondierten mit ihm, bis sie von seinem Tod erfuhren.

Am 4. September 1979 erkannte Yad Vashem Leonard Bartlakowski als «Gerechten unter den Völkern» an.

Barwitzky, Claire

Akte 4768

«Nun begann für uns ein unvergessliches Jahr: ein Jahr voller Güte, Hinwendung zum anderen, Vertrauen, Liebe, Freude und schweesterlicher Zusammenarbeit. Ich kann keine andere Zeit in meinem Leben finden, die dieser vergleichbar wäre». So beschrieb Claire Barwitzky vierzig Jahre später die Rettung von dreissig jüdischen Kindern, die vom Sommer 1943 bis zum Sommer 1944 in Chamonix in den französischen Alpen versteckt waren.

Barwitzky wurde als Kind gläubiger katholischer Eltern in der deutschen Stadt Neisse in Oberschlesien (heute Nysa in Polen) geboren. Ihr Vater war ein ungelernter Arbeiter bei der Reichsbahn, der sich kümmerlich durchschlug, und Claire gab ihre Hoffnung, Lehrerin zu werden, aufgrund der wirtschaftlichen Schwierigkeiten ihrer Familie auf. Nachdem sie 1932 ihr Abitur abgelegt hatte, nahm sie das Angebot von Pater Remillieux in Lyon an, seine Sekretärin zu werden. Der Deutsch sprechende französische Geistliche war geistiger Führer der französisch-deutschen religiösen Friedensbewegung «Gefährten des Heiligen Franziskus». Barwitzky schloss sich dieser Bewegung an, kehrte nach Deutschland zurück und verbrachte zwei Jahre in Freiburg, wo sie sich zur Seelsorgehelferin ausbilden liess.

Als sie 1935 nach Frankreich zurückkehrte, wurde Barwitzky der Gemeinde Vaujany in den französischen Alpen zugeteilt, aber nach Ausbruch des Krieges sah sie sich aufgrund ihrer deutschen Herkunft Drohungen der Résistance ausgesetzt, die in den Gebirgsgegenden besonders aktiv war. Daher nahm sie auf Anraten eines engen Freundes hin eine neue Aufgabe in einer katholischen Familienfürsorge-Klinik in Saint-Etienne/Loire an. Da sie ihre deutsche Nationalität verheimlichte, konnte sie mit der französischen Bevölkerung zusammenarbeiten, ohne allzu grosse Angst vor einer Entdeckung zu haben.

Während der Besatzungszeit half diese karitative Einrichtung auch verfolgten jüdischen Familien, die meistens nicht die französische Staatsbürgerschaft hatten. Sie gingen in den Untergrund, um der Deportation zu entgehen, und brachten ihre Kinder zur Klinik. Die katholische Dienststelle hatte extra eine Jüdin angestellt, um die jüdischen Kinder vorübergehend in Pflegestellen bei der Landbevölkerung unterzubringen. Im Sommer 1943 setzte eine antisemitische Kampagne mit grosser Schwungkraft ein, und die Gefahr für die Kinder wurde grösser. Daraufhin wurde eine neue Lösung vorgeschlagen – sie sollten in einem Sommerlager untergebracht werden, das die Dienststelle nahe Chamonix am Fusse des Mont Blanc besass. Dort, in einem malerischen Tal mit Ausblick auf die gefrorenen Wasserfälle der Alpengipfel, verbrachten etwa dreissig jüdische Kin-

der ein ganzes Jahr unter der Aufsicht einer kleinen Gruppe, zu der neben Schwester Barwitzky noch eine französische Vorsteherin und zwei jüdische Frauen gehörten. Die anstrengende, bis spät in die Nacht dauernde Aufgabe, für Kinder zu sorgen, wurde noch erschwert durch die unaufhörliche psychische Anspannung und die Furcht, dass die wahre Identität der Kinder aufgedeckt werden könnte. Eine unbedachte Bemerkung oder ein Fehler im Umgang mit den Behörden hätte zur Katastrophe führen können. Die katholische Schwester aus Schlesien jedoch, die selber keine Papiere hatte, bestand alle Herausforderungen und kümmerte sich Tag für Tag mit Hingabe um ihre Schützlinge, bis das Gebiet gegen Ende des Sommers 1944 befreit wurde. Während ihrer Tätigkeit wurde Claire Barwitzky auch auf eine Rettungsmission in das schwer bombardierte Lyon geschickt, um zwei verwaiste Jungen herauszuholen.

Am 20. März 1991 erkannte Yad Vashem Schwester Claire Barwitzky als «Gerechte unter den Völkern» an.

Battel, Albert

Akte 1979

Albert Battel wurde am 21. Januar 1891 in Klein-Pramsen in Schlesien (heute Przynka in Polen) geboren. Er war einundfünfzig Jahre alt, Reserveoffizier und Rechtsanwalt in Breslau (heute Wroclaw), als er in Przemysl in Südpolen als Adjutant des örtlichen Militärkommandanten, Major Max Liedtke (siehe eigenen Eintrag), stationiert wurde.

Als die SS am 26. Juli 1942 ihre erste grössere «Umsiedlungsaktion» gegen die Juden von Przemysl einleitete, befahl Battel in Absprache mit seinem Vorgesetzten, die Brücke über den Fluss San, den einzigen Zugang zum jüdischen Ghetto, zu blockieren. Das SS-Kommando wollte sich den Übergang auf die andere Seite erzwingen, aber der Oberfeldwebel, der den Befehl über die Brücke hatte, drohte das Feuer zu eröffnen, falls sie sich nicht umgehend zurückzögen. All dies geschah am helllichten Tage, vor den Augen der verblüfften Einwohner. Später am selben Nachmittag drang eine Armeeeinheit unter dem Befehl von Oberleutnant Battel in den abgesperrten Bezirk des Ghettos ein und brachte mit Lastwagen bis zu hundert Juden und ihre Familien in die Baracken der örtlichen Militärkommandantur. Diese Juden wurden dem Schutz der Wehrmacht unterstellt und so vor der Deportation in das Vernichtungslager Belzec gerettet. Die übrigen Ghettoinsassen, einschliesslich des Vorsitzenden des Judenrates, Dr. Duldig, wurden in den folgenden Tagen «umgesiedelt».

Nach diesem Vorfall leitete die SS eine geheime Untersuchung über das unglaubliche Verhalten des Armeeeoffiziers ein, der es gewagt hatte, sich ihr unter solch peinlichen Umständen entgegenzustellen. Es stellte sich heraus, dass Battel, obwohl er seit Mai 1933 der NSDAP angehörte, schon früher durch «judenfreundliches Verhalten» aufgefallen war. Vor dem Krieg war er vor ein Parteigericht zitiert worden, weil er einem jüdischen Kollegen einen Kredit gegeben

hatte. Später, während seines Dienstes in Przemyśl, war er offiziell verurteilt worden, weil er den Vorsitzenden des Judenrates, Dr. Duldig, mit dem er in seinen Wiener Studienjahren befreundet war, mit Handschlag begrüsst hatte. Der ganze Vorfall zog die Aufmerksamkeit der obersten Ebenen der Nazihierarchie auf sich. Kein geringerer als Heinrich Himmler, der Reichsführer SS, interessierte sich lebhaft für das Ergebnis der Untersuchung und schickte eine Fotokopie der belastenden Unterlagen an Martin Bormann, den Leiter der Parteikanzlei und Hitlers «Rechte Hand». Im Begleitbrief schwor Himmler, einer der gefürchtetsten Männer des Dritten Reiches, dass er den Rechtsanwalt sofort nach dem Krieg verhaften lassen würde.

All dies blieb Battel verborgen. 1944 wurde er wegen einer Herzkrankheit aus dem aktiven Dienst entlassen. Er kehrte nach Breslau zurück, wo er zum Volkssturm eingezogen wurde und später in russische Kriegsgefangenschaft geriet. Nach seiner Entlassung liess er sich in Westdeutschland nieder, durfte aber aufgrund des Urteils einer Entnazifizierungskammer nicht wieder als Rechtsanwalt arbeiten. Er starb 1952 in Hattersheim bei Frankfurt.

Battels mutiger Widerstand gegen die SS, ein in der Geschichte des Dritten Reiches einmaliger Vorgang, wurde erst lange nach seinem Tod bekannt, hauptsächlich durch die beharrlichen Bemühungen des israelischen Forschers und Rechtsanwalts Dr. Zeev Goshen.

Am 22. Januar 1981 erkannte Yad Vashem Albert Battel als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Haase, Norbert: «Oberleutnant Dr. Albert Battel und Major Max Liedtke. Konfrontation mit der SS im polnischen Przemyśl im Juni 1942», in: Wette, Wolfgang (Hg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt am Main 2002, S. 181-208.

Bauer, Gitta Schwelen, Maria

Akte 3138

Der zwanzigjährigen Ilse Baumgart (später verheiratete Moslé) gelang es im Frühjahr 1943, einen Arbeitsplatz beim Luftfahrtministerium in Berlin zu bekommen, indem sie ihre «halbjüdische» Abstammung verheimlichte. Als sie im Radio Hitlers Ansprache nach dem missglückten Attentat vom 20. Juli 1944 hörte, war sie jedoch unbedacht genug, eine verächtliche Bemerkung fallen zu lassen. Der Vorfall wurde ihren Vorgesetzten gemeldet, und da die folgenden Nachforschungen drohten, ihre «nichtarische» Abstammung zu enthüllen, beschloss Baumgart, in den Untergrund zu gehen. Einem Rat ihrer Eltern folgend, suchte sie die Familie Dubro in Berlin-Spandau, mit der ihre (jüdische) Mutter schon lange befreundet war, auf. Die beiden Schwestern Dubro, Gitta (geb. 1919, später verheiratete Bauer) und Maria (später verheiratete Schwelen) brachten

Baumgart neun Monate im Haus ihrer Eltern unter, teilten ihre kargen Lebensmittelrationen mit ihr und fragten niemals nach einer materiellen Entschädigung. Das Risiko, das sie eingingen, war umso grösser, als die beiden Schwestern, die vor dem Krieg in der Katholischen Jugendbewegung sehr aktiv gewesen waren, bereits als Dissidentinnen in das Blickfeld der Gestapo geraten waren.

Am 4. März 1985 erkannte Yad Vashem Gitta Bauer und Maria Schwelien als «Gerechte unter den Völkern» an.

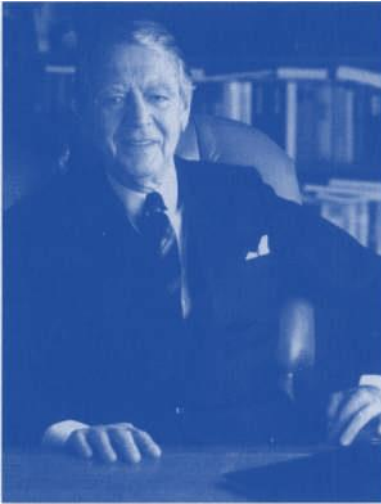
Beer, Emil

Akte 7898

Emil Beer aus Berg bei Köln war Mitglied der Bekennenden Kirche, die sich von der etablierten evangelischen Kirche wegen deren stillschweigender Billigung der rassistischen Grundsätze des Naziregimes abgespalten hatte. 1933 war Beer der einzige Vermieter in Berg, der bereit war, der jüdischen Familie Löwenstein aus Köln eine Unterkunft zu geben. Sie waren in der vergeblichen Hoffnung, der zunehmenden nazistischen Verfolgung entgehen zu können, auf das Land ausgewichen. Ein Jahr später musste die Familie Löwenstein nach Köln zurückkehren, blieb aber in engem Kontakt mit den Beers. Ihr jüngerer Sohn Rudi, der zum Christentum übergetreten war, hatte sich in Beers Tochter Edelgard verliebt. Die beiden waren verlobt, aber auf Rudis Drängen hin wurde ihre Beziehung gelöst, nachdem sie durch die Nürnberger Gesetze illegal wurde. Dies hielt den jungen Mann aber keineswegs davon ab, im Haushalt der Beers in Berg ein- und auszugehen. Als 1941 die Deportationen einsetzten, gab Emil Beer Rudi eine Bestätigung, die bescheinigte, dass er im Christentum unterwiesen worden und sein ganzes Leben ein wahrer Christ gewesen sei. Gegen Ende 1941 suchte die Gestapo nach Rudi, der im Heim der Beers Zuflucht gesucht hatte. Als Beer erfuhr, dass die Polizei ihm auf der Spur war, besorgte er dem jungen Mann ein anderes Versteck im Dorf. Dies rettete ihn für einige Zeit vor der Verhaftung, aber im Juli 1942 wurde er deportiert – zuerst nach Theresienstadt und von dort nach Auschwitz, wo er von den Nazis ermordet wurde.

Obwohl er oft bei der Polizei angezeigt und gewarnt wurde, sich nicht mehr mit Juden abzugeben, reiste Emil Beer weiterhin heimlich nach Köln, um Juden, die bis zu ihrer Deportation in bewachten Sammellagern interniert wurden, aufzumuntern und ihnen zu helfen. Bei einer dieser Fahrten entkam er selbst nur mit knapper Not: Er erreichte das Lagertor zu spät und konnte nicht mehr hinaus. Beer blieb auch in engem Kontakt mit Rudi Löwensteins Eltern, die nach der Deportation ihres Sohnes untergetaucht waren, und versorgte sie bis zum Ende des Krieges mit Lebensmittelkarten, die schwer zu bekommen waren und die sie während ihrer Zeit in der Illegalität vor dem Verhungern retteten.

Am 12. März 1998 erkannte Yad Vashem Emil Beer als «Gerechten unter den Völkern» an.



Berthold Beitz, einer der führenden Unternehmer im Nachkriegsdeutschland, wurde am 26. September 1913 in Zemmin/Pommern geboren. Als er viele Jahre nach dem Krieg über seine Erlebnisse in Boryslaw während der deutschen Besetzung reflektierte, betonte Beitz, inzwischen Vorstandsvorsitzender des Krupp-Konzerns in Essen und Ehrenmitglied des deutschen NOK, dass seine Motive keineswegs einer prinzipiellen politischen Opposition zum Nationalsozialismus entsprangen:

«Das war kein Antifaschismus, kein Widerstand. Wir haben von morgens bis abends hautnah miterlebt, was in Boryslaw mit den Juden ge-

schah. Wenn Sie sehen, wie eine Frau mit einem Kind auf dem Arm erschossen wird, und Sie haben selbst ein Kind, dann haben Sie eine ganz andere Reaktion.»

Tatsächlich war aber Beitz' Hilfe für die Juden von Boryslaw eine höhere Form des Widerstands gegen den Nationalsozialismus.

Wie sein Vater hatte Beitz das Bankfach gewählt. Im April 1939 wurde der Fünfundzwanzigjährige von der renommierten Royal Dutch Shell-Öl AG in Hamburg eingestellt. Aufgrund seines in der strategisch bedeutenden Ölindustrie erworbenen Fachwissens konnte Beitz sich vom Militärdienst freistellen lassen und eine Kriegsverpflichtung als kaufmännischer Leiter der Beskiden-Öl AG – später in Karpaten-Öl AG umbenannt – in Boryslaw in Ostgalizien erhalten.

Sowohl Boryslaw als auch die nahegelegene Kreisstadt Drohobycz waren wichtige Zentren der Ölindustrie mit relativ grossen jüdischen Bevölkerungsgruppen. Juden bildeten einen grossen Teil der lokalen Arbeitskräfte – Chemiker, Laborassistenten, Mechaniker, Buchprüfer, Geschäftsleute, aber auch ungelernete Arbeiter – und wurden nach der deutschen Besetzung der beiden Orte am 1. Juli 1941 von der Karpaten-Öl AG übernommen. Um das unverzichtbare jüdische Personal vor Razzien der SS und ihrer ukrainischen Helfershelfer zu schützen, brachten die Karpaten-Öl AG und andere deutsche Firmen in der Gegend die Arbeiter und ihre Familien in abgeschlossenen Arbeitslagern unter. Zu ihrem Schutz wurde ein besonderes Abzeichen mit dem Buchstaben «R» auf ihre Kleidung aufgenäht (wobei das «R» wahrscheinlich für «Rüstungsarbeiter» stand).

Als Beitz Anfang Juli 1941 im Gefolge der deutschen Truppen in Boryslaw eintraf, erlebte er unmittelbar die Untaten an der schutzlosen jüdischen Bevölke-

zung. Im Zuge der «Invaliden-Aktion» am 7. August 1942 räumte die SS das jüdische Waisenhaus von Boryslaw mit unbeschreiblicher Brutalität. Beitz, der von der Schutzpolizei informiert worden war, musste mit ansehen, wie Kleinkinder aus Fenstern geworfen wurden und die aus ihren Betten gerissenen Kinder mitten in der Nacht barfuss zum Bahnhof getrieben wurden.

Als kaufmännischer Leiter der militärisch unverzichtbaren Ölgesellschaft besass Beitz Beziehungen zu den wichtigeren Nazifunktionären der Gegend. Er wurde im Voraus von bevorstehenden «Aktionen» informiert und hatte das Recht, die auf dem «Umschlagplatz» zusammengetriebenen Juden in Augenschein zu nehmen, um qualifizierte Arbeiter auszuwählen und sicherzustellen, dass keine seiner eigenen Arbeitskräfte den Transporten in die Vernichtungslager angehörten. Im August 1942 befreite er 250 jüdische Männer und Frauen aus einem Transportzug für das Vernichtungslager Belzec, indem er sie als «Facharbeiter» einstuftete. Zahlreiche Augenzeugenberichte lassen keinen Zweifel daran, dass der achtundzwanzigjährige Leiter der Karpaten-Öl AG sich keineswegs nur auf Arbeitskräfte beschränkte, die der Ölförderung für die deutsche Kriegsmaschinerie nützlich sein konnten. Unter den Juden, die er vor der Deportation bewahrte, befanden sich viele ungelernte Arbeitskräfte, oft in schlechter körperlicher Verfassung, die beim besten Willen nicht als «Facharbeiter» oder unverzichtbar für die Ölindustrie bezeichnet werden konnten. Beitz setzte sich auch beträchtlichen Gefahren aus, indem er jüdischen Vertrauten Geheiminformationen über bevorstehende Aktionen zukommen liess. Sowohl er als auch seine Frau verbargen flüchtige Juden in ihrem eigenen Haus, womit sie Denunziationen riskierten.

Ironischerweise beruhte die einzige Untersuchung, die die Gestapo gegen ihn einleitete, auf einer «falschen Fährte». Anfang 1943 verhaftete die deutsche Polizei in einem Zug auf dem Weg nach Ungarn zwei jüdische Mädchen mit gefälschten «arischen» Papieren, die von Beitz unterzeichnet waren. Anscheinend gehörten die beiden Mädchen einer jüdischen Untergrundgruppe an, die von Zwi Heilig geleitet wurde. Die Organisation hatte Blankoformulare für Reisegenehmigungen für «arische» Arbeiter aus Beitz' Büro gestohlen, um ihre Mitglieder über die ungarische Grenze zu schmuggeln. Heilig, der den Krieg überlebte, bezugte später die Betroffenheit der jüdischen Arbeiter in der Karpaten-Öl AG, die Gerüchte über eine lautstarke Auseinandersetzung gehört hatten, die ihr Beschützer mit Gestapo-Angehörigen gehabt hatte. Beitz überstand den Zwischenfall jedoch unbeschadet und blieb in Boryslaw bis zum März 1944, als er zur Wehrmacht eingezogen wurde.

Beitz' Nominierung als «Gerechter unter den Völkern», die von der grossen Mehrheit der Überlebenden aus Boryslaw und Umgebung (von denen viele nach dem Krieg in Kontakt mit ihrem Retter geblieben waren) sehr unterstützt wurde, traf auf heftigen Widerstand einer kleinen Gruppe. Die Gegner argumentierten, das Hauptmotiv des früheren Direktors der Karpaten-Öl AG in Boryslaw sei die Steigerung der Produktionskapazitäten der deutschen Rüstungsindustrie gewesen. Er hätte sich in erster Linie die eigenen Taschen mit Geld vollstopfen wollen und habe sich selbst keinem nennenswerten Risiko ausgesetzt, indem er jüdische Arbeitskräfte für die deutsche Ölindustrie rettete.

Doch keine dieser Anschuldigungen scheint vor den Tatsachen zu bestehen. Mehr Substanz scheinen Vorwürfe bezüglich der Aussagen zu haben, die Beitz 1952 und 1966 zugunsten von Fritz Hildebrand, dem berüchtigten SS-Kommandanten, machte. In seiner Zeugenaussage in Bremen 1966 behauptete Beitz, Hildebrand hätte «beide Augen zugeedrückt» angesichts der verbotenen Beschäftigung von Juden in den Büros des Unternehmens und an anderen Stellen. So umstritten Beitz' Nachkriegsaussagen auch sein mögen, sie machen jedoch nicht ungeschehen, was er während des Holocaust tat.

Am 3. Oktober 1973 erkannte Yad Vashem Berthold Beitz als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Schmalhausen, Bernd: Berthold Beitz im Dritten Reich. Mensch in unmenschlicher Zeit, Essen 1991.

Bernhardt, Ella Bernhardt, Herbert

Akte 2502

Herbert Bernhardt (geb. 6. Februar 1913) arbeitete während des Krieges als Textileinkäufer in einer Berliner Firma. Seine Frau Ella (geb. 16. Juli 1914) stand der «Jüdischen Abteilung» einer anderen Firma vor, die ungefähr achtzig jüdische Zwangsarbeiterinnen beschäftigte. 1940 (oder 1941?) wurde Herbert Bernhardt von einem jungen Mitarbeiter, Hugo Kähler, angesprochen, der ihm offenbarte, dass er «Halbjude» sei. Kähler machte sich grosse Sorgen um sein weiteres Schicksal, wie auch um das seiner jüdischen Mutter Rosa, die zu dieser Zeit in Bublitz in Pommern (heute Bobolice in Polen) lebte. Bernhardt bot sofort seine Hilfe an und besorgte Kähler und seiner Mutter eine kleine Wohnung in Berlin. Darüber hinaus gaben er und seine Frau in ihrer eigenen Wohnung Frauen aus Ella Bernhardts Betrieb mehrmals eine Notunterkunft.

Am 14. April 1983 erkannte Yad Vashem Herbert und Ella Bernhardt als «Gerechte unter den Völkern» an.

Bertram, Rudolf

Akte 1729

Dr. Rudolf Bertram wurde am 8. Mai 1893 in Olpe in Westfalen geboren. 1944/45 war er Chefchirurg des katholischen Krankenhauses St. Josef in Gelsenkirchen-Horst und des Marienhospitals in Gelsenkirchen-Rothausen. Beide Krankenhäuser lagen in der Nähe des Gelsenkirchener Konzentrationslagers, eines Nebenlagers von Buchenwald, in dem etwa 2.000 aus Ungarn deportierte

jüdische Frauen als Zwangsarbeiterinnen der Krupp-Rüstungswerke inhaftiert waren.

Am 11. September 1944 gab es einen schweren Luftangriff, bei dem viele der hilflos ausgelieferten Jüdinnen getötet oder verletzt wurden. Die jüdischen Verwundeten wurden alle vom Chefchirurgen selbst behandelt, der sich durch sein menschliches und mitfühlendes Verhalten auszeichnete. Dr. Bertram brachte sich in erhebliche Gefahr, indem er ihnen das wertvolle Penicillin verordnete, das für die Behandlung jüdischer Patienten verboten war. Hermina Festinger, der ein Bein amputiert wurde, war eine von siebzehn ungarischen Jüdinnen, die in Rotthausen untergebracht waren. Dr. Bertram drohte mit Kündigung, als Gestapo-Beamte Druck ausübten, um ihre vorzeitige Entlassung aus dem Krankenhaus zu erreichen. Als die Gestapo einen Monat später zurückkehrte, verbarg Bertram Festinger im Einverständnis mit dem restlichen medizinischen Personal einige Tage lang in einem der Vorratsräume des Krankenhauses und gab vor, sie wäre verschwunden. Festinger, die im Gefolge der Evakuierung aus Auschwitz nach Gelsenkirchen gekommen war, überlebte den Krieg und legte später Zeugnis über die Taten ihres Retters ab.

Am 29. November 1979 erkannte Yad Vashem Rudolf Bertram als «Gerechten unter den Völkern» an.

Biel, Werner von

Akte 10164

Der 1920 in Berlin geborene Manfred Alexander wurde im November 1942 zusammen mit seinen Eltern in das Ghetto Minsk in Russland deportiert. Als Zwangsarbeiter beim Gleisbau lernte er einen deutschen Vorarbeiter kennen. Mit dessen Hilfe versteckte sich Manfred in einem Zug, der deutsche Kriegsverwundete von der Front nach Hause brachte, und erreichte so nach einigen Umwegen Berlin. Seine Eltern starben in Minsk.

Als Manfred im Februar 1943 in seiner inzwischen «judenrein» gewordenen Heimatstadt ankam, rief er sofort den ihm schon von früher bekannten Werner Wilhelm von Biel an. Der 1911 in Weitendorf geborene

von Biel, Vater von drei kleinen Kindern, war als Berliner Vertreter eines Flugzeugherstellers tätig. Als Manfred sich hilfesuchend an ihn wandte, brachte ihn von Biel in seiner zweiten Berliner Wohnung unter. Da es sich um einen



Wohnblock mit vielen Mietern handelte, fiel er niemandem auf. Während Manfreds Aufenthalt in der Wohnung versorgte ihn von Biel mit Geld und Verpflegung. Im Sommer 1943 nahmen die beiden voneinander Abschied und Manfred verliess zusammen mit seiner Verlobten und deren Mutter Berlin und gelangte per Zug nach Belgien. Eine kommunistische Widerstandsorganisation hatte sie mit gefälschten Ausweisen versorgt. Von Belgien reisten sie nach Frankreich und überquerten die Grenze zur Schweiz in der Nähe von Besançon. Nach dem Krieg wanderte Manfred mit seiner Verlobten in die USA aus.

Am 31. Dezember 2003 erkannte Yad Vashem Werner von Biel als «Gerechten unter den Völkern» an.

Bleicher, Willi

Akte 0065

Der am 27. Oktober 1907 geborene Willi Bleicher war der fünfte Sohn einer Arbeiterfamilie. Wie sein Vater liess er sich als Metallarbeiter bei der Daimler Motoren AG ausbilden. Er schloss sich der Kommunistischen Jugendbewegung und später der KPD an. Als sich 1929 eine kleine Gruppe von Aktivisten, die die offizielle Linie der Moskautreue ablehnte, von der Partei trennte, wurde Bleicher Mitglied dieser Splittergruppe, der Kommunistischen Partei Opposition (KPO). Nach der Machtergreifung der Nazis ging die KPO in den Untergrund. Bleicher nahm an Untergrundaktivitäten teil und wurde Anfang 1935 von der Gestapo verhaftet. Er wurde angeklagt und zu drei Jahren Haft verurteilt, aber nachdem er seine Strafe verbüsst hatte, wurde diese zu unbegrenzter Inhaftierung in Konzentrationslagern verlängert.

Unter diesen Umständen gelangte Bleicher in das KZ Buchenwald bei Weimar. 1944 leitete der Siebenunddreissigjährige die Untergrundorganisation der «Politischen Häftlinge», die faktisch die innere Lagerverwaltung kontrollierte. Am 5. August des Jahres wurde ein polnischer Jude, Dr. Zacharias Zweig, zusammen mit dem einzigen überlebenden Mitglied seiner Familie, seinem dreijährigen Sohn Stefan Jerzy, in das Lager überstellt. Die aus der Reihe fallende Anwesenheit eines Dreijährigen in einem Konzentrationslager verursachte Aufsehen. Es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, bis die Lagerleitung ihn seinem Vater wegnehmen und nach Auschwitz schicken würde, wo sein Schicksal besiegelt gewesen wäre. Die «Politischen Gefangenen» jedoch, denen das Schicksal des jüdischen Kindes zu Herzen ging, beschlossen, sein Überleben zu einem Symbol ihres Widerstandswillens zu machen. Bleicher, der in der Kleiderkammer des Lagers arbeitete, richtete einen Schlafplatz für ihn in einem der Lager Räume ein. Die SS-Wachen wussten, dass diese Räume von Läusen und Typhuserregern wimmelten, und daher mieden sie sie «wie die Pest». Als die Lagerleitung trotzdem beschloss, den Dreijährigen zu deportieren und seinen Namen auf die Transportliste für Auschwitz setzte, bestach Bleicher den SS-Arzt, den kleinen Jerzy ins Lagerkrankenhaus aufzunehmen. Auf diese Art wurde er von dem

Transport zurückgestellt und entkam dem sicheren Tod. Er wurde später in das «Kleine Lager» in Buchenwald überstellt, wo ein anderer politischer Gefangener, Eugen Waller, für ihn sorgte.

Sowohl Dr. Zweig als auch sein Sohn überlebten den Krieg. Bleicher und andere Mitglieder der Untergrundbewegung wurden am 28. Oktober 1944 nach einer geheimen Gedenkfeier für den ermordeten KPD-Vorsitzenden Ernst Thälmann (1886-1944) verhaftet. Bleicher wurde von der Gestapo gefoltert, konnte aber schliesslich entkommen. Nach dem Krieg wurde er Sekretär der IG Metall in Baden-Württemberg.

Am 18. Mai 1965 erkannte Yad Vashem Willi Bleicher als «Gerechten unter den Völkern» an.

Blochwitz, Else

Akte 0137

Die 1899 geborene Else Blochwitz war Luftschutzwartin in einem grossen Mietshaus am Kurfürstendamm 177 in Berlin und hatte in dieser Funktion Zugang zu leer stehenden Wohnungen und Kellern. Sie benutzte ihre Position, um Juden auf der Flucht sowohl in ihrer eigenen Wohnung als auch an anderen Orten zu verstecken. Black – wie Blochwitz' Tarnname im Untergrund lautete – unterhielt auch ein loses Netzwerk von Freiwilligen, die Lebensmittel und Kleidung spendeten und Pakete und Briefe an deportierte Juden schmuggelten. Gelegentlich hatte sie die Möglichkeit, Lebensmittelpakete und Spielzeug an Kinder im Ghetto Minsk zu senden. Die jüdischen Kinder – die alle im Holocaust umkamen – dankten ihrer Wohltäterin mit Zeichnungen und Briefen. Eine der dem Untergang geweihten Bewohnerinnen des Ghetto Minsk war Blochwitz' deportierte Freundin und frühere Mieterin, Herta Arndt, die am 10. Oktober 1943 in Lublin in der Gaskammer starb. Die «halbjüdische» Rita Grabowski hatte mehr Glück. Sie fand bei Blochwitz vom Oktober 1944 bis Kriegsende Unterschlupf.

Am 18. Mai 1965 erkannte Yad Vashem Else Blochwitz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Block, Irene

Akte 1196

Als die Gestapo am 19. Oktober 1941 in die Wohnung von Maria Johanna Fulda in Frankfurt am Main eindrang, erlitt die zierliche Frau eine zeitweise Lähmung und wurde daher von der Deportation «in den Osten» ausgenommen – vorläufig wenigstens. Wenige Tage später machte ein jüdischer Freund sie mit Dr. jur. Irene Block (geb. Gasse, geb. 19. November 1915 in Leipzig) bekannt, einer Devisenberaterin, die entgegen wiederholter offizieller Verbote weiterhin jüdische Kunden empfing. Die berufliche Beratungstätigkeit entwickelte sich bald zu einer lebensrettenden Aktion. Bei den folgenden Razzien der Gestapo benutzte

Block ihre Verbindungen, um für ihre jüdische Klientin ärztliche Gutachten zu beschaffen, die sie immer wieder vor der Deportation bewahrten. Am Morgen des 22. September 1942, dem Datum der letzten Deportation der Frankfurter Juden, erschien Block in der Wohnung ihrer Klientin, die im abgegrenzten Bezirk der «Judenhäuser» lag. Die völlig hilflose Maria Johanna Fulda, am Rande des körperlichen und seelischen Zusammenbruchs, entfernte ihren Judenstern und folgte ihrer unerschrockenen Retterin – «wie unter Hypnose» – zum Bahnhof. Von dort reisten sie zusammen bis zu einem einsam gelegenen Bauernhof im Bezirk Kassel. Acht Tage später erschien Irene Block wieder auf dem Bauernhof und nahm Fulda in ihre Wohnung in Frankfurt mit. Dort blieb sie zwei Jahre lang, Tag für Tag in ihrem Zimmer praktisch eingeschlossen. Das Risiko, das Irene Block auf sich nahm, als sie Maria Johanna Fulda in ihrer kleinen Dreizimmerwohnung versteckte, die zugleich als Büro diente, war enorm, und die Gefahr einer Entdeckung war für beide erheblich. Als das Haus während eines schweren Bombenangriffs am 22. März 1944 zerstört wurde, zogen die beiden Frauen in eine kleine Stadt in der Region der Schwalm, wo Block in der allgemeinen Verwirrung für ihre Freundin einen «arischen» Ausweis beschaffen konnte. Die beiden Frauen lebten auch nach dem Krieg weiter zusammen und Maria Johanna Fulda bezeugte in dieser Zeit das selbstlose und heldenhafte Verhalten ihrer Freundin.

Am 4. März 1992 erkannte Yad Vashem Irene Block als «Gerechte unter den Völkern» an.

Boehm, Marie **Boehm, Adolph**

Akte 6369

Marie Hagen, die in Österreich als Kind einer katholischen Familie geboren wurde, war mit dem deutsch-jüdischen Industriellen Joseph Boehm verheiratet. Boehm wurde 1933 im KZ Dachau interniert, aber dank der Bemühungen Mariens nach einigen Monaten freigelassen. Das Ehepaar emigrierte mit seinen beiden im katholischen Glauben erzogenen Kindern Gérard und Adolph nach Paris. Obwohl Joseph Boehm Redaktionsmitglied der antinazistischen *Pariser Zeitung* war, wurde er bei der Kriegserklärung als Staatsangehöriger einer feindlichen Nation im Lager Gurs interniert. Nach dem deutsch-französischen Waffenstillstand im Juni 1940 entkam er und gelangte in die Schweiz. Erst nach der Befreiung sollte er nach Paris zu seiner Familie zurückkommen.

In Paris lebte während der gesamten Besatzungszeit bei Marie Boehm und ihren beiden Söhnen ihre Schwester Anita Hagen. Ihr Haus wurde ein Treffpunkt für Flüchtlinge aus dem Ausland, unter ihnen zahlreiche Juden. Marie, die von einem grosszügigen Solidaritätsgefühl getrieben wurde und Energie sowie Organisationstalent bewies, konzentrierte eine informelle Gruppe von Aktivisten um sich, die den Juden in ihrer verzweifelten Lage zu Hilfe kam.

Ihr Sohn Adolph, der später ein begnadeter Komponist und Pianist wurde, studierte damals Zeichnen und erwies sich als ein wahrer Künstler in der Herstellung falscher Stempel. Er stellte falsche Ausweise aus und verteilte sie. Das Ehepaar Rosenstiehl und drei seiner bereits erwachsenen Kinder – Irène, Camille und Raymond – waren die Nutzniesser. Marie Boehm fand für sie eine heimliche Unterkunft in dem nahegelegenen Vorort Pré-Saint-Gervais. Aufgrund ihrer Beziehungen zu den Mitgliedern einer Informationskette konnte sie die Juden in ihrem Stadtviertel vor bevorstehenden Polizeiaktionen warnen. Mit der tatkräftigen Unterstützung ihrer Umgebung nahm Marie Boehm grösste Risiken auf sich, wusste aber auch, mit den Gefahren zurechtzukommen.

Am 26. Dezember 1994 erkannte Yad Vashem Marie und Adolph Boehm als «Gerechte unter den Völkern» an.

Böttcher, Johannes **Böttcher, Käthe**

Akte 10047

Der im Jahr 1895 geborene Johannes Böttcher war seit 1931 Pfarrer in Essen-Altstadt. Während der NS-Zeit wurde er in Essen der anerkannte Leiter der Bekennenden Kirche, die von der regimekonformen Linie der evangelischen Staatskirche abwich. Nachdem im Sommer 1944 Böttchers Wohnung im Stadtzentrum durch einen Luftangriff völlig zerstört worden war, zog er mit seiner Frau Käthe und seinen Kindern in das leer stehende Pfarrhaus an der Alfredstrasse 81 in Essen-Rüttenscheid ein, das nah bei der gerade zerstörten Reformationskirche lag. Während sie in Rüttenscheid wohnten, kümmerten sich Böttcher und seine Frau um eine Gruppe von etwa sieben untergetauchten Juden, die sich teilweise im Keller der Reformationskirche und teilweise im Heizungskeller des Pfarrhauses versteckt hielten.

Es handelte sich zumeist um «privilegierte» Juden, die mit nicht jüdischen Ehepartnern verheiratet waren und bis zu diesem Zeitpunkt von den Deportationen ausgenommen waren. Einer von ihnen war Joseph Ansel, der mit seiner «arischen» Frau und seinen zwei Töchtern seit 1938 in Essen lebte. Als er im September 1944 den Gestapo-Meldebefehl erhielt, entschloss sich Ansel, der Deportation zu entgehen. Er wandte sich an Pfarrer Böttcher, der ihn und seine beiden Töchter – sowie einige andere Juden – unter den Trümmern der Reformationskirche verbarg. Die Lage der Untergetauchten war ausserordentlich schwierig und gefährlich. In der unmittelbaren Nähe der Reformationskirche und des Pfarrhauses befanden sich die Gebäude des Polizeipräsidiums, der Gestapo und der Kreisleitung der NSDAP. Der jüngere Sohn Walter Böttcher, der wegen einer schweren Erkrankung nicht zum Militär eingezogen worden war, leitete sogar eine elektrische Leitung aus der Notstromversorgung der NS-Kreisleitung zugunsten der Versteckten ab. Bei Fliegeralarm suchten sie Schutz im öffentlichen Luftschutzraum, der im Keller des nahen Pfarrhauses ausgebaut worden

war. Trotzdem hat sie niemand denunziert. Überdies konnte Pfarrer Böttcher einige Familien in der Gemeinde überzeugen, einen Teil ihrer Lebensmittelrationen an die Versteckten abzugeben.

Als Pfarrer Böttcher nach November 1944 in die Essener Altstadt zurückzog, wurden die Untergetauchten im Kirchenkeller von seinem Kollegen und Freund Pfarrer Heinrich Held (siehe eigenen Eintrag) betreut.

Nach dem Krieg wurde Ansel ein der Neubegründer der kleinen jüdischen Gemeinde in Essen. Als Böttcher am 23. November 1949 starb, nahm er an seiner Beisetzung teil und sprach ein kurzes Wort des Nachrufs für seinen Retter.

Am 15. Januar 2004 erkannte Yad Vashem Johannes und Käthe Böttcher als «Gerechte unter den Völkern» an.

Bornstein, Elisabeth	Akten 2311
Bredig, Elisabeth	2311a
Kulka, Luise	2311b
Kulka, Walter	2311c
Luma, Hans (? , wahrscheinlich Lumma, Arno)	2311d
Schallschmidt, Johanna	2311e
Winkler, Hans	
Winkler, Frida	

Ilse Grün (geb. Berghausen) war mit ihrer Familie vor dem Krieg nach Berlin gezogen. Wie viele andere deutsche Juden dachten sie, sie könnten den Sturm in der Grossstadt besser überstehen, aber bald nach dem Beginn der Deportationen nach Osteuropa wurde die Familie auseinander gerissen und die meisten Familienmitglieder starben in Konzentrationslagern. Ilse gelang es zu überleben, dank dem Mut und der Opferbereitschaft mehrerer Deutscher, die ihr Leben riskierten, um sie zu retten. Ihr Mann dagegen hatte nicht so viel Glück.

Die ersten Retter waren das Ehepaar Bornstein – Elisabeth und ihr Ehemann Ludwig. Da Ludwig «Halbjude» war, hatten die Bornsteins ihre Wohnung verlassen und mit ihrer Tochter in ein Einzimmerquartier mit einer kleinen Küche, aber ohne Bad, ziehen müssen. In dieser winzigen Unterkunft hielten sie das jüdische Ehepaar eineinhalb Jahre lang versteckt und teilten mit ihm die wenigen Lebensmittel, die sie erhielten.

Im Oktober 1943 wurde Ilse Grün von der Gestapo verhaftet und in Richtung Auschwitz deportiert. Es gelang ihr jedoch, vom Zug zu springen und nach Berlin zurückzukehren. Dort bat sie erneut die Bornsteins um Hilfe, die sie an Johanna Schallschmidt weiterleiteten, die in der Untergrundorganisation «Gemeinschaft für Frieden und Aufbau» aktiv war. Der Leiter dieser illegalen Organisation war Hans Winkler aus Luckenwalde bei Berlin, der zusammen mit seiner Frau Frida den Grüns und anderen Juden ebenfalls Unterschlupf gewährte.

Dann war die Reihe an Elisabeth Bredig. Sie war mit einem Mann von teilweise jüdischer Abstammung verheiratet gewesen, den die Gestapo ermordet hatte. Nach dem Tod ihres Mannes lebte sie wieder bei ihren Eltern. Sie bewog diese, Ilse Grün und ein weiteres jüdisches Ehepaar aufzunehmen, sagte ihnen aber nicht, dass es sich um Juden handelte. Während dieser ganzen Zeit – genau genommen schon seit Januar 1943 – halfen Walter und Luise Kulka, indem sie Lebensmittelmarken abgaben.

Im Oktober 1944 bereiteten sich die Grüns darauf vor, zu einem weiteren «gemischten» Ehepaar umzuziehen, den Lum(m)as. Der Christ Hans Luma/Arno Lumma, war mit einer Jüdin verheiratet, die eine Cousine von Ilse Grüns Ehemann war. Johanna Schallschmidt, die an den Vorbereitungen ebenfalls beteiligt war, verabredete sich telefonisch mit Grün auf einem Friedhof, wo sie ihr Kleidungsstücke übergab, die sie den Lum(m)as mitbringen sollte. Die beiden hatten jedoch nicht bemerkt, dass das Telefon von der Gestapo abgehört wurde. Als die Grüns auf dem Hof der Lum(m)as ankamen, wurden sie umgehend verhaftet und im Gefängnis Alexanderplatz inhaftiert. Im Dezember wurden sie in ein Auslieferungslager in der Oranienburger Strasse verlegt. Ilse konnte überleben, indem sie SS-Uniformen flickte, aber ihr Ehemann wurde in das KZ Sachsenhausen-Oranienburg gebracht, wo er am 16. März 1945 erschossen wurde.

Alle weiteren Beteiligten bezahlten einen hohen Preis für ihren Rettungsversuch. Johanna Schallschmidt wurde in einem Konzentrationslager inhaftiert, ihr elfjähriger Sohn blieb allein zurück (der Vater befand sich in Kriegsgefangenschaft). Hans Luma/Arno Lumma wurde ebenfalls inhaftiert und überlebte den Krieg nicht.

Am 10. Juni 1982 erkannte Yad Vashem Elisabeth Bornstein, Elisabeth Bredig, Luise und Walter Kulka, Hans Luma/Arno Lumma, Johanna Schallschmidt sowie Hans und Frida Winkler als «Gerechte unter den Völkern» an.

Brandt, Günther

Akte 1867

Der am 24. März 1912 in Essen geborene Günther Brandt begann seine theologische Karriere 1933 in der Bekennenden Kirche in Leipzig und wurde im November 1939 durch den Berlin-Spandauer Superintendent Martin Albertz ordiniert. Kurz darauf wurde er zur Wehrmacht eingezogen und 1941 bei einem Einsatz an der Ostfront schwer verwundet. Nach dreijähriger Rekonvaleszenz in einem Krankenhaus wurde ihm die Aufgabe eines «Gräber-Offiziers» übertragen, d.h., er hatte ein Register der Gräber der gefallenen Feinde zu führen; z.B. Piloten, die abgeschossen worden waren. Zusätzlich war er bevollmächtigt, ausgebombte (deutsche) Flüchtlinge mit neuen Dokumenten, Lebensmittelkarten und Unterkünften zu versorgen. In dieser Funktion konnte er Juden, die versteckt lebten, helfen.

Eine dieser Rettungsaktionen galt dem jüdischen Berliner Anwalt Dr. Hans Gumpel. Als Gumpel und seine Ehefrau 1944 inkognito in Potsdam lebten, stell-

te ihnen Brandt, zu dem sie von der Baroness M. C. v. Mirbach (siehe eigenen Eintrag und zugehörigen Eintrag: Eckert, Gotthilf und Frida) geschickt worden waren, eine beglaubigte Bestätigung aus, die sie als Flüchtlinge aus Stettin auswies. Dies half ihnen, verschiedene Kontrollen zu überstehen. Ein weiterer Fall war der von Susanne Vogel, die jüdischer Abstammung und mit einem «Arier» verheiratet war. Brandt und seine Frau suchten ihre Familie eines Nachts 1941 auf, um sie vor einer drohenden Polizeirazzia zu warnen und boten ihnen in ihrem Haus Obdach an. Ausserdem nahmen sie Vogels «halbjüdische» Tochter, die keine Berufsausbildung hatte, als Hausmädchen zu sich und retteten sie so vor rassistischer Verfolgung. Bei einer anderen Gelegenheit nahmen die Brandts die jüdische Witwe Gertrud Leopold (geb. Igel) 1944 für einige Wochen in ihrem Heim auf und sorgten für sie.

Am 26. Juni 1980 erkannte Yad Vashem Günther Brandt als «Gerechten unter den Völkern» an.

Brockschmidt, Heinrich **Brockschmidt, Herta**

Akte 0942

Heinrich Brockschmidt und seine Frau Herta (geb. Seidel) lebten während der deutschen Besatzung in Warschau. Sie halfen von Mai 1943 bis zum Sommer 1944 den Gruenfelds, einer mit «arischen» Papieren ausgestatteten polnisch-jüdischen Familie, indem sie die Mutter in ihrem Haushalt beschäftigten und sie mit ihrem elfjährigen Sohn und ihrer erwachsenen Tochter im Dienstbotenflügel ihres Hauses unterbrachten. Die Anwesenheit von drei Personen «jüdischen Aussehens» erregte das Misstrauen mancher Besucher. Aber die Brockschmidts, denen die Wahrheit bekannt gewesen sein muss, weigerten sich standhaft, die Gruenfelds der Gestapo zur Befragung zu übergeben. Als sie sich während des polnischen Aufstandes in Warschau 1944 entschlossen, nach Deutschland zurückzukehren, bemühten sie sich um die weitere Sicherheit der Gruenfelds und überliessen ihnen ihre grosse und mit vielen Vorräten versehene Wohnung. Sie gaben ihnen auch ihre Heimatadresse in Herzberg bei Beesków, falls sie Hilfe brauchen sollten. Tatsächlich wurden die Gruenfelds nach der Niederschlagung des Aufstandes nach Deutschland in ein Durchgangslager in Wilhelmshagen gebracht. Von hier schrieben sie den Brockschmidts, die erreichten, dass sie auf ihr Gut in der Nähe von Beesków gebracht wurden. Dort konnten die Gruenfelds die letzten Kriegsmonate in relativer Sicherheit überstehen.

Für Herta Brockschmidt war dies nicht das erste Mal, dass sie der nationalsozialistischen Judenverfolgung Widerstand entgegengesetzt hatte. In den 1920er Jahren hatte sie im Immobilienbüro eines deutschen Juden gearbeitet. Als die jüdische Familie nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten Deutschland verlassen musste und nach England emigrierte, kümmerte sie sich um ihren Besitz und versuchte, auf verschiedenen Um- und Schleichwegen mit ihnen in Kontakt zu bleiben, was kein geringes Risiko bedeutete.

Als die Besitztümer kurz vor Kriegsausbruch einem Treuhänder für Feindvermögen übergeben wurden, konnte Brockschmidt es einrichten, bei dem ernannten Verwalter angestellt zu werden. 1942 wurde sie jedoch entlassen, nachdem die NSDAP sie aufgrund «politischer Unzuverlässigkeit» und angeblicher Freundlichkeit Juden gegenüber als ungeeignet für die Aufgabe eingestuft hatte.

Am 21. Mai 1975 erkannte Yad Vashem Heinrich und Herta Brockschmidt als «Gerechte unter den Völkern» an.

Brunken, Henny

Akte 0491

Die Bremer Hausfrau Henny Brunken verbrachte die harten Monate des letzten Kriegswinters mit ihrer Mutter und zwei Kindern – einer fünfjährigen Tochter und einem sechs Monate alten Sohn. Ihr Ehemann war bei der Marine. Nicht weit entfernt von ihrer Wohnung, Ecke Deichbruch/Hastedter Heerstrasse, waren Zwangsarbeiter damit beschäftigt, einen riesigen Trümmerhaufen wegzuräumen, die Folge der letzten Luftangriffe. Zwei Arbeiterinnen fielen Brunken ins Auge und erweckten ihr Mitleid. Es handelte sich um zwei junge jüdische Schwestern aus Berlin, Ella und Eva Kozlowski. Beide wirkten völlig verloren in der fremden Stadt und erinnerten Henny an ihren Bruder, der als Soldat in Russland vermisst war. Da jeder direkte Kontakt mit Angehörigen der Arbeitsgruppe schwer bestraft werden konnte, benutzte sie ihre fünfjährige Tochter Erika als Kurier. Sie füllte eine Flasche mit warmer Milch und Haferflocken und versteckte sie in einer Wollsocke. Die Socke hängte sie an Erikas Tretroller und schickte das Kind zu den jüdischen Mädchen. Die Fahrt wurde zwei Monate lang – Januar und Februar 1945 – zur täglichen Routine. Das unerwartete Lebensmittelgeschenk von einer deutschen Frau, die sie nie zuvor gesehen hatten, gab den jüdischen Mädchen nicht nur körperlich neue Kraft, sondern stärkte auch ihren Überlebenswillen und erweckte ihren schwindenden Glauben an die Menschheit zu neuem Leben. Als Brunken erfuhr, dass eine der Schwestern, Eva, am 25. Februar 1945 ihren achtzehnten Geburtstag hatte, machte sie ihr ein besonderes Geschenk: ein selbstgemachtes Taschentuch, auf das ihre Initialen gestickt waren. Drei Tage später wurde der Kontakt abgebrochen, als die Arbeitsgruppe an eine andere Baustelle versetzt wurde. Am selben Tag, dem 28. Februar 1945, kam Henny Brunkens Ehemann in seinem U-Boot ums Leben.

Der Kontakt zwischen Brunken und den Kozlowski-Schwestern – die in der Zwischenzeit nach Israel ausgewandert waren – wurde erst zweiundzwanzig Jahre später wieder hergestellt, als Henny Brunken sich auf eine Anzeige meldete, die Ella Kozlowski in der Bremer Tageszeitung *Weserkurier* aufgegeben hatte. Ein lebhafter Briefwechsel folgte, der schliesslich auf Einladung der beiden Schwestern 1968 in einem Besuch Brunkens in Israel gipfelte.

Am 20. September 1968 erkannte Yad Vashem Henny Brunken als «Gerechte unter den Völkern» an.

Vor dem Krieg arbeitete Valeska König als Kinder- und Hausmädchen bei der wohlhabenden jüdischen Familie von Professor Oskar Fehr in Berlin. Nach der Emigration der Fehrs nach England im August 1939 heiratete Valeska Rudi Buchholz, der ebenfalls für die Familie gearbeitet hatte. Er fand eine neue Anstellung als Hausmeister eines Wohnblocks in Berlin.

Im März 1943, während ihr Ehemann zum Militärdienst eingezogen worden war, wurde Valeska von dem jüdischen Ehepaar Krieger angesprochen, das früher in demselben Wohnblock gelebt hatte. Die Kriegers waren für den nächsten Tag zur Deportation vorgesehen, völlig verzweifelt drohten sie, Selbstmord zu begehen. Valeska Buchholz nahm sie auf, versteckte sie im Anbau der Portierswohnung und teilte ihre kargen Lebensmittelrationen mit ihnen. Dieser Zustand dauerte bis zum 23. November 1943, als das Haus von Bomben getroffen wurde und Feuer fing. Die Kriegers fanden eine andere Zuflucht und überlebten den Krieg. Valeska Buchholz forderte und erhielt niemals eine materielle Entschädigung für ihr edles Handeln.

Am 29. März 1984 erkannte Yad Vashem Valeska Buchholz als «Gerechte unter den Völkern» an.

**Büngener, Erich
Büngener, Erika**

Während des Krieges lebte die Familie Büngener in der Grolmanstrasse 36 in Berlin-Charlottenburg, wo Erich Büngener, ein Innenarchitekt, einen Laden für moderne Möbel hatte. Da Büngener 1941 zur Wehrmacht einberufen wurde, wurden die Ausstellungsräume nicht benutzt. Stattdessen brachte das Ehepaar hier vom März 1943 bis zum 1. Mai 1945 vier Juden unter: Max Mandel und seinen Sohn Gert, seine Schwester Erna Kantorowicz und seinen Schwager Kurt Kantorowicz.

Max Mandel war ein alter Freund von Erich Büngener. Seine Frau, eine «Arierin», war in der vergeblichen Hoffnung, Einreisevisa für ihre Familie zu bekommen, nach São Paulo in Brasilien gereist. Als Anfang 1943 die Situation der in Berlin verbliebenen Juden immer verzweifelter wurde, wandte sich Max Mandel an seinen alten Freund und fragte ihn, ob er vier Personen vorübergehend Unterschlupf gewähren könne, bis seine Frau die nötigen Genehmigungen erhalten hätte. Erich Büngener sagte Ja, obwohl er Frau und Kinder hatte. Das Ehepaar Kantorowicz kam zuerst, Vater und Sohn Mandel schlossen sich ihnen nach einiger Zeit an. Mit Ausnahme von Kurt Kantorowicz, der im Juli 1944 von der Gestapo gefasst wurde, blieben sie alle bis zum Ende des Krieges bei den Büngeners.

In Berlin in den Kriegsjahren vier «illegale» Juden unterzubringen, war nicht nur gefährlich, sondern auch anstrengend. Die Hauptlast fiel der Ehefrau zu, die die Sonderzuteilungskarten, die sie für ihre beiden kleinen Kinder erhielt, be-



nutzte, um Nahrung zu beschaffen. Diese wurde durch Lebensmittel, die die Mandels selbst auf verschiedenen «Streifzügen» besorgen konnten, ergänzt. Erika BünGENERs Eltern, die von den vier Juden wussten, waren wegen der möglichen Konsequenzen besorgt. Das hielt sie jedoch nicht davon ab, die vier acht Tage lang bei sich selbst unterzubringen, während das Haus der BünGENERs repariert wurde, nachdem es im grossen Luftangriff vom 22.7.23. November 1943 beschädigt worden war.

Am 2. Januar 1991 erkannte Yad Vashem Erich und Erika BünGENER als «Gerechte unter den Völkern» an.

Busse, Otto

Akte 0469

Der am 23. September 1901 in Gillandwirszen in Ostpreussen (heute Gilandviriai in Litauen) geborene Otto Busse war der jüngste von sieben Brüdern. Er zeigte wenig Neigung für den traditionellen Familienberuf des Bauern und beschloss schliesslich, Malermeister zu werden. Nachdem er sich selbstständig gemacht hatte, schloss er sich wie viele Handwerksmeister in den 1930er Jahren der NSDAP an. 1935 jedoch verliess er die Partei aus Abneigung gegen ihre antijüdische Politik wieder – im Juni 1939 trat er auf Druck des Kreisleiters erneut bei. Nach Kriegsausbruch wurde der achtunddreissigjährige Busse nicht eingezogen, sondern einer Reserveeinheit der Polizei an der deutschpolnischen Grenze zugeteilt. Sein Vorgesetzter war der Landrat Dr. Brix, der später Leiter der Zivilverteidigung in Bialystok in Ostpolen wurde. Als Busse im März 1943 aus der Polizeieinheit entlassen wurde, folgte er Brix nach Bialystok und eröffne-

te dort einen Malereibetrieb. Als NSDAP-Mitglied, das vorgeblich zu der nationalen Aufgabe des wirtschaftlichen Wiederaufbaus beitrug, wurde ihm im besetzten Polen besondere Protektion zuteil. Seine Hauptaufgabe war es, Krankenhäuser und von ihren jüdischen Bewohnern verlassene Wohnungen zu renovieren. Zu diesem Zweck durfte er Polen beschäftigen und konnte auch auf jüdische Zwangsarbeiter aus dem Ghetto zurückgreifen.

Eines Tages, als der Malermeister sich nach geeigneten Räumen für seine wachsende Belegschaft umsah, nahm er auch eine Wohnung in Augenschein, in der zwei Deutsch sprechende Mädchen lebten. Im Laufe des Gesprächs bot Busse ihnen Arbeit als Sekretärinnen in seinem Betrieb an. Wie er erst später herausfinden sollte, waren die beiden – Chasia Bilitzka aus Grodno und Chaika Grossman aus Bialystok – Jüdinnen, die der Führungsgruppe einer jüdischen Untergrundorganisation angehörten. Durch sie erhielt Busse einen ersten Einblick in die Schrecken des Vernichtungsfeldzuges, den die Nazis gegen das jüdische Volk führten. Er beschloss, die Sache der Verfolgten gegen ihre Verfolger zu unterstützen. Als deutscher Arbeitgeber konnte er die Leben einiger Opfer retten, indem er sie als Arbeitskräfte einstellte. Dadurch wurden sie – zumindest kurzfristig – vor dem Transport in die Todeslager geschützt. All dies tat Busse aus Überzeugung und ohne irgendwelche Vorbehalte. Was ihn jedoch von anderen Rettern unterschied, ja, in gewissem Sinn über sie hinaushob, war, dass er allmählich in alle Aktivitäten des jüdischen Widerstands involviert wurde. Er beschaffte Pistolen für die Untergrundkämpfer, versorgte sie mit warmer Kleidung und Medikamenten – alles auf eigene Kosten. Einmal nahm er sogar an einem Partisanentreffen in den Wäldern teil. Sein Büro und seine Schreibmaschine stellte er für die Herstellung antifaschistischer Flugblätter zur Verfügung. Seine Wohnung liess er die jüdische Untergrundorganisation als provisorisches Versteck für Waffen benutzen, die an die Partisanen in den Wäldern geliefert werden sollten.

Als in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 die Front näherrückte, musste Busse Bialystok verlassen und nach Deutschland zurückkehren. In letzter Stunde noch zur Armee eingezogen, wurde er von den Russen gefangenengenommen und nach dem Krieg noch fünf Jahre in einem Kriegsgefangenenlager bei Kiew festgehalten. Nach seiner Freilassung aus der Gefangenschaft und seiner Rückkehr in die Bundesrepublik vergass Busse seine jüdischen Freunde aus Bialystok nicht. 1958 konnte die Jewish Agency Chasia Bilitzka und Chaika Grossman in Kibbuzim im Norden Israels lokalisieren. Der erneuerte Kontakt mit den jüdischen Überlebenden führte zu Busses Entschluss, in Nes Arnim, einem von deutschen und holländischen Christen gegründeten Dorf in Westgaliläa, zu leben. Er kehrte jedoch immer wieder für längere Aufenthalte nach Deutschland zurück. Als er dort 1978 schwer erkrankte, brach Grossman, eine verdiente Führerin des jüdischen Widerstands in Polen und prominentes Mitglied der Knesset, ihren Schwur, Deutschland nicht zu betreten und besuchte ihn. Busse starb zwei Jahre später in Deutschland.

Am 25. Juni 1968 erkannte Yad Vashem Otto Busse als «Gerechten unter den Völkern» an.

Hans Calmeyer wurde am 23. Juni 1903 in Osnabrück geboren. Selbst Sohn eines Richters, war er in seiner Heimatstadt als hervorragender Rechtsanwalt bekannt. Er hatte keine Verbindung zu einer der politischen Parteien und führte eine eigene Kanzlei mit nur zwei Angestellten, eine davon eine Jüdin. Als die NSDAP im Januar 1933 an die Macht kam, erhielt Calmeyer wegen des Verdachts «politischer Unzuverlässigkeit» und angeblicher «kommunistischer Umtriebe» Berufsverbot. Der zweite Vorwurf fusste auf der Tatsache, dass er gelegentlich Kommunisten vor Gericht vertreten hatte. Da seine politische Einstellung eher nach links tendierte – ohne dabei extremistisch zu sein –, genügte dies den neuen Machthabern, ihn als nicht vertrauenswürdig zu brandmarken.

Aufgrund eines merkwürdigen Zufalls durfte Calmeyer jedoch schliesslich seine Kanzlei wieder eröffnen. Als Liebhaber von Zinnsoldaten besuchte er eine Ausstellung über die Feldzüge Friedrichs des Grossen. Beim Betrachten der Schlachtordnung für einen Angriff bemerkte er einem anderen Besucher gegenüber, dass die Artillerie falsch aufgestellt sei. Dieser, ein Verwandter des preussischen Justizministers Hanns Kerri, sah Calmeyers fachmännisches Interesse als Ausdruck seiner nationalen deutschen Gesinnung an und setzte sich daher bei dem Minister dafür ein, dass das Berufsverbot gegen Calmeyer wieder aufgehoben wurde.

Während des deutschen Einmarschs in die Niederlande im Mai 1940 diente Calmeyer in der Armee. Da er fließend Niederländisch sprach, wurde er einer Aufklärungseinheit der Luftwaffe in Breda zugeteilt. Dr. Stuler, Leiter der Innenabteilung des Generalkommissariats für Verwaltung und Justiz und ebenfalls aus Osnabrück, berief ihn nach Den Haag und bot ihm eine Stelle als Leiter einer seiner Abteilungen an.

Nach der von den Deutschen angeordneten Registrierung aller Juden in den Niederlanden (der so genannten VO 6/41), bei der alle Personen mit einem oder mehreren jüdischen Vorfahren gezwungen wurden, ihre Familiengeschichte detailliert offen zu legen, wurde das Generalkommissariat mit Anträgen von Personen, die ihre jüdische Abstammung bestritten, überschwemmt. Calmeyer wurde beauftragt, diese Anträge zu bearbeiten.

Obwohl ihm noch nicht bekannt war, welch schreckliches Schicksal die niederländischen Juden erwartete, war er sich von dem Moment an, als er am 3. März 1941 seine Aufgabe übernahm, darüber im Klaren, dass sie ihm die – wenn auch gefährliche – Chance bot, Juden zu helfen. Gleichzeitig war sich Calmeyer bewusst, dass er mit äusserster Vorsicht vorgehen musste, um in der fanatisch antisemitischen Umgebung, in der er arbeitete, keinen Verdacht aufkommen zu lassen. Seine abgründige Abscheu gegenüber dem Nationalsozialismus im Allgemeinen und der Judenverfolgung im Besonderen brachte er nur gegenüber einigen wenigen sorgfältig ausgesuchten und vertrauenswürdigen Freunden zum Ausdruck, wie dem niederländischen Rechtsanwalt Y.H.M. Nijgh.

Dabei vermied Calmeyer aber jeden persönlichen Kontakt mit Rechtsanwält-

ten, die sich im Namen jüdischer Klienten an das Generalkommissariat wandten, damit ihm keine «Judenfreundlichkeit» unterstellt werden konnte. Ebenso wenig versuchte er jemals, sich persönlich für einzelne Juden einzusetzen – mit Ausnahme eines besonderen Falles, seines früheren Rechtsgehilfen, aber dieser Versuch scheiterte.

Sein erster Schritt, um seine Abteilung von fremder Einflussnahme freizuhalten, war die Auswahl seiner Mitarbeiter. Seine direkten Assistenten waren der Rechtsanwalt Dr. Gerhard Wander (siehe eigenen Eintrag und zugehörige Einträge im Band Niederlande: Proosdij, J. van; Nijgh, Y.H.M.; Teutscher, C.H.), Heinrich Miessen, ein Kriegsinvalid und Sippenforscher, und schliesslich der junge niederländische Anwalt J. van Proosdij – alles Gegner des Naziregimes. Sein Büropersonal, einschliesslich der Sekretärinnen in seiner Abteilung, war ebenfalls zuverlässig. Calmeyers Büro war eine einzigartige antifaschistische «Zelle» inmitten der Besatzungsverwaltung.

Calmeyers zweiter Schritt war es, Schlupflöcher zu schaffen, durch die Juden der Falle der deutschen Registrierungsverordnung entkommen konnten. Nach den in Deutschland erlassenen Nürnberger Gesetzen galt eine Person automatisch als jüdisch, wenn sie der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörte. Dies war eine so genannte *praemissio juris et de jure*, d.h. eine Rechtsbestimmung, die auch durch den Beweis des Gegenteils nicht aufgehoben werden konnte. Nur der «Führer» selbst konnte die jüdische Abstammung einer Person annullieren oder zumindest bestimmen, dass ihr jüdischer Hintergrund nicht von Bedeutung sein sollte.

Bereits am 24. März 1941 argumentierte Calmeyer in einem Memorandum, dass im Rahmen der Rassengesetze die Mitgliedschaft in einer Religionsgemeinschaft unmöglich als entscheidender Faktor betrachtet werden könne. Er wies auch darauf hin, dass sich die Anwendung dieser Regelung in den Niederlanden härter auswirkte als in Deutschland, da es hier keine übergeordnete Autorität gebe, an die Problemfälle delegiert werden könnten. Calmeyer zitierte mehrere Beispiele für unangenehme Fälle, so z.B. den Fall eines prominenten Mitglieds der niederländischen nationalsozialistischen Bewegung (N.S.B.), der einen jüdischen Grossvater hatte, oder den Fall des einflussreichen Bankiers Pierson, dessen Grossmutter von portugiesisch-jüdischer Abstammung war, der aber selber als Kind aus der portugiesisch-jüdischen Gemeinde herausgenommen worden war.

Calmeyer schlug daher vor, dass im Unterschied zu Deutschland in den Niederlanden die Möglichkeit eines Gegenbeweises gegen eine jüdische Abstammung trotz der Zugehörigkeit zu einer jüdischen Gemeinde möglich sein sollte. Die endgültige Entscheidung lag bei Dr. Arthur Seyss-Inquart und Dr. F. Wimmer, beide erfahrene Rechtsanwälte. Als sie den Vorschlag ihres Kollegen Calmeyer akzeptierten, bemerkten beide nicht, dass sie damit ein Schlupfloch schufen, durch das zahlreiche Juden dem ihnen zugeordneten Schicksal entgehen konnten.

Sobald dieser Beschluss in jüdischen Kreisen bekannt wurde, erhielt Calmeyers Abteilung zahlreiche Anträge, in denen darum gebeten wurde, den Status eines Eltern- oder Grosselternteils von «jüdisch» zu «halbjüdisch» oder gar

«arisch» zu ändern. Im Falle eines «halbarischen» Elternteils bedeutete dies, dass die Kinder «Mischlinge ersten Grades» wurden, während im Falle eines «halbarischen» Grosselternteils die Enkel «Mischlinge zweiten Grades» wurden – was sie von allen Verpflichtungen und Beschränkungen befreite, denen Juden unterworfen waren. Selbst ein «Mischling ersten Grades» war einer wesentlich geringeren Verfolgung ausgesetzt.

Wie konnte nun jemand beweisen, dass er kein Jude gemäss der deutschen Rassenkriterien war? Zunächst einmal gab es die Taufbescheinigungen, die von den verschiedenen Kirchen ausgestellt wurden. Diese wurden, wann immer es sich einrichten liess, bereitwillig ausgestellt und wo das nicht ging, konnten sie relativ leicht von Fachleuten gefälscht werden, die mit der zeitgenössischen Schrift vertraut waren und Zugang zu Papier hatten, das ungefähr hundert Jahre alt aussah. Solche Fälschungen wurden in grossem Umfang hergestellt. Eine weitere Taktik, die bei vielen anderen Anträgen benutzt wurde, war der Versuch, zu beweisen, dass der fragliche Grosselternteil das aussereheliche Kind einer jüdischen Mutter und eines «arischen» Vaters war und erst nachträglich von dem jüdischen Ehemann formell adoptiert worden sei. Für diesen Beweis benötigte man einen offiziellen Auszug aus dem Geburtsregister, aber ausreichen konnte auch das Zeugnis eines oder mehrerer älterer Nachbarn, die bereit waren, angebliche «Gerüchte» aufzudecken und auf diese einen Meineid zu leisten.

Es braucht nicht betont zu werden, dass die Herstellung echt aussehender «Calmeyer-Bescheinigungen» erhebliche Archiverfahrung und künstlerische Fähigkeiten erforderte. Calmeyer, der streng korrekt und unbestechlich war, beteiligte sich selbst nie an irgendwelchen Fälschungen. Seine – ebenso schwerwiegende – Verantwortung war es, Anträge zu entscheiden, von denen er persönlich wusste, dass sie auf ungenügenden oder völlig erfundenen Beweisen beruhten. In manchen Fällen verlangte er eine anthropologische Untersuchung, die von Professor Dr. Hans Weinert aus Kiel erstellt wurde, einem Morphologen, dessen Befunde ausnahmslos bestätigten, dass der Antragsteller keine jüdischen Rassemerkmale aufwies. Sein Mindesthonorar für solche Untersuchungen betrug 750 Gulden, aber es ist auch bekannt, dass er in manchen Fällen ein Vielfaches davon verlangte. Letztendlich hing Calmeyers Entscheidung, einen bestimmten Antrag zu genehmigen, davon ab, ob eine relativ oberflächliche Untersuchung die Unechtheit der Beweise ans Licht bringen konnte, sodass dadurch all seine anderen Genehmigungen in Gefahr gebracht worden wären. Dies war offensichtlich kein objektives Kriterium, abgesehen davon, dass seine Einschätzung im Laufe der Zeit immer unberechenbarer wurde, da feindselige deutsche Einrichtungen, einschliesslich SD und SS, ihren Druck verstärkten, seine Befugnisse aufzuheben. Die fanatischsten Rassisten unter den Nazis bezeichneten Calmeyers Tätigkeit als «Abstammungsschwindel» und verlangten, all seine Entscheidungen einzeln zu überprüfen. Diese Forderungen wurden noch drängender, als mehrere «Calmeyer-Juden», unter ihnen bekannte jüdische Persönlichkeiten, sich entschieden, ihren Besitz, den sie ursprünglich der Bank Lippmann-Rosenthal übergeben hatten, zurückzufordern.

SS-General Rauter verlangte, dass Dr. Wimmer einen Ausschuss einsetzen solle, in dem auch Ludo ten Cate, ein niederländischer SS-Angehöriger, Mitglied sein sollte. Im Laufe mehrerer Jahre hatte Ten Cate eine Datei von 100.000 Karteikarten mit Informationen über Juden angelegt, einschliesslich umfangreicher Informationen über die niederländische Kolonie Surinam. Letzteres bedeutete eine besondere Gefahr, denn da die Verbindungen nach Surinam durch den Krieg unterbrochen waren, bezogen sich viele Angaben in den Anträgen, die Calmeyers Büro erreichten, auf angebliche Unterlagen in den dortigen Archiven. Ten Cate, ein Günstling der SS, war Anfang 1942 zum «offiziellen Beauftragten für Abstammungsbescheinigungen» ernannt worden – ein Schachzug, der sich offensichtlich gegen Calmeyer richtete. Ten Cate geriet jedoch in einen heftigen Streit mit anderen nationalsozialistischen «Experten», was schliesslich im August 1944 zu seiner Entlassung führte. Die SS gab aber trotzdem nicht nach. Im März 1944 kam ein Befehl vom Reichssicherheits-Hauptamt in Berlin, dass alle Entscheidungen Calmeyers genauer untersucht werden sollten, und im August 1944 verlangte der Vorsteher des Referats IV B 4 in Den Haag, Zopf, dasselbe. Die Rivalität zwischen Wimmer, selbst ein wüster Antisemit, und Rauter war jedoch so heftig, dass diese Forderungen nicht in die Tat umgesetzt wurden. Ebenso wenig hielt sich Calmeyer an eine frühere Anweisung Seyss-Inquarts, nach Dezember 1942 keine weiteren Anträge mehr anzunehmen.

Er machte im Gegenteil einen Versuch, «Mischehen» zu schützen. In Nazi-Deutschland gab es das Konzept der «privilegierten Mischehe», d.h. einer Ehe zwischen einem jüdischen und einem nichtjüdischen deutschen Partner, bei denen entweder der Ehemann «Arier» war oder die Kinder nicht im jüdischen Glauben erzogen wurden. Die jüdischen Partner in solchen Beziehungen waren bis zum Sommer 1944 normalerweise von der Deportation ausgenommen. Calmeyer versuchte, diese Regelung auch in den Niederlanden einzuführen, und es gelang ihm zeitweilig sogar, Seyss-Inquart für den Gedanken zu erwärmen. Rauter und andere fanatische Nazis in der deutschen Besatzungsverwaltung bestanden jedoch darauf, dass alle jüdischen Partner aus Mischehen, unabhängig davon, ob sie Kinder hatten oder nicht, deportiert werden müssten. Letztendlich wurde die Ausnahmeregel für «privilegierte Mischehen» in den Niederlanden nicht eingeführt, und so waren nur die nichtjüdischen Partner und die Kinder aus Mischehen von den Deportationsbeschlüssen nicht betroffen.

Es ist nahe liegend, dass Calmeyer, der an zahlreichen Treffen der Führungsebene des Reichskommissariats teilnahm, auf denen das Schicksal der Juden besprochen wurde, angesichts der Gefahr, dass er als Unterstützer von Juden bezeichnet werden könnte, unter schwerem psychologischem Druck stand. Infolgedessen wurden seine Entscheidungen immer mehr vom «Fingerspitzengefühl» als von logischen Überlegungen bestimmt. Ein typisches Beispiel berichtet der Rechtsanwalt Benno Stokvis, der sich persönlich für eine sechsköpfige Familie an Calmeyer wandte. Calmeyer lehnte den Antrag ab, woraufhin Stokvis ihm sagte, dass «er wohl kaum ruhig schlafen können würde mit dem Wissen, für den Tod von sechs Menschen verantwortlich zu sein». Calmeyers Gesicht lief so rot

an, dass Stokvis befürchtete, er würde einen Herzanfall bekommen. Nachdem er sich erholt hatte, sagte Calmeyer: «Also gut, ich genehmige es».

Besonders problematisch erwies sich der gemeinsame Antrag einer grossen Gruppe portugiesischer Juden. Wenn er angenommen worden wäre, hätte dies auf einen Schlag 4.304 Menschen gerettet. Der Antrag wurde von mehreren bekannten Anthropologen unterstützt, die von der Annahme ausgingen, dass alle portugiesischen Juden in den Niederlanden von marranischen Vorfahren abstammten. Calmeyer sagte dazu, er «habe nur ein kleines Schiff, das unter der Last einer so grossen Zahl von Passagieren bestimmt untergehen würde». «Untergehen» hätte in diesem Fall die erneute Überprüfung aller Anträge bedeutet, einschliesslich derjenigen, die bereits genehmigt waren. Daher schlug er vor, dass fürs erste nur in den 386 glaubhaftesten Fällen ein Aufschub gewährt werden solle. Rauter bestand dagegen darauf, dass auch diese Fälle von deutschen Experten im Durchgangslager Westerbork genauer untersucht werden sollten, wobei man feststellte, dass 87 der Betroffenen bereits in den Untergrund gegangen waren. Das deutsche Urteil war verhängnisvoll: «Rassisches Untermenschentum» war die Einschätzung, und am 25. Februar 1944 wurde die ganze Gruppe nach Theresienstadt deportiert. Von dort wurden nahezu alle nach Auschwitz transportiert und ermordet.

Das Gesamtergebnis von Calmeyers Tätigkeit ist dennoch eindrucksvoll, wie die folgenden Zahlen belegen: Von einer Gesamtzahl von 4.767 Antragstellern erkannte er 2.026 als «halbjüdisch» an, 873 als «arisch», 1.868 lehnte er ab. Bei diesen Zahlen muss bedacht werden, dass auch die Nachkommen derjenigen, die anerkannt wurden, von der weiteren Verfolgung als Juden befreit wurden. Ausserdem waren die Antragsteller selber vor der Deportation geschützt, solange ihr Antrag bearbeitet wurde, was ihnen die Möglichkeit gab, notfalls in den Untergrund zu gehen. Es ist bekannt, dass einige Antragsteller durch Mitarbeiter aus Calmeyers Büro gewarnt wurden, sobald ihr Antrag abgelehnt worden war, so dass sie Zeit hatten, zu fliehen, bevor die deutsche Polizei bei ihnen erschien. Die obigen Zahlen zeigen, dass 60% aller Anträge genehmigt wurden, die meisten davon auf der Basis offensichtlich gefälschter Dokumente. Folglich kann man sagen, dass die Leben von mindestens 3.000 Juden gerettet wurden.

Calmeyers Manipulationen waren so geheim und diskret, dass nach dem Krieg sogar Lages, der deutsche Chef der Amsterdamer Polizei, sagen musste, dass «Calmeyers Tätigkeit für ihn immer ein Buch mit sieben Siegeln» gewesen sei.

Am 4. März 1992 erkannte Yad Vashem Hans Calmeyer als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Het Weinrebrapport, Den Haag 1967, S. 839.

Jong, Louis de: Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog, Bd. 5, 6, 7 passim.

- Niebaum, Peter: Ein Gerechter unter den Völkern: Hans Calmeyer in seiner Zeit – ein biographischer Versuch [in Vorbereitung].
- Nijgh, Y.H.M.: «Genealogie gedurende de Bezetting», in: *Liber amicorum*, Jhr. von Mr. C.C. van Valkenburg, Den Haag 1985, S. 219-234.
- Presser, Jacob: Ondergang: de vervolging en verdelging van het Nederlandse Jodendom, 1940-1945, Den Haag 1965, passim.
- Stokvis, Benno: Advocaat in Bezettingstijd, Amsterdam 1968.
- Straeten, Herbert: Andere Deutsche unter Hitler. Zeitberichte über Retter vor dem Holocaust, Mainz 1997, S. 165-174.
- Veld, N.K.C.A. in't: De SS en Nederland: documenten uit SS-Archieven, 1935-1945, Den Haag 1976, S. 550.

Calogeras-Meissner, Ursula

Akte 6275

Die junge Schauspielerin Ursula Meissner arbeitete während des Krieges am Berliner Staatstheater unter der Intendanz von Gustaf Gründgens. Sie war mit der Familie Weiss befreundet, einem Juden und einer «Arierin», die in «Mischehe» lebten. Im März 1943 wandten sich die Weissens mit der Bitte an sie, entfernte Verwandte des Ehemannes unterzubringen, eine jüdische Familie aus Breslau. Es waren die Lattes, die gerade erst in Berlin angekommen waren und weder Ausweispapiere, noch Geld oder Lebensmittelkarten besaßen, da sie vor der drohenden Deportation «in den Osten» geflüchtet waren. Obwohl sie die Familie niemals zuvor gesehen hatte, war Ursula Meissner sofort bereit, sie aufzunehmen, ungeachtet der erheblichen Gefahr, der sie sich damit aussetzte. Die Lattes – die Eltern Manfred und Margarete und der Sohn Konrad – verbrachten mehrere Wochen in ihrem Heim in der Schievelbeiner Strasse 48 im Norden Berlins, bis sie alle nach und nach andere Unterkünfte oder Verstecke fanden (siehe zugehörige Einträge: Andreas-Friedrich, Ruth und Friedrich, Karin; Einem, Gottfried von; Harich, Anne-Liese; Kranz, Willi und Leissner, Auguste; Latte, Ellen; Schneider, Dorothea und Schneider-Lyckhage, Christa-Maria; Siemsen, Gertie). Während dieser Zeit zwangen sie die häufigen Luftangriffe, in den öffentlichen Luftschutzraum zu gehen, wo die Anwesenheit von drei Fremden – darunter zwei Männern im wehrfähigen Alter – Misstrauen erweckt haben muss.

Im September 1943 wurde das Ehepaar Latte gefasst und nach Auschwitz deportiert. Konrad Latte konnte überleben.

Am 11. September 1994 erkannte Yad Vashem Ursula Calogeras-Meissner als «Gerechte unter den Völkern» an.

Josef Sebastian Cammerer wurde am 5. November 1892 in eine Münchener Juristenfamilie hineingeboren. Er war ein vielseitig talentierter Mann – gleichermaßen in der Welt der Naturwissenschaften, der Technik und der Theologie zu Hause. Er studierte an der Technischen Hochschule in München und diente vier Jahre lang als Offizier im Ersten Weltkrieg. Am 10. November 1916 wurde er bei einem Angriff des 16. Bayerischen Infanterieregiments auf russische Stellungen in den Karpaten schwer verwundet. Daraufhin teilte man ihn einem Infanterieregiment der Reserve in München zu. Hier lernte Cammerer im Dezember 1917 Gertrud Fröhlich, eine jüdische Freiwillige, kennen. Die dreiundzwanzigjährige Studentin, Tochter des Apothekerehepaars Bernhard und Rosa Fröhlich, das aus Beuthen in Oberschlesien (heute Bytom in Polen) stammte, hatte sich freiwillig zur Büroarbeit im Dienstzimmer der Infanterie gemeldet. Sie konnte es nicht ertragen, untätig zu Hause zu sitzen, während ihr Bruder an der heftig umkämpften Westfront in der Nähe von Verdun stationiert war. Obgleich Josef Cammerer und Gertrud Fröhlich nie ein Liebespaar wurden, waren sie einander doch sehr zugetan, und es entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen ihnen. Ihr Kontakt brach nicht einmal nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ab, als sich Cammerer im Verlauf seiner beruflichen Karriere in Köln und dann in Berlin niederliess und schliesslich heiratete. Gertrud Fröhlich heiratete ebenfalls, und zwar den jüdischen Chemiker Walter Lustig.

Nach Hitlers Machtergreifung gab Cammerer seine Stellung als Privatdozent an der Berliner TH auf. Er wollte sich so der akademischen «Gleichschaltung» entziehen, mit der das gesamte akademische Leben der nationalsozialistischen Politik untergeordnet wurde. So siedelte er wieder nach München um, wo er in Leutstetten, vor den Toren der Stadt, ein kleines wissenschaftliches Labor einrichtete. In den Jahren 1938/39 baute er dann ein grösseres Forschungslabor auf einem abgelegenen, bewaldeten Grundstück in Tutzing am Ufer des Starnberger Sees auf. Die Nähe zu München gab ihm Gelegenheit, sich mit seinen jüdischen Freunden zu treffen, die er auch des Öfteren zu Spritztouren aufs Land einlud, um sie angesichts der zunehmenden antisemitischen Verfolgung moralisch zu unterstützen.

Walter Lustig wurde zum ersten Mal im Gefolge der «Reichskristallnacht» im November 1938 verhaftet. Man inhaftierte ihn für drei quälende Monate in dem berüchtigten KZ Dachau. Im November 1939 wurde er zum zweiten Mal verhaftet und ins Gefängnis Stadelheim gebracht. Nach seiner Freilassung mussten die Lustigs ihre Wohnung räumen und in das bereits überbelegte jüdische Wohnhaus in der Münchener Galeriestrasse 30 ziehen, das Gertruds Vater gehörte.

Im Herbst 1939 wurde Dr. Cammerer eingezogen und kam als Adjutant zu einem Infanteriebataillon an die Westfront. Allerdings konnte er im April 1940 den Militärdienst bereits wieder verlassen, weil er sich der wissenschaftlichen Erforschung von Kühlhäusern widmen sollte, die man zur Lebensmittellagerung für die Zivilbevölkerung brauchte. Da seine Arbeit als kriegswichtig eingestuft

wurde, konnte Cammerer den Zutritt von Aussenstehenden – vor allem der Nazifunktionäre – in sein Tutzinger Labor verhindern. Auf diese Weise war es ihm möglich, seine jüdischen Freunde unbeobachtet zu empfangen.

Als die Fahrten nach Tutzing für seine Freunde immer riskanter wurden, mietete Cammerer ein paar Zimmer, um eine Niederlassung in München zu eröffnen. Das bot ihm die Gelegenheit, die Lustigs als Hilfskräfte anzufordern. Er behauptete, sie «für besonders unangenehme chemische Arbeiten» zu brauchen und beschützte sie dadurch vor den harten Lebensbedingungen, die der jüdischen Bevölkerung durch die Zwangsarbeit aufgenötigt wurden. Mitte 1941 setzte er sich in persönlichen Verhandlungen mit der Arisierungsstelle der Gauleitung dafür ein, das jüdische Ehepaar, dessen Gesundheit inzwischen sehr in Mitleidenschaft gezogen war, weiterhin bei sich beschäftigen zu dürfen.

Walter Lustig starb im September 1941 und wurde auf dem jüdischen Nordfriedhof in München begraben. Seine Gesundheit war seit der Gefangenschaft in Dachau und Stadelheim unwiederbringlich zerrüttet. Nach dem Tod ihres Mannes hielt Gertrud, die ebenfalls schwer krank war, sich weiterhin tagsüber im Münchner Labor auf. Am Ende jedes Arbeitstages begleitete Dr. Cammerer trotz der erheblichen Gefahr, entdeckt zu werden, seine schon sehr geschwächte Freundin zur Wohnung ihrer Eltern, wobei sie den gelben Judenstern unter einem Umhang verbarg.

Die Deportation der Münchner Juden in die Vernichtungslager in Osteuropa schritt schnell voran. Dr. Cammerer wusste, dass auch seine kranke Freundin früher oder später an der Reihe sein würde. Deshalb entschloss er sich, sie in sein abgelegenes Tutzinger Haus zu bringen. Da dies jedoch unter grösster Geheimhaltung zu geschehen hatte, durfte sich Gertrud Lustig nicht einmal von ihren Eltern verabschieden, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt bereits in einem kritischen gesundheitlichen Zustand war. Die medizinische Versorgung, die ihr in dem überfüllten «Judenhaus» zuteil geworden war, hatte bei Weitem nicht ausgereicht. Einen qualifizierten Arzt zu Rate zu ziehen, konnte Cammerer aber nicht riskieren. Die Gefahr, dass er sie beide an die Gestapo verraten könnte, war zu gross. Gertrud Lustig starb am 11. Februar 1942, ohne dass ihre Eltern davon erfuhren. Wie so viele ältere Paare wählten auch sie im März 1942 den Freitod, indem sie Arsen einnahmen, um so dem Schicksal einer erzwungenen Trennung und der Deportation zu entinnen.

Die Entdeckung des Leichnams einer «illegalen» Jüdin in seinem Haus wäre für Cammerer verhängnisvoll gewesen. Er konnte Gertrud Lustig auch nicht im Freien begraben, da er im Schnee zu viele Spuren hinterlassen hätte. Mit der Hilfe eines vertrauenswürdigen Freundes, Franz Xaver Hirschbold, begrub Cammerer Gertrud in seinem Wintergarten – ein kleiner Anbau, von dem drei Türen in den Garten führten. In den kommenden Monaten suchte er nach Möglichkeiten, wie er die sterblichen Überreste seiner Freundin auf den jüdischen Friedhof in München überführen könnte. Zuerst schien das ein hoffnungsloses Unterfangen zu sein, denn Cammerer nahm an, dass der jüdische Friedhof unter der Ver-

waltung von Nazis stehen würde. Doch als er die nichtjüdische Familie, die für die Gärtnerarbeiten auf dem Friedhof zuständig war, näher kennenlernte, stellte er zu seiner Überraschung fest, dass die Schörghofers (siehe eigenen Eintrag) – sowohl Vater als auch Sohn – unbeugsame Gegner des Nationalsozialismus waren. Cammerer wusste zu diesem Zeitpunkt nicht, dass auch sie Juden bei sich versteckten. Er besprach sich mit den Schörghofers und gemeinsam beschlossen sie, die sterblichen Überreste der Frau während der kälteren Jahreszeit auf den Friedhof zu überführen. Im Oktober 1943 grub er mit Hilfe von Karl Schörghofer jun. den Leichnam aus und transportierte ihn dann mitten in der Nacht in seinem Wagen auf das jüdische Gräberfeld. Dort hatte Karl Schörghofer sen. bereits ein Grab neben dem von Walter Lustig vorbereitet.

Nach Kriegsende informierte Josef Cammerer pflichtbewusst die Jüdische Gemeinde in München und das Standesamt in Tutzing von dem privat ausgeführten Begräbnis. Er erhielt für Gertrud Lustig und ihre Eltern einen offiziellen Erbschein, den er an Gertruds Bruder, Dr. Hans Fröhlich, nach New York weiter schickte. Ausserdem liess er die Gräber der Lustigs und der Fröhlichs auf dem jüdischen Nordfriedhof mit Grabsteinen versehen und bepflanzen; er bezahlte auch über Jahre hinweg die Grabpflege aus eigener Tasche.

Cammerer, der inzwischen geschieden war, entschloss sich nun, sich einer kirchlichen Laufbahn zu widmen. Im Jahr 1962 wurde er zum katholischen Priester geweiht. Kurz nach seiner Priesterweihe hielt er mit Erlaubnis seines Bischofs drei Messen in dem Haus ab, in dem seine jüdische Freundin ihre letzten Stunden verbracht hatte. Er widmete sie «der Erinnerung an die Liebe und das Leiden» Gertrud Lustigs, ihres Mannes und ihrer Eltern. Im Jahr 1969 erklärte der Siebenundsiebzigjährige: «Für mich sind die Ereignisse von einst und die ungeminderte Lebendigkeit der Erinnerung an meine Freunde der Prüfstein meines Menschentums.»

Am 8. Juli 1969 erkannte Yad Vashem Josef Sebastian Cammerer als «Gerechten unter den Völkern» an.

Coehn, Herbert

Akte 2390a

Die Familie Stein – Paulina, ihr Ehemann und ihr siebenjähriger Sohn – erreichte auf der Flucht aus dem Ghetto Wilna im Herbst 1941 Bialystok. Ihr eigentliches Ziel war Warschau, wo sie vor Kriegsausbruch gelebt hatten. Während der Ehemann seine Reise dorthin fortsetzte, fand die zweiunddreissigjährige Paulina, die mit dem Jungen allein zurückblieb, eine Gelegenheitsarbeit in der Telefonvermittlung einer Zweigstelle der Organisation Todt. Dort freundete sie sich mit dem deutschen Soldaten Herbert Coehn an, der ihr half, den Kontakt zu ihrem Ehemann in Warschau aufrechtzuerhalten. Als dieser 1943 aus dem brennenden Warschauer Ghetto zurückkehrte, kam er auf den Gedanken, Coehn zu fragen, ob er ihnen im Notfall Obdach gewähren könnte. Tatsächlich fand die Familie

Stein nach der Liquidierung des Ghettos von Bialystok für elf Monate Zuflucht in Coehns Mietwohnung, bis er am 22. Juni 1944 an die Front versetzt wurde. Da Coehns polnische Vermieterin, Stefanja Dobrowolska, an dem Geheimnis und dem höchst riskanten Unternehmen vollen Anteil hatte, überlebten die drei Steins den Krieg.

Am 10. Juni 1982 erkannte Yad Vashem Herbert Coehn als «Gerechten unter

Daene, Wilhelm **Daene, Margarete**

Akte 1250

Wilhelm Daene wurde am 20. November 1899 in Merseburg in der preussischen Provinz Sachsen in eine arme zwölköpfige Arbeiterfamilie hineingeboren. Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr besuchte er die Schule. 1911 starb sein Vater, der Sozialdemokrat gewesen war, und der Junge kam in ein Waisenhaus. Mit dreizehn arbeitete er bereits als Zeitungsjunge, als Lieferbote einer Eisenwarenhandlung und als Hausjunge, um seine Mutter zu unterstützen. Danach begann er eine Lehre als Dreher, musste sie aber schon nach zwei Jahren unterbrechen und bis 1918 in der Marine Kriegsdienst leisten. Nach seiner Ausmusterung aus dem Militär beendete er seine Ausbildung und legte 1919 die Gesellenprüfung ab. Schon 1918 war Daene der SPD beigetreten und ab 1923 fungierte er als Vorsitzender des Betriebsrates. 1925 wurde er Vorsitzender der SPD-Ortsgruppe Weissenfels und schliesslich Gewerkschaftssekretär und Geschäftsführer der Ortsgruppe. 1932 übernahm er die gleiche Position in Sangerhausen.

Nach Januar 1933 wurde Daene als aktiver Sozialdemokrat in relativ herausragender Stellung vom nationalsozialistischen Regime verfolgt. 1933 wurde er für ein halbes Jahr in «Schutzhaft» genommen und 1934 wurde er erneut für sechs Wochen im Gestapo-Hauptquartier in der Berliner Prinz-Albrecht-Strasse inhaftiert. Danach fing er in den Teves-Werken in Berlin-Wittenau als Dreher an. Am 19. Juni 1941 wurde Daene die Leitung einer Abteilung mit 120 jüdischen Zwangsarbeiterinnen anvertraut. Der Geschäftsführer von Teves, Karlein, selbst ein ehemaliges SPD-Mitglied, vertraute darauf, dass Daene das Leben der unglücklichen Frauen etwas erträglicher machen würde. Er erwies sich dieses Vertrauens würdig, indem er kürzere Arbeitsstunden und kürzere Schichten einführte. 1942, nach Beginn der Deportationen, intervenierte er zugunsten der ihm unterstellten Frauen bei der Gestapo. Er argumentierte, dass ihre Arbeit unerlässlich zur Erfüllung der monatlichen Produktionsquoten und damit kriegswichtig sei. In einem Fall ging er persönlich zur Gestapo, um die Freilassung der zwanzigjährigen Margot Wolf (geb. Stark) zu erreichen, die im Sammellager in der Levetzowstrasse festgehalten wurde und nach Auschwitz deportiert werden sollte. Anschliessend riet er ihr, sofort in den Untergrund zu gehen. Sie folgte seinem Rat und überlebte.

Zwei weitere Arbeiterinnen, Lotte Josephy und Emilie Anciaux-Korn, erhielten von Daene gefälschte Papiere, die ihnen das Leben retteten. Während der

«Fabrikaktion» am 27. Februar 1943, bei der die Gestapo sämtliche verbliebenen jüdischen Arbeitskräfte in Berlin zusammentrieb, gelang es Daene, den einzigen männlichen Juden in seiner Abteilung, den vierzigjährigen Felix Luxemburg, vor der Deportation zu retten, indem er ihn in der Männertoilette versteckte. Im Laufe des Krieges wurde Daenes Frau Margarete (geb. 6. April 1911 in Berlin), eine Buchhändlerin, immer mehr in die Rettungsaktionen einbezogen. So gab das Paar einem siebzehnjährigen jüdischen Mädchen namens Gerda Lesser Unterschlupf in seiner Wohnung. Unglücklicherweise wurde sie gegen Ende 1944 von der Gestapo verhaftet, deportiert und ermordet. Vom Sommer 1943 an gewährten die Daenes noch zwei weiteren jüdischen Frauen Asyl, Ursula Finke und Lola Alexander.

Als Wilhelm Daene 1944 wegen seiner Mitgliedschaft in der Widerstandsgruppe der Firma Teves verhaftet wurde, lag die Hauptlast der Fürsorge für die drei jüdischen «Illegalen» auf den Schultern seiner Frau. Trotz der sich verschlechternden Lebensmittelversorgung war sie sehr erfinderisch beim Ausmachen neuer Versorgungswege. Sie fand auch Ausweichunterkünfte für den Fall, dass ihr Haus durchsucht werden würde.

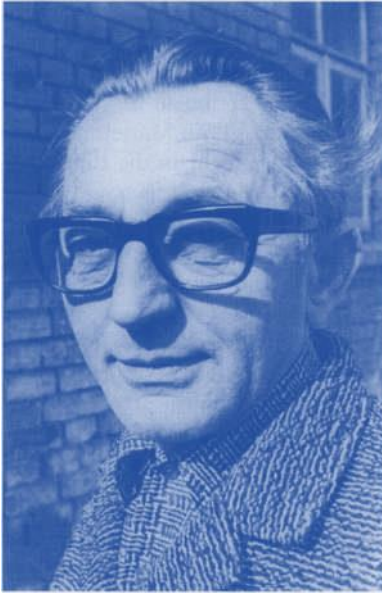
Am 13. Februar 1978 erkannte Yad Vashem Wilhelm und Margarete Daene als «Gerechte unter den Völkern» an.

David, Konrad

Akte 1818

Konrad David wurde am 30. März 1910 in Oels in Schlesien (heute Olesnica in Polen) geboren. 1943 wurde er dreiunddreissigjährig wegen seines schlechten Gesundheitszustandes aus dem Militärdienst entlassen und leitete eine Spezial-Baueinheit bei Lwiw in Ostpolen. Der Einheit war die Aufgabe zugeteilt worden, auf Luftwaffenstützpunkten die bei Bombenangriffen beschädigten Startbahnen zu reparieren. Anfangs gehörte zu der siebzehnköpfigen Einsatztruppe eine polnische Köchin, Frau Gogatko, die ihnen vom örtlichen Arbeitsamt zugeteilt worden war. In Wirklichkeit war sie eine Überlebende des Ghettos Lwiw, die mit ihrer fünfjährigen Tochter der Deportation entkommen war, indem sie eine «arische» Identität annahm. Als Gogatko eines Tages von einer früheren polnischen Bekannten belästigt wurde, die drohte, sie bei der Gestapo anzuzeigen, vertraute sie ihrem deutschen Arbeitgeber unter Tränen das Geheimnis ihrer jüdischen Abstammung an.

Das verzweifelte Glücksspiel machte sich bezahlt. Weit davon entfernt, sie auszuliefern, riskierte Konrad David sein eigenes Leben und organisierte für seine jüdische Köchin und ihre Tochter einen Unterschlupf in der leer stehenden Wohnung seines abwesenden Vorgesetzten. Als Gogatko und ihre Tochter einige Tage später leichtsinnigerweise auf die Strasse gingen, wurden sie von einer Ukrainerin denunziert und von der Gestapo verhaftet. Diesmal setzte David seine Sondervollmachten als Leiter einer «kriegswichtigen» Baueinheit ein, um Gogatko und ihre Tochter von der Gestapo zurückzufordern. In der Folgezeit wurde es immer schwieriger, die beiden zu schützen, und kurz nach Weihnach-



ten 1944 kam David die Idee, Gogatko als seine polnische Haushälterin nach Deutschland zu bringen. Alles war schon für die Rückreise organisiert, als David in letzter Minute aufgehalten wurde und den Zug verpasste, in den Gogatko und ihre Tochter eingestiegen waren. Durch diese Trennung verloren sie einander aus den Augen.

Der Kontakt wurde erst 1966 wieder hergestellt, als Gogatko – inzwischen verheiratete Körner – Konrad David mit Hilfe des Deutschen Roten Kreuzes in Algermissen nahe Hildesheim ausfindig machen konnte.

Am 26. Juni 1980 erkannte Yad Vashem Konrad David als «Gerechten unter den Völkern» an.

David, Paul David, Regina David, Margit

Akte 2372

Die Davids – Paul, Regina und ihre Tochter Margit – waren Volksdeutsche, die während des Krieges in Bielsko-Biala (Bielitz) im polnischen Oberschlesien lebten. Paul David unterhielt dort eine Reparaturwerkstatt für Wehrmachts-Lastwagen. Polnische Partisanen, die wussten, dass er ein «stiller» Antifaschist war, vermittelten den Kontakt zwischen ihm und Juden, die vor den Mordkommandos der SS und der Gestapo flohen. Auf diese Weise rettete die Familie David zwischen 1943 und Kriegsende nicht weniger als zwölf Juden, darunter zwei Kleinkinder, die in ihrem Haus in einem extra dafür ausgehobenen Kellerloch im Hof Unterschlupf fanden. Zwei der Geretteten, Sara Schianger und ihre zehnjährige Tochter, kamen nach der Liquidierung des Ghettos Będzin mit gefälschten Papieren nach Bielsko-Biala. Die neunzehnjährige Margit David, die im örtlichen Arbeitsamt tätig war, besorgte Sara Schianger eine Arbeitserlaubnis. Die Davids kümmerten sich tagsüber, während sie bei der Arbeit war, um ihre Tochter. Wenn die deutschen Behörden sie entdeckt hätten, hätte ihnen wegen des Verbergens von Juden die Todesstrafe gedroht.

Am 26. Oktober 1982 erkannte Yad Vashem Paul, Regina und Margit David als «Gerechte unter den Völkern» an. Da sie jedoch in der DDR lebten, wurde

ihnen die Mitteilung aus Israel vorenthalten. Die Medaille und die Ehrenurkunde wurden Margit David erst am 23. Oktober 1992 – nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten – vom israelischen Generalkonsul in Berlin überreicht.

Dietrich, Paul **Dietrich, Hilde**

Akte 9291

Der am 26. September 1882 in Mönchengrün in Thüringen geborene Sattlermeister Paul Dietrich lebte während des Zweiten Weltkrieges als Witwer in einem kleinen Haus in Oettersdorf zusammen mit seiner am 13. August 1914 geborenen Schwiegertochter Hilde Dietrich (geb. Roth), deren Mann in die Wehrmacht eingezogen worden war. Dietrich hatte in Apolda einen jüdischen Kriegskameraden aus dem Ersten Weltkrieg namens Alfred Lichtenstein. Die beiden Freunde hatten miteinander vereinbart, dass Lichtenstein sich bei Dietrich verstecken würde, wenn es für ihn gefährlich werden sollte.

Dieser Zeitpunkt kam im Juni 1944. Als Polizeibeamte zu Lichtenstein kamen, um ihn zu verhaften, gaben sie ihm auf seine Bitte hin eine halbe Stunde Aufschub, unter der Bedingung, dass er sich anschliessend bei der Polizeistation melde. Stattdessen machte er sich zum Teil zu Fuss und zum Teil per Anhalter auf den Weg nach Oettersdorf. Dort versteckte er sich bei seinem Kriegskameraden und dessen Schwiegertochter bis zum Tag der Befreiung durch die amerikanische Armee (15. April 1945). Lichtenstein blieb den ganzen Tag lang in einer Kammer auf dem Boden, aus der er sich abends manchmal in die Wohnung wagte. Dietrichs kleine Enkelin Irmhild kannte ihn als «Onkel Alfred».

Nach dem Krieg wanderte Lichtenstein mit seiner Frau und Tochter in die USA aus. Von dort konnte er noch einige Jahre seinen Retter und dessen Familie mit Lebensmitteln und Geld unterstützen.

Am 16. April 2001 erkannte Yad Vashem Paul und Hilde Dietrich als «Gerechte unter den Völkern» an.

Dilger, Alfred **Dilger, Luise**

Akte 4882

Das Haus des Gemeindepfarrers Alfred Dilger in Cannstatt war der geheime Treffpunkt des «Bruderrats» der Bekennenden Kirche in Württemberg, einer informellen Organisation von Pfarrern, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, von den Nazis verfolgten Personen zu helfen. Im Herbst 1943 beschloss der «Bruderrat» – zu dem neben Dilger Persönlichkeiten wie Theodor Dipper, Otto Mörike (siehe eigenen Eintrag) und Paul Schmidt in Esslingen gehörten – mit einem klaren Ja auf die Bitte seiner Glaubensbrüder in Berlin zu antworten,

flüchtigen Juden Unterschlupf zu gewähren. Dilger selbst, obwohl seit dem Ersten Weltkrieg Invalide (ihm war ein Bein amputiert worden), war einer der Dreh- und Angelpunkte dieses geheimen Netzwerkes, das in den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges in Württemberg tätig war.

Als das jüdische Ehepaar Krakauer, das den Namen Ackermann benutzte, am 11. Oktober 1943 bei den Dilgers in Cannstatt vorsprach, wurden sie herzlich begrüßt. Zu dieser Zeit lebte ausser dem Pfarrer und seiner Ehefrau niemand im Haus. Die Kinder waren wegen der Luftangriffe verschickt. Um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, wurden die Krakauers den neugierigen Nachbarn als Berliner vorgestellt, die in einem Luftangriff alles verloren hatten und jetzt einen kurzen Urlaub machten (siehe zugehörige Einträge: Goes, Elisabeth; Gölz, Richard und Hildegard; Stöffler, Eugen, Johanna und Ruth). Während des fünfwöchigen Aufenthaltes des Ehepaares wurde Dilger von dem Prälaten aus Stuttgart, der in Cannstatt eine Inspektion durchführte, gewarnt, dass er im Falle einer Entdeckung nicht auf die Unterstützung der Amtskirche rechnen könne. Dilger antwortete, dass er sich in diesem Fall «unter einen höheren Schutz» als den der Kirche stelle.

Am 5. November 1991 erkannte Yad Vashem Alfred und Luise Dilger als «Gerechte unter den Völkern» an.

Dinzinger, Josef Dinzinger, Maria

Akte 0254

Josef Dinzinger war Besitzer des Waldhofes, eines Bauernhofes im Moorgebiet in der Umgebung des bayerischen Dorfes Parnkofen, nahe der Isar. Es war April 1945, nur wenige Wochen vor dem endgültigen Zusammenbruch von Hitlers «Tausendjährigem Reich». Die Sonne ging bereits unter, als zwei Männer auf dem Bauernhof erschienen und den überraschten Bauern um einen Platz zum Übernachten baten. Ihre ausgemergelten Körper und hageren Gesichter verrieten ihr Geheimnis: die beiden waren «Zebras», Häftlinge eines Konzentrationslagers. Yerucham Apfel, einem jüdischen Elektriker aus Mielec in Polen und seinem Freund war es gelungen, einem der berühmtesten «Todesmärsche» zu entkommen, auf denen noch in den letzten Tagen des Dritten Reiches tausende von KZ-Häftlingen ums Leben kamen oder schwere gesundheitliche Schäden davontrugen.

Der deutsche Bauer schickte die Männer nicht fort. Er versteckte sie zuerst im Kuhstall, später im Getreidesilo seines Hofes und sorgte dafür, dass sie warme Decken und reichlich zu essen bekamen. All dies geschah unter den Augen eines im Haus wohnenden Nazioffiziers und der Neffen Dinzingers, die der HJ angehörten. Als der Hof einige Tage später von der Wehrmacht als Stabsquartier beschlagnahmt wurde, schickte Dinzinger seine illegalen Gäste nicht einfach fort. Er bestach einige Dorfbeamte und sorgte dafür, dass Apfel und sein Freund falsche Papiere bekamen, die ihnen eine legale Existenz ermöglichten. Er verlangte für seine Hilfe keine Bezahlung oder Belohnung.

Apfel, der sich später in Israel niederliess, vergass Dinzingers Beistand nicht. 1957 fuhr er nach Parnkofen und legte einen Kranz auf das Grab seines Retters. Josef Dinzinger war 1948 im Alter von vierundfünfzig Jahren gestorben.

Am 30. November 1966 erkannte Yad Vashem Josef und Maria Dinzinger als «Gerechte unter den Völkern» an.

Disselnkötter, Walther Disselnkötter, Anna

Akte 7129

Walther Disselnkötter, ein evangelischer Geistlicher, wurde am 14. November 1903 in Traben-Trarbach geboren; seine Frau Anna am 28. Januar 1904 in Diedenhofen. Während des Zweiten Weltkrieges lebten sie mit ihren vier Kindern im Alter von vier bis dreizehn Jahren in Züsch, im heutigen Hessen, 25 Kilometer südwestlich von Kassel.

Am 28. Januar 1945 – Annas Geburtstag – klopfte eine Frau mittleren Alters an der Tür des Pfarrhauses. Sie stellte sich als Frau Schmidt aus Allenstein in Ostpreussen (heute Olsztyn in Polen) vor, von wo sie vor den Russen geflohen sei. Ihr Gepäck und ihre Papiere seien gestohlen worden. Sie hätte bei guten Freunden in Kas-

ssel bleiben wollen, aber wie sich herausstellte, sei deren Haus völlig zerstört worden. Jetzt suche sie eine zeitweilige Unterkunft.

Frau Schmidt wirkte extrem verwirrt und verängstigt. Die Frau des Vikars glaubte kein Wort von dem, was sie erzählte, liess sie aber trotzdem ein. Sie war in Wirklichkeit Rahel Ida Plüer, geb. Schild, die jüdische Frau eines «arischen» Zahnarztes, die, um dem Zugriff der Gestapo zu entkommen, ihren Mann und zwei Kinder in Kassel verlassen und Selbstmord vorgetäuscht hatte. Als Walther Disselnkötter abends nach Hause kam, erzählte seine Frau ihm von der seltsamen Besucherin. Beide hatten den starken Verdacht, dass «Frau Schmidt» Jüdin sei, aber sie beschlossen, ihr Obdach zu gewähren, ohne der Sache weiter nachzugehen. Am nächsten Tag ging Walther Disselnkötter zum Bürgermeister und beantragte und erhielt aufgrund der Flüchtlingsgeschichte Lebensmittelkarten und einen Ersatzausweis für Frau Plüer alias Schmidt.

Einerseits wurde Disselnkötters Aufgabe durch die Tatsache vereinfacht, dass zu dieser Zeit die Strassen tatsächlich von Flüchtlingen aus Ostpreussen auf der Suche nach einer Zuflucht überflutet waren. Andererseits war es ein höchst



riskantes Unternehmen, einen illegalen Flüchtling unter falschen Angaben in seinem Heim unterzubringen, besonders in der Endphase des Krieges, als der mörderische Wahnsinn des Naziregimes seine höchste Stufe erreicht hatte. Der Vikar und seine Frau waren sich im Klaren darüber, dass sie im Falle der Entdeckung mit der Deportation in ein Konzentrationslager zu rechnen hätten – im günstigsten Falle.

Das Risiko war umso grösser, als Walther Disselnkötter als Seelsorger der Bekennenden Kirche von der Gestapo bereits als «politisch unzuverlässig» eingestuft worden war. Tatsächlich war dies der Hauptgrund, warum sich Rahel Plüer auf Empfehlung einer befreundeten Lehrerin überhaupt erst an ihn gewandt hatte. Im April 1945 konnten alle erleichtert aufatmen, als Züschon von den Amerikanern befreit wurde.

Am 20. Mai 1996 erkannte Yad Vashem Walther und Anna Disselnkötter als «Gerechte unter den Völkern» an.

Dohnanyi, Hans von

Akte 4605

Der Widerstandskämpfer Hans von Dohnanyi wurde am 1. Januar 1902 in Wien geboren. Sein Vater Erno von Dohnanyi war ein bekannter ungarischer Dirigent und Komponist. Seine Mutter Elisabeth von Dohnanyi (geb. Kunwald) war eine geachtete Pianistin. 1903 zogen die Dohnanyis nach Berlin um, wo sie sich in dem eleganten Vorort Grunewald niederliessen. 1913, als Hans von Dohnanyi elf Jahre alt war, verschwand sein Vater für immer aus seinem Leben. Erno und Elisabeth von Dohnanyi trennten sich, und Hans und seine jüngere Schwester blieben bei der Mutter. Erno von Dohnanyi verliess Berlin 1915 und ging zusammen mit seiner zweiten Frau nach Budapest. Sein Sohn sollte ihn nur noch einmal sehen, als Erno von Dohnanyi im Frühjahr 1939 auf einer Tournee nach Berlin kam.

Elisabeth von Dohnanyi geriet nach der Trennung von ihrem Mann in finanzielle Schwierigkeiten und musste von Grunewald in ein weniger vornehmes Viertel Berlins umziehen. Sie pflegte aber weiterhin die meisten ihrer früheren musikalischen und gesellschaftlichen Kontakte. Hans von Dohnanyi besuchte das liberale Grunewald-Gymnasium, auf das die meisten Berliner Professorenfamilien ihre Kinder schickten. Zu den Schülern zählten auch Christine Bonhoeffer, von Dohnanyis spätere Ehefrau, und ihre beiden Brüder Karl und Dietrich. Ihr Vater Karl Bonhoeffer war ein angesehener Psychiater und Professor an der Universität Berlin. Ein weiterer Mitschüler war Justus Delbrück, der Sohn eines Geschichtsprofessors. Alle vier Schüler – von Dohnanyi, die beiden Bonhoeffer-Brüder und Delbrück – wurden später wegen ihrer Beteiligung an der Verschwörung gegen Hitler hingerichtet.

1920 begann von Dohnanyi das Studium der Rechtswissenschaft in Berlin und legte 1924 seine Referendarprüfung ab. Ein Jahr später heiratete er Christine Bonhoeffer, nachdem er eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter am angesehenen Institut für Auswärtige Politik in Hamburg angenommen hatte. Parallel

zu dieser Tätigkeit arbeitete er an seiner Dissertation im Bereich internationaler Beziehungen und erhielt im September 1926 den Dokortitel. Nach der Assessorprüfung begann von Dohnanyi im Januar 1929 eine erfolgreiche Laufbahn im deutschen Justizwesen und wurde persönlicher Sekretär mehrerer Reichsjustizminister.

Hitlers Ernennung zum Reichskanzler Ende Januar 1933 hielt von Dohnanyis schnellen Aufstieg in der Bürokratie nicht auf. Im Mai 1933 berief ihn Reichsjustizminister Franz Gürtner zur Mitarbeit an der von ihm geplanten Strafrechtsreform. Der hart arbeitende und glänzende junge Jurist gewann bald das unbe-



grenzte Vertrauen Gürtners, der ihn im Oktober 1934 zum Leiter seines Ministerbüros ernannte. Diese Stellung eröffnete von Dohnanyi freien Zugang zu den geheimen Tätigkeiten und Unterlagen des Reichsjustizministeriums zu einer Zeit, in der die Nazis ihren Zugriff auf die deutsche Gesellschaft im Allgemeinen und auf das Rechtssystem im Besonderen verstärkten. Von Dohnanyi nutzte seine privilegierte Position, um systematisch Belege für die Verbrechen der Nazis zu sammeln, vermutlich in der Absicht, eine dokumentarische Grundlage für künftige strafrechtliche Verfolgungen aufzubauen. Gürtner muss von der Existenz dieser «Skandalchronik» gewusst haben, wenn auch nicht unbedingt von ihrem Zweck.

Die Judenpolitik der Nazis war von Anfang an ein Schlüsselfaktor bei von Dohnanyis wachsender Gegnerschaft zu Hitler. Er konnte die katastrophalen Auswirkungen der antisemitischen Ausschlussgesetze vom Frühjahr 1933 an Freunden und Bekannten, die Juden oder jüdischer Herkunft waren, wahrnehmen. Professor Kurt Perels, von Dohnanyis Lehrer an der Hamburger Universität, beging nach seiner Entlassung am 10. September 1933 Selbstmord. Die «Arieparagraphen» betrafen auch von Dohnanyis Schwager und Jugendfreund Gerhard Leibholz, der im März 1935 von seiner Lektorenstelle an der Universität Göttingen beurlaubt wurde. Von Dohnanyi benutzte sein Wissen und seine Kontakte aus dem Justizministerium, um Personen, die seine Hilfe suchten, bei der Wahrung ihrer Rechte zu helfen. Die fortschreitende Unterhöhung des Rechtsstaates und die wachsende Willkür der gleichgeschalteten Verwaltung schränkten seine Hilfsmöglichkeiten jedoch mehr und mehr ein. Die geheimen Informationen über die Internierungen von Juden und Regimegegnern in Konzentrationslagern, die von Dohnanyi an Leibholz und dessen Frau Sabine (Dietrich Bonhoeffers Zwillingsschwester) weitergab, trugen 1937 entscheidend zum Entschluss des Ehepaares, Deutschland zu verlassen, bei.

Von Dohnanyis enge Beziehung zu Gürtner erregte den Verdacht der fanatischen Nazis im Ministerium, denen seine Opposition zum Nationalsozialismus bekannt war. Bei ihren Bemühungen, von Dohnanyi zu diskreditieren, konnten sie seine zweifelhafte «arische» Abstammung ins Spiel bringen, d.h. die Tatsache, dass sein Grossvater mütterlicherseits laut seiner von einer ungarischen jüdischen Gemeinde ausgestellten Geburtsurkunde zwei jüdische Elternteile hatte. In einem Gutachten, das Friedrich, sein Hauptgegner im Ministerium, am 30. April 1937 Martin Bormann vorlegte, kam er zu der Schlussfolgerung, von Dohnanyi sei « $\frac{1}{2}$ Ungar, $\frac{1}{4}$ Deutscher, $\frac{1}{4}$ Jude». Über von Dohnanyis politische Einstellung schrieb Friedrich:

«Entsprechend seiner rassischen Zusammensetzung, die man ihm äusserlich freilich nicht anmerkt, hat er kein Verständnis für die Rassengesetzgebung des Dritten Reiches, der er innerlich ablehnend gegenübersteht. So hat er die Auffassung vertreten, die rassische Haltung des Nationalsozialismus sei unmöglich, weil sie mit der christlichen Auffassung der evangelischen Kirche in Widerspruch stehe.»

Im September 1938 konnte Reichsjustizminister Gürtner von Dohnanyi nicht länger schützen und ernannte ihn zum Reichsgerichtsrat am Reichsgericht in Leipzig. Der noch nicht Siebenunddreissigjährige war wahrscheinlich einer der jüngsten Richter, die je für diese angesehene Institution nominiert wurden.

Zu diesem Zeitpunkt unterhielt von Dohnanyi bereits enge Kontakte zur militärischen Opposition gegen Hitler, die sich um die Abwehrabteilung des Oberkommandos der Wehrmacht unter Admiral Wilhelm Canaris konzentrierte. Im August 1939, kurz vor Kriegsausbruch, sorgten Canaris und seine rechte Hand, Oberst Hans Oster, für von Dohnanyis Zuteilung zur Zentralabteilung der Abwehr als ziviler «Sonderführer». Seine eigentliche Aufgabe war es, die Vorbereitungen für den Putsch gegen Hitler zu koordinieren. Die überragenden deutschen Siege in Polen und an der Westfront schwächten jedoch die Bereitschaft führender Militärs, deren Unterstützung für das Gelingen des Putsches wesentlich war, mit dem Widerstand zusammenzuarbeiten.

Von seinem Posten bei der Abwehr aus beobachtete von Dohnanyi mit zunehmender Besorgnis die Radikalisierung der Massnahmen gegen die Juden. Besonders lag ihm das Schicksal der beiden Vertreter der jüdischen Rechtsanwälte, Julius Fliess und Fritz W. Arnold – letzterer ein getaufter Jude – am Herzen. Die beiden zählten zu den letzten 49 jüdischen «Konsulenten», die nach November 1938 noch in Berlin praktizieren durften. Sie waren im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden und hatten hohe Auszeichnungen erhalten. Von Dohnanyi hatte sie während seiner Tätigkeit als Leiter von Gürtners Büro kennen und schätzen gelernt. Als er im November 1941 von Fliess' bevorstehender Deportation erfuhr, veranlasste er Canaris, ein Protestschreiben zu unterzeichnen, dass die Deportation aufschub. Je intensiver die Deportationen jedoch wurden, desto geringer wurde für Fliess und Arnold die Chance, dem Zugriff der Nazis zu entkommen. Im Mai oder Juni 1942 kam von Dohnanyi auf den kühnen Gedanken, die beiden mit ihren Familien als angebliche Abwehr-Agenten über die Grenze

in ein neutrales Land in Sicherheit zu bringen. Canaris, der sofort seine Zustimmung gab, fügte der Liste der zu Rettenden noch Freunde seiner Familie zu, die zwar Protestanten waren, aber nach den NS-Rassengesetzen als Juden galten. Es handelte sich um die verwitwete Annemarie Conzen mit ihren «halbjüdischen» Töchtern und Ilse Rennefeld mit ihrem blinden «arischen» Mann. Charlotte Friedenthal, eine protestantische Sozialarbeiterin, die der Führung der Bekennenden Kirche nahestand, wurde auf Vorschlag Dietrich Bonhoeffers zugefügt. Der Theologe und Widerstandskämpfer war im Oktober 1940 auf Initiative seines Schwagers von Dohnanyi der Abwehr zugeteilt worden.

Da der Rettungsplan ursprünglich sieben erwachsene «Volljuden» im Sinne der Nürnberger Gesetze (Fliess, seine Frau und seine Tochter, Arnold, Conzen, Rennefeld und Friedenthal) einschloss, bekam er den Kodennamen U-7 (Unternehmen Sieben). Zusammen mit Rennefelds Ehemann, Conzens beiden Töchtern, Arnolds «arischer» Frau und seinen drei als «Mischlinge I. Grades» geltenden Kindern belief sich die Gesamtzahl der zu Rettenden jedoch auf 14. Obwohl der Plan die volle Unterstützung des Abwehrchefs Canaris hatte, war seine Durchführung äusserst kompliziert. Die Entsendung jüdischer V-Leute zu einem Zeitpunkt, zu dem jede Emigration von Juden verboten worden war, erforderte die Zustimmung des Reichsführers SS Heinrich Himmler, die Canaris bei einem Treffen mit ihm erlangte. Der eigentliche Zweck des Unternehmens musste nicht nur vor Himmler und seinen Untergebenen im Reichssicherheits-Hauptamt geheimgehalten werden, sondern auch vor den regimetreuen Mitarbeitern in der Abwehr selbst. Von Dohnanyi, der Initiator und Drahtzieher, musste hinter den Kulissen arbeiten, da die Entsendung von Geheimagenten ins Ausland über seine ausschliesslich administrative Kompetenz hinausging.

Für die Schweizer Behörden, die ihre Grenzen vor der zunehmenden Flut rassistisch Verfolgter aus den von den Nazis beherrschten Ländern Europas schützen wollten, musste sichergestellt werden, dass die Asylsuchenden dem Eidgenössischen Bund in keiner Weise finanziell zur Last fallen würden. Zu diesem Zweck musste von Dohnanyi ihnen Bargeld im Gegenwert von 100.000 \$ zukommen lassen, das er von geheimen Fonds der Abwehr in der Schweiz, die dem Widerstand dienen sollten, abhob. Im Gegenzug übergaben die Flüchtlinge ihr Vermögen der Abwehr. Als schliesslich alle Hindernisse aus dem Weg geräumt waren, konnten zwölf aus der Gruppe den Zug von Berlin nach Basel besteigen, wo sie am 30. September 1942 ankamen. Charlotte Friedenthal und Arnolds älteste Tochter gelangten auf anderen Wegen in die Schweiz.

Für Hans von Dohnanyi und seine Mitverschwörer in der Abwehr begann nun der Leidensweg. Die Planung und Durchführung der als Abwehrmission getarnten Rettungsaktion war zu lückenhaft gewesen, nicht zuletzt hinsichtlich ihrer verwickelten finanziellen Aspekte. Letzteres spielte in die Hände der Nazisympathisanten in der Abwehr, die auf eine gründliche Untersuchung der ganzen Angelegenheit drängten. Oberkriegsgerichtsrat Roeder, der mit der Untersuchung beauftragt wurde, galt als einer der unbarmherzigsten und skrupellosesten Militärrichter des Dritten Reiches. Am 5. April 1943 wurde von Dohnanyi in der Gegenwart von Canaris und Oster, seinem unmittelbaren Vorgesetzten, verhaf-

tet. Dietrich Bonhoeffer und Christine von Dohnanyi wurden am selben Tag in Berlin verhaftet. Roeder versuchte zunächst, Hans von Dohnanyi der Korruption zu bezichtigen. Während es jedoch kaum Beweise für den Tatbestand der persönlichen Bereicherung gab, erregte die Tatsache, dass die angeblichen Abwehragenten aus der Schweiz keinerlei Informationen lieferten und nicht nach Südamerika – ihr vorgeschobenes Tätigkeitsgebiet – gelangten, Verdacht. Es konnte auch nicht verborgen bleiben, dass die Abwehr mehrmals interveniert hatte, um die Deportation von Arnold und Fliess zu verhindern.

Dennoch gelang es Roeder nicht, den Widerstand von Dohnanyis, der trotz der brutalen Verhörmethoden alles leugnete, zu brechen. Bevor der Fall vor Gericht gebracht werden konnte, wurde Roeder durch einen anderen Richter ersetzt, der die Ermittlungen von vorne anfang. Die Anklage sollte schliesslich nach mehr als einjähriger ergebnisloser Untersuchung fallen gelassen werden, als die Ereignisse des 20. Juli 1944 den Eifer der Gestapo-Ermittler neu entfachten. Am 20. August 1944 wurde von Dohnanyi, der sich selbst mit Diphtherie infiziert hatte, vom Potsdamer Seuchenlazarett in das «Modell»-Konzentrationslager Sachsenhausen verlegt, wo er zweimal wöchentlich verhört wurde. Selbst zu diesem Zeitpunkt tappten die Ermittler noch im Dunkeln, bis die zufällige Entdeckung eines Safes beim Oberkommando des Heeres in Zossen geheime Dokumente zu den Plänen des Jahres 1938, Hitler zu stürzen, ans Licht brachte. Dieser Erfolg reichte den mit dem Verhör beauftragten Beamten aber noch nicht und von Dohnanyi wurde in das Berliner Gestapo-Gefängnis überstellt, wo sie hofften, durch Entziehung jeder medizinischen Versorgung ein volles Geständnis von ihm zu erpressen. Von Dohnanyi brach nicht zusammen, aber sein Gesundheitszustand verschlechterte sich rapide. Seinem Schwiegervater Professor Karl Bonhoeffer gelang es, seine Verlegung in die Häftlingsabteilung des Staatskrankenhauses durchzusetzen, wo der Chef neurologe Dr. Alfred Tietze sich um ihn bemühte. Tietze (siehe eigenen Eintrag), ein langjähriger Gegner der Nazis, versuchte noch, in letzter Minute einen Fluchtplan zu ersinnen. Aber es sollte nicht sein. Am 6. April 1945 wurde von Dohnanyi auf einer Bahre vom Staatskrankenhaus nach Sachsenhausen gebracht und dort von einem SS-Kriegsgericht wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. Er wurde vermutlich am 9. April gehängt, dem selben Tag, an dem Hans Oster, Wilhelm Canaris und Dietrich Bonhoeffer in Flossenbürg gehängt wurden.

Am 17. Juni 2003 erkannte Yad Vashem Hans von Dohnanyi als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Meyer, Winfried: Unternehmen Sieben. Eine Rettungsaktion für vom Holocaust Bedrohte aus dem Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht, Frankfurt am Main 1993.

Smid, Marikje: Hans von Dohnanyi – Christine Bonhoeffer. Eine Ehe im Widerstand gegen Hitler, Gütersloh 2002.

In den letzten Wochen des Krieges lebten Paul (geb. 15. Dezember 1880) und Elfriede (geb. 20. April 1892) Drossel, ein älteres Ehepaar im Ruhestand, in dem Dorf Senzig in der Nähe von Berlin. Ihr verwundeter Sohn Heinz (geb. 21. September 1916), ein Offizier, war zum Erholungsurlaub nach Hause gekommen.

Spätabends am 26. März 1945 wurde Heinz von einem Nachbarn angesprochen, der in einem Sommerhaus in der Nähe lebte. Der Nachbar offenbarte ihm, dass er und die drei anderen Bewohner – Ernst Fontheim, seine Freundin Margot und deren Eltern Jack und Lucie Hass – in Wahrheit Juden waren und sich versteckten (siehe zugehörigen Eintrag: Kunze, Frieda). Sie hatten gerade Informationen erhalten, dass man sie verraten hatte, und wussten nicht, was tun. Heinz Drossel und seine Eltern, die ebenfalls eingeweiht wurden, verschwendeten keine Minute. Elfriede Drossel, die ihren Nachbarn Vorwürfe machte, weil sie ihnen nicht früher erzählt hatten, dass sie Juden seien, brachte ihnen einen grossen Korb voller Lebensmittel. Die Drossels boten auch an, die Besitztümer der vier in einem Schuppen hinter dem Haus zu verwahren. Am nächsten Morgen brachte Heinz die beiden Männer, Ernst Fontheim und Jack Hass, in sein Zimmer in Berlin-Tempelhof. Er stellte sie der deutschen Flüchtlingsfamilie, die in der Wohnung untergebracht war, als gute Freunde vor, die ausgebombt worden waren und alles verloren hatten. Nach ein paar Tagen fand Jack Hass zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter ein anderes Versteck; Ernst Fontheim jedoch blieb bis zum Ende des Krieges in dem Zimmer. Später erfuhren sie, dass die Gestapo einen Tag, nachdem sie das Sommerhaus in Senzig verlassen hatten, nach ihnen gesucht hatte.

Am 12. Januar 1999 erkannte Yad Vashem Paul, Elfriede und Heinz Drossel als «Gerechte unter den Völkern» an .

Literatur

Wette, Wolfram: «Oberleutnant Heinz Drossel. Judenretter in Berlin 1945», in: Wette, Wolfram (Hg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt am Main 2002, S. 209-229.

Georg Ferdinand Duckwitz wurde am 29. September 1904 in Bremen als Sohn einer alteingesessenen Patrizierfamilie geboren. Nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften begann er eine Karriere im internationalen Kaffeehandel und verbrachte mehrere Jahre in skandinavischen Ländern. 1939 schickte ihn das Aussenministerium als «Sachverständigen für Schifffahrtsfragen» an die deutsche Botschaft in Kopenhagen.

Da Duckwitz sich mit den Bedingungen vor Ort bestens auskannte und gute Verbindungen zu vielen dänischen Führungspersonlichkeiten hatte, wurde er ab 1942 ein enger Vertrauter des neuen Reichsbevollmächtigten für Dänemark, Werner Best. Best war zwar Stellvertretender Gestapo-Leiter gewesen und unerbittlicher nationalsozialistischer Ideologe geblieben, dennoch beschloss er, die gemässigte Politik seiner Amtsvorgänger fortzuführen. Doch Hitler verlangte eine Politik der eisernen Faust gegen das zunehmend aufrührerische Land und die sofortige Durchführung der «Endlösung». Am 28. September 1943 spielte Best seinem Vertrauten Informationen über den Plan zur Deportation der 6.500 dänischen Juden zu. Mit grossem persönlichen Risiko informierte Duckwitz seine Freunde in der dänischen Sozialdemokratie, die ihrerseits die Führung der dänischen Jüdischen Gemeinschaft alarmierten. Dies ermöglichte den Dänen, ihre grosse Rettungsaktion einzuleiten, in der rund 6.000 Juden in einer einzigen Nacht mit Fischkuttern und Booten über die Ostsee ins benachbarte Schweden in Sicherheit gebracht wurden. Am 2. Oktober, als die Gestapo ihre Pläne in die Tat umsetzen wollte, hatten fast alle Juden fliehen können.

Am 29. März 1971 erkannte Yad Vashem Georg Ferdinand Duckwitz als «Gerechten unter den Völkern» an.

Dudacy, Anne
Ebel, Sylvia
Pauli, Hedwig

Akte 7274

Die am 31. Dezember 1926 in Krolewska Huta (Königshütte, heute Teil der Stadt Chorzow) im polnischen Oberschlesien geborene Sylvia Ebel wuchs in einer Familie mit ausgeprägten politischen Überzeugungen auf. Beide Eltern waren überzeugte Kommunisten und entschiedene Gegner des Hitlerregimes. Nach der Machtergreifung der Nazis wurde ihr Vater, ein beitragszahlendes Mitglied der KPD, zwei Jahre lang in einem der ersten Konzentrationslager, Esterwegen im Emsland, inhaftiert. Bei einer Generalamnestie anlässlich Hitlers Geburtstag wurde er freigelassen. 1940 meldete er sich freiwillig zum Militärdienst, um sich in den Augen des Regimes zu rehabilitieren. Während des Krieges lebte Sylvia bei ihrer am 20. August 1904 in Bismarckhütte (heute Stadtteil Batory der Stadt Chorzów) geborenen Mutter Anne Dudacy (geb. Bronislawa Richter), die zusammen mit ihren drei Schwestern Hedwig Pauli, Angela Ciupka und Marie Krüger kommunistischen Widerstandskämpfern und illegal in Berlin lebenden Juden half, dem Zugriff der Gestapo zu entkommen. Unter denen, die einige Nächte in der Wohnung der Dudacys in der Zorndorfer Strasse 18 im Osten Berlins verbrachten, war auch Wolfgang Neumann, der Bruder von Helmut Neumann, dem ermordeten Mitglied der jüdisch-kommunistischen Widerstandsgruppe Baum, die im Sommer des Jahres 1942 von der Gestapo zerschlagen wurde.

Der Fall des neunzehnjährigen Lothar Orbach und seiner Mutter Nelly war

dagegen anders gelagert. Während der letzten neunundzwanzig Monate des Krieges fanden sie immer wieder Unterschlupf im Haus der Dudacys. Sie gehörten keiner politischen Partei an, noch waren sie in irgendwelche Untergrundaktivitäten verwickelt. Sie waren einfach nur normale deutsche Juden, die in einer Zeit und in einem Land am Leben zu bleiben versuchten, da die bloße Tatsache, als Jude geboren worden zu sein, schon einem Todesurteil gleichkam.

Die Orbachs hatten Anne Dudacy und ihre minderjährige Tochter Sylvia schon viel früher durch einen der Mieter in ihrer früheren Wohnung in der Greifswalder Strasse 43 kennengelernt. Dudacy, die mit ihren kommunistischen Überzeugungen und ihrem Hass auf die Nazis nicht hinter dem Berg hielt, hatte in klarer Voraussicht geäußert, dass «die Juden in Deutschland eine bedrohte Rasse» seien. Sie hatte ihnen gesagt, sie sollten sich bei ihr melden, wenn sie in Schwierigkeiten sein sollten, aber da es sich nur um eine flüchtige Bekanntschaft handelte, hatten die Orbachs dem Angebot keine wirkliche Bedeutung zugemessen. Im Januar 1943 jedoch, nachdem der Familienvater im KZ Sachsenhausen ums Leben gekommen war und sie selbst nur knapp der Verhaftung durch die Gestapo und der Deportation entkommen waren, wandten sich Mutter und Sohn an Anne Dudacy als ihre letzte Hoffnung. Diese stellte keine Fragen und war ohne weiteres bereit, die Flüchtlinge in ihrer Wohnung unterzubringen, als ob sie dadurch nicht sich selbst und ihre Tochter in tödliche Gefahr bringen würde.

Als sie am 20. Januar 1943 mit pochenden Herzen an der Wohnungstür klopfen, wurden Lothar Orbach und seine Mutter von Sylvia wie lang erwartete Gäste empfangen. Als sie erfuhr, dass Nelly Orbach am 22. Januar Geburtstag hatte, buk sie zur Feier des Tages einen Kuchen. Vom Sommer 1943 bis zum Herbst 1944 lebte Nelly Orbach auch bei Sylvias verwitweter Tante Hedwig Pauli in ihrer Wohnung in der Choriner Strasse. Hedwig Pauli zögerte nicht, ihre Besucherin während der häufigen Luftangriffe mit in den öffentlichen Luftschutzbunker zu nehmen, wo sie sie den neugierigen Nachbarn als ihre Schwägerin aus Schlesien vorstellte.

Nach dem Krieg wanderten Lothar Orbach und seine Mutter in die Vereinigten Staaten aus, während sich ihre deutschen Retter, entsprechend ihren politischen Überzeugungen, in der DDR, hinter dem Eisernen Vorhang, niederliessen. Nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten konnte Larry-Lothar Orbach den Kontakt zu Sylvia Ebel wieder aufnehmen. Sie war von denen, die während des Krieges ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um ihn und seine Mutter vor der Ermordung zu bewahren, die Einzige, die noch lebte. Er schrieb über seine Erlebnisse als Jude, der während des Krieges illegal in Berlin lebte, ein viel gelobtes Buch mit dem Titel *Soaring Underground: A Young Fugitive's Life in Nazi Berlin*.

Am 4. September 1996 erkannte Yad Vashem Anne Dudacy, Sylvia Ebel und Hedwig Pauli als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Orbach, Larry: *Soaring Underground: Autobiographie*, Berlin 1998 (dt.).



Von 1942 bis zum Ende des Krieges versteckte die Kriegerwitwe Johanna Eck (geb. 4. Januar 1888) in ihrer Berliner Wohnung nacheinander vier Opfer der Naziverfolgungen. Zwei von ihnen waren rassistisch verfolgte Juden. Eck kannte die Familie des einen, Heinz Guttmann, schon viele Jahre vor dem Krieg. Heinz' Vater Jakob und Johanna Ecks Ehemann gehörten im Ersten Weltkrieg derselben Einheit an, und als Eck im Gefecht fiel, übermittelte Jakob Guttmann der Witwe die Nachricht von seinem Tod. Kurz nach der «Fabrikaktion» am 27. Februar 1943 wurde Jakob nach Auschwitz deportiert; er kam nicht zurück. Heinz Guttmann entging knapp der Verhaftung und

irrte ziellos durch die Strassen, ohne einen Plan, ohne Unterkunft und ohne Lebensmittelkarten. Keiner von denen, die er um Hilfe bat, wollte etwas mit einem «illegalen» Juden zu tun haben; sie alle hatten Angst, entdeckt zu werden. Von seinen nicht jüdischen Bekannten stand ihm nur Johanna Eck in diesem schwierigen Augenblick entschlossen bei. Sie bot ihm Unterschlupf in ihrem Heim und teilte ihre knappen Lebensmittelrationen mit ihm. Manchmal war sie mehrere Tage hintereinander unterwegs, um von vertrauenswürdigen Freunden weitere Vorräte zu bekommen.

Irgendwann im Jahr 1943 begann Eck, ein anderes Versteck für Heinz zu suchen. Die meisten, die sie ansprach, schreckten jedoch zurück. «Um Gottes willen, Frau Eck,» warnten sie sie, «lassen Sie sich bloss nicht mit solchen Sachen ein – das kann Ihren Kopf kosten». Nur Frau Muschiol, die in ihrer Achzimmerwohnung am Lützow-Ufer eine Pension betrieb, war bereit, Heinz vorübergehend bei Nacht Unterschlupf auf einem Hängeboden zu gewähren. Auch noch als er nicht mehr bei ihr lebte, hielt Eck engen Kontakt mit Heinz und versorgte ihn von Zeit zu Zeit mit Lebensmittelkarten sowie, als es nötig wurde, mit lebenswichtigen Kontakten.

Durch Frau Muschiol machte Johanna Eck die Bekanntschaft von Elfriede Guttmann (nicht mit Heinz verwandt), die sich ebenfalls in der Pension versteckte. In der Nacht zum 23. November 1943 wurden sowohl Muschiols Pension als auch Ecks Wohnung bei einem schweren Bombenangriff zerstört. Elfriede und Heinz mussten sich beide neue Verstecke suchen. Elfriede, alias Mia, fand eine zeitweilige Unterkunft bei Familie K. Im Dezember 1943 durchsuchte die Gestapo, die offensichtlich kriminellen Aktivitäten der K.'s auf die Spur gekommen war, die Zweizimmerwohnung. Elfriede versteckte sich unter einem

der Betten und entging nur knapp der Entdeckung. Erschüttert von diesem Erlebnis, suchte sie Eck auf, die inzwischen eine Einzimmerwohnung in der Bülowstrasse 102 erhalten hatte, und erzählte ihr, was geschehen war. Eck war sofort bereit, ihr Unterschlupf zu gewähren.

Die Anwesenheit der neuen Mieterin blieb nicht lange verborgen. Eine von Ecks Nachbarinnen, eine bekannte Nazi-Informantin, fragte sie dreist, ob sie nicht fände, dass das Mädchen bei ihr ein jüdisches Aussehen hätte. Eck antwortete ihr unverblümt, dass das Aussehen des Mädchens typisch für die Gegend von Ostpreussen sei, aus der sie stamme. Es gab jedoch auch andere Reaktionen. Eines Tages, als sie in einer Bäckerei anstanden, wurde Elfriede von einer Gleichaltrigen herzlich begrüsst. Es stellte sich heraus, dass dies Erika Hartmann war, eine frühere Schulkameradin, mit der sie zusammen in Mühlhausen / Ostpreussen (heute Mlynary in Polen) in die Schule gegangen war. Hartmann, die von dem Schicksal des jüdischen Mädchens tief bewegt war, war sofort bereit, ihr zu helfen. Sie gab Elfriede einige ihrer eigenen, «arischen» Papiere, unter anderem die Arbeitsdienstbescheinigung. Dies erwies sich bald als unschätzbare Hilfe. Als in der Nacht des 30. Januar 1944 alliierte Bomber in Berlin schwere Verwüstungen anrichteten, benutzte Eck das folgende Durcheinander, um Elfriede bei den Polizeibehörden als Erika Hartmann registrieren zu lassen, deren Haus und persönliche Papiere in dem kürzlichen Luftangriff verbrannt waren. Durch diese List konnte sie die Existenz des jüdischen Mädchens legalisieren und sie offiziell als Untermieterin in ihrer Wohnung anmelden.

Elfriedes Schicksal war tragisch. Das jüdische Mädchen, das die Schrecken des Krieges unbeschadet überstanden hatte, erlag kurze Zeit nach der Befreiung einer plötzlichen Bauchfellentzündung. Sie starb im Mai 1945, kurz vor ihrer geplanten Auswanderung in die USA. Eck sass bis zum Schluss an ihrem Krankenbett im Martin-Luther-Krankenhaus. Später erkundigte sie sich bei der Jüdischen Gemeinde nach den Namen von Elfriedes Eltern und Bruder, die in die Todeslager in Osteuropa deportiert worden waren. Sie liess die Namen auf dem Grabstein anbringen, den sie auf eigene Kosten auf dem Friedhof Berlin-Weissensee auf Elfriedes Grab errichten liess. Dann schickte sie Fotos des Grabsteins an Elfriedes überlebende Geschwister in Los Angeles.

Heinz Guttman überlebte den Krieg, ebenso Wilhelm Duesberg und Helen Tobias, die beiden politisch Verfolgten, die Eck in den letzten Kriegsmonaten bei sich aufnahm.

Auf die Frage nach ihren Motiven erklärte Johanna Eck Folgendes:

«Die Motive für meine Hilfe? Nichts Besonderes. Grundsätzlich denke ich so: Ist mein Mitmensch in einer Notlage und ich kann ihm beistehen, so ist das eben meine (verfluchte) Pflicht und Schuldigkeit. Unterlasse ich diese Hilfe, so erfülle ich eben nicht die Aufgabe, die das Leben – oder vielleicht Gott? – von mir fordert. Die Menschen, so will es mir scheinen, bilden eine grosse Einheit, und wo sie einander unrecht tun, schlagen sie sich selbst und allen ins Gesicht. Dies sind meine Motive.»

Am 11. Dezember 1973 erkannte Yad Vashem Johanna Eck als «Gerechte unter den Völkern» an.

Eckert, Gotthilf Eckert, Frida

Akte 1868

Dr. Hans Gümpel, ein jüdischer Anwalt aus Berlin, und seine Ehefrau tauchten sofort unter, als sie von der Gestapo angewiesen wurden, sich zur Deportation zu melden. Ihre Zahnärztin, Dr. Anderson, verwies sie an das Ehepaar Gotthilf (geb. 25. August 1904) und Frida Eckert (geb. Köh, geb. 12. März 1904), die als Ernste Bibelforscher dafür bekannt waren, dass sie Juden halfen. Tatsächlich behielten die Eckerts sie von August bis Dezember 1943 in ihrem Haus.

Dann wurde Gotthilf Eckert unter dem Verdacht, Juden zu helfen, von der Gestapo vorgeladen. Die Eckerts konnten daher die Gümpels nicht länger bei sich verstecken, brachten sie aber zu einem Bootshaus, das sie in Glienicke bei Potsdam gemietet hatten. Die Gümpels lebten dort bis zum Einmarsch der russischen Armee (siehe zugehörigen Eintrag: Brandt, Günther).

Am 26. Juni 1980 erkannte Yad Vashem Gotthilf und Frida Eckert als «Gerechte unter den Völkern» an.

Einem, Gottfried von

Akte 9740c



Gottfried von Einem, der weltweit bekannte österreichische Komponist, wurde am 24. Januar 1918 in Bern / Schweiz als Sohn des österreichischen Militär-Attachés geboren. Als er 1943 für das von ihm komponierte Ballet «Prinzessin Turandot» einen Korrepetitor suchte, wurde ihm der unter einem Decknamen untergetauchte jüdische Musiker Konrad Latte (siehe zugehörige Einträge: Andreas-Friedrich, Ruth und Friedrich, Karin; Harich, Calogeräs-Meissner, Ursula; Anne-Liese; Kranz, Willi und Leissner, Auguste; Latte, Ellen; Schneider, Dorothea und Schneider-Lyckhage, Christa-Maria; Siemen, Gertie) vorgestellt und von ihm engagiert. Der regimefeindliche

Komponist, der über Lattes wahre Identität informiert wurde, versorgte ihn mit Lebensmittelkarten, Geld und sogar mit einem Reichsmusikkammer-Ausweis, der ihn berechnigte, öffentlich eine musikalische Tätigkeit auszuüben. Vorher hatte er Latte schon einige Male seinen eigenen Dienstaussweis zur Verfügung gestellt.

Am ix. August 2002 erkannte Yad Vashem Gottfried von Einem als «Gerechten unter den Völkern» an.

Falkenberg, Bernhard

Akte 0198

Während des Krieges war Bernhard Falkenberg der Aufseher des Arbeitslagers Wlodawa in Ostpolen. Das Vernichtungslager Sobibor befand sich nur wenige Kilometer entfernt und die Arbeit an dem von Falkenberg geleiteten Entwässerungsprojekt war der einzige Schutz vor der Deportation. Um seine Arbeitskräfte vor den immer wiederkehrenden Razzien durch die örtliche Gestapo unter ihrem Leiter Nitschke zu bewahren, brachte Falkenberg sie in einem eingezäunten Arbeitslager unter und gab ihnen besondere Arbeitsbescheinigungen. Obwohl ihm offiziell nur 500 jüdische Arbeiter bewilligt wurden, überstieg die wirkliche Zahl der Juden im Lager dieses Kontingent bei Weitem. Viele von ihnen hatten daher keine offizielle Arbeitsgenehmigung. Um sie vor der Deportation durch die Gestapo zu schützen, warnte Falkenberg sie vor bevorstehenden «Aktionen». Die «überzähligen» Juden konnten sich dann in der Nähe von Falkenbergs Haus in einem «Bunker» verstecken – einer grossen Scheune, die rundherum durch Heuballen getarnt war.

Als 1943 das Lager endgültig aufgelöst wurde, bestach Falkenberg die ukrainischen Polizisten mit Alkohol, um den verbleibenden Lagerinsassen eine Gelegenheit zu geben, in die umliegenden Wälder zu fliehen und sich dort den Partisanen anzuschliessen. Ein Deutscher namens Selinger, Kommandant des Arbeitslagers bei Adampol, denunzierte ihn bei der Gestapo unter der Anschuldigung, dass er den Partisanen Lebensmittel zukommen lassen und Juden in seinem Haus versteckt habe. Falkenberg, der die Vorwürfe energisch abstrikt, wurde im berühmten KZ Mauthausen inhaftiert und erst beim Einmarsch der Alliierten befreit.

Am 7. Oktober 1969 erkannte Yad Vashem Bernhard Falkenberg als «Gerechten unter den Völkern» an.

Feuerherm, Wanda Lagrange, Vera

Akte 3782

Wanda Feuerherm (geb. 2. September 1905) war vor 1933 vom Land nach Berlin gezogen. Von Beruf Näherin, arbeitete sie bis 1938 bei dem bekannten jüdischen Modehaus «Horn». Sie kannte die Familie Segal schon viele Jahre vor dem Krieg auf beruflicher Basis, da der Vater – Aaron – sowohl Immobilienmakler als auch

Kürschner war. Als sich im Sommer 1942 die tödliche Schlinge der Nazis immer enger um die in Berlin verbliebenen Juden zog, beschlossen die Segals unterzutauchen. Jedes Familienmitglied sollte einen eigenen Unterschlupf haben. Sie sprachen ihre langjährige deutsche Bekannte an, ob sie die neunzehnjährige Tochter Gerda beherbergen könne.

Feuerherm, die verheiratet und Mutter eines achtjährigen Sohnes sowie einer zehnjährigen Tochter, Vera, war, lebte zu dieser Zeit in einem Holzhaus im Bezirk Lichtenberg am Rande der Stadt. Sie zögerte nicht lange, Gerda aufzunehmen. Ihr Ehemann Willi, Soldat bei der Wehrmacht, wurde jedoch zunächst nicht in das Geheimnis eingeweiht. Als ihm die Anwesenheit des jüdischen Mädchens bekannt wurde, akzeptierte er sie zunächst, wahrscheinlich änderte er aber später seine Meinung und informierte die Gestapo über sie. Diese kam Anfang 1944, um den Fall zu untersuchen, und durchsuchte das Haus. Glücklicherweise gelang es Gerda, sich rechtzeitig im Keller zu verbergen. Daraufhin wechselte sie in das Versteck ihrer Mutter und konnte später, bis zum Ende des Krieges, weitere Verstecke finden.

Am 28. Dezember 1987 erkannte Yad Vashem Wanda Feuerherm und Vera Lagrange als «Gerechte unter den Völkern» an.

Fiedler, Fritz

Akte 0095

Hauptmann Dr. Fritz Fiedler, ein fünfundvierzigjähriger Reserveoffizier, wurde im Sommer 1941 als Ortskommandant in Horodenka, einer polnischen Stadt an der Grenze zur Ukraine, stationiert. Von diesem Zeitpunkt bis zu seiner Versetzung im Mai 1942 zeichnete er sich durch seine menschliche Einstellung gegenüber der jüdischen Bevölkerung und seinen Widerstand gegen die Mordaktionen der SS aus. Als diese im Dezember 1941 daran gingen, die erste grosse «Judenaktion» durchzuführen, bei der etwa 2.500 Juden aus Horodenka umgebracht werden sollten, warnte Dr. Fiedler seinen jüdischen Zahnarzt, Dr. Chaim Kaufmann. Er sagte ihm, dass die offiziell so genannte «Impfaktion» nur ein Vorwand sei, um die Juden in den Tod zu locken. Den Juden wurde befohlen, sich an einem Sammelplatz einzufinden, dort wurden sie auf Lastwagen geladen und nach Siemakowcze transportiert, wo sie erschossen wurden. Fiedler konnte jedoch Kaufmann und dessen Familie zusammen mit etwa fünfzig weiteren Juden vor dem Tod bewahren, indem er erklärte, dass sie bei der Wehrmacht beschäftigt seien. Er schloss sie während der Dauer der Aktion innerhalb der Ortskommandantur ein. Seine Soldaten hatten den Befehl, ein Eindringen der SS notfalls mit Waffengewalt zu verhindern. Drei Tage später zog die SS ab und die Juden konnten freigelassen werden. Im Mai 1942 wurde Dr. Fiedler von Horodenka wegversetzt – zuerst nach Krasne, und von da nach Russland.

Dr. Kaufmann, der mit seiner Familie den Holocaust überleben konnte, nahm viele Jahre später den Kontakt zu seinem deutschen Retter wieder auf.

Am 26. Juli 1966 erkannte Yad Vashem Dr. Fritz Fiedler als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Rohdenburg, Florian: «Hauptmann Dr. Fiedler, Ortskommandant. Der gute Mann von Horodenka», in: Wette, Wolfram (Hg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt am Main 2002, S. 142-156.

Fittko, Hans

Akte 8782

Hans Fittko wurde am 16. Mai 1903 in Finsterwalde als Sohn einer Arbeiterfamilie geboren. Obwohl er schon mit zwölf Jahren die Schule verliess, bildete er sich autodidaktisch weiter und wurde ein anerkannter Journalist, der sich in den literarischen und sozialistischen Kreisen Berlins bewegte. Da ihm in Deutschland wegen seiner politischen Aktivitäten die Verhaftung drohte, floh er gegen Ende 1933 nach Prag. In der tschechischen Hauptstadt, einem Zentrum der deutschen Exilanten, traf er Lisa Eckstein, seine zukünftige Frau und Mitarbeiterin. Die ebenfalls aus Deutschland geflohene Sozialistin stammte aus einer jüdisch-ukrainischen Familie. Kurz nach ihrer Hochzeit mussten sie jedoch Prag verlassen und gelangten schliesslich auf vielen Umwegen nach Paris.

Da die Fittkos als Emigranten nach der deutschen Besetzung Frankreichs und dem Waffenstillstandsabkommen zwischen dem Dritten Reich und der Vichy-Regierung besonders exponiert waren, versuchten sie, das Land durch den unbesetzten Süden zu verlassen. Im August 1940 waren sie schon in Banyuls-sur-Mer, nicht weit von der spanischen Grenze, unterwegs nach Lissabon, als Varian Fry, ein amerikanischer Journalist, der Flüchtlinge in Marseille betreute, um ihre Hilfe bat. Trotz ihrer eigenen Gefährdung willigten die Fittkos sofort ein. Der sozialistische Bürgermeister von Banyuls, Azéma, zeigte Lisa einen alten Schmuggelpfad über die Pyrenäen, auf dem man unbeobachtet die Grenze überqueren konnte. Von September 1940 bis April 1941 führten Lisa und Hans Fittko zahlreiche Verfolgte, Intellektuelle, Schriftsteller und Künstler, viele von ihnen Juden, über diesen geheimen Weg, der als «Route F» bekannt wurde. Einer der ersten drei Flüchtlinge, die Lisa am 26. September 1940 über die Grenze brachte, war Walter Benjamin. Als ihm die spanische Polizei in Port Bou die Ausweisung androhte, beging Benjamin Selbstmord. Seine beiden Fluchtgefährten jedoch überlebten, wie zahlreiche andere, die Hans und Lisa Fittko über die Grenze schmuggelten.

Im Herbst 1941 verliessen schliesslich die Fittkos selbst – diesmal mit dem Zug – das für sie immer gefährlicher werdende Vichy-Frankreich. Sie reisten zunächst nach Kuba, wo sie einige Jahre blieben, bis sie sich in den USA niederlassen konnten.

Am 8. Februar 2000 erkannte Yad Vashem Hans Fittko als «Gerechten unter den Völkern» an.

Fleischer, Emil
Fleischer, Gabriele (Sr. Maria Monika)

Akte 9325

In den letzten Februartagen des Jahres 1945 wurde eine Kolonne von 2.000 jüdischen Frauen, die aus Auschwitz in das Konzentrationslager Lieberose evakuiert worden waren, auf einen «Todesmarsch» – wahrscheinlich in Richtung Bergen-Belsen – geschickt. Als sie an dem nahe liegenden Gut Hollbrunn (Brandenburg) ankamen, hatten die zu Tode erschöpften und von den SS-Leuten brutal behandelten Häftlinge schon kein Durchhaltevermögen mehr und schriegen vor Hunger. Als der Gutspächter, Emil Fleischer, für sie in der Küche Kartoffeln und Rüben kochen liess, beschimpften ihn die SS-Leute, er habe «Volksvermögen verschenkt». Sie verboten ihm jeden weiteren Kontakt mit den unglücklichen Frauen. Trotzdem gelang es einer von ihnen, der jugoslawischen Ärztin Ljubica Levi (geb. 1916), sich heimlich an ihn zu wenden. «Retten Sie mich, wir kommen alle weg!», flehte sie ihn an. Fleischer zögerte zunächst angesichts der Gefahr, wurde aber von seiner neunzehnjährigen Tochter Gabriele ermutigt: der Krieg sei sowieso bald zu Ende und sie könnten wenigstens ein Menschenleben retten.

Als Gabriele bald darauf den Stall betrat, in dem Levi und andere Gefangene unter scharfer SS-Bewachung untergebracht waren, bat die Ärztin sie, auch ihre Freundin zu retten. Gabriele zögerte nur einige Sekunden und stimmte kopfnickend zu. Beim Abmarsch der Kolonne blieben Ljubica und ihre Freundin Lili Goldenberger (geb. 1926) wie abgesprochen zurück und verbargen sich in einer Scheune. Fleischer und seine Tochter brachten ihnen heimlich Verpflegung. In den nächsten Tagen liess sich Fleischer bei der Polizei für sie Arbeitsausweise auf falsche Namen ausstellen. Die beiden Frauen gaben sich als versprengte Flüchtlinge aus, die ihre richtigen Ausweise verloren hatten. Damit aber war die Gefahr nicht vorbei. Durch Zufall entdeckte eine Hausangestellte die in Auschwitz eintätowierten Häftlingsnummern am Arm der Frauen und ihr Mann benachrichtigte die Polizei. Nur der Einmarsch der Roten Armee verhinderte einen Prozess vor dem Volksgerichtshof. Jetzt aber drohte eine neue Gefahr: Fleischer und seine Tochter wurden von den fanatisierten sowjetischen Truppen als ausbeutende Junker gefangengenommen. Dieses Mal drehten sich die Rollen um: Die ehemaligen Gefangenen retteten ihre Retter vor der Erschiessung, indem sie sich als Auschwitz-Überlebende zu erkennen gaben und über ihre Rettung berichteten.

Im Juni 1945 wurden Ljubica Levi und Lili Goldenberger nach Jugoslawien repatriert.

Am 16. Juli 2001 erkannte Yad Vashem Emil Fleischer und Gabriele Fleischer (Sr. Maria Monika) als «Gerechte unter den Völkern» an.

Lieselotte Flemming, die Frau eines Wehrmachtsmajors, war während des Krieges in Riga in Lettland Leiterin eines Heimes für Stabshelferinnen in den HKP-Werken (einer deutschen Firma zur Herstellung von Militärfahrzeugen). Dort lernte sie 1943 eine deutsche Jüdin namens Bertha Seifersfeld kennen, die ihr von der SS zur Arbeit zugewiesen wurde. Später stellte sich heraus, dass beide Frauen aus derselben Stadt, Nürnberg, stammten. Flemming hatte Mitleid mit ihrer Landsmännin, brachte ihr zu essen und teilte sogar ihre eigenen Lebensmittelrationen mit ihr. Als sie erfuhr, dass Berthas Ehemann ebenfalls bei der HKP arbeitete und sehr geschwächt war, begann sie, auch ihn zu versorgen.

Flemming wurde schliesslich von der SS gefasst und sollte vor ein Kriegsgesicht gestellt werden. Zur gleichen Zeit erhielt sie jedoch einen Notruf aus Nürnberg, dass ihr Haus bei einem Luftangriff zerstört worden sei. Die Wehrmacht intervenierte und sorgte dafür, dass sie heimgeschickt wurde. Ihr Ehemann hatte weniger Glück. Nachdem er denunziert worden war, weil er Gefangenen Essen zugesteckt hatte, beging er Selbstmord.

Nach dem Krieg wandte sich Lieselotte Flemming an verschiedene jüdische Organisationen, um herauszufinden, ob die Jüdin, die sie unter so grossem persönlichen Risiko mit Lebensmitteln versorgt hatte, noch am Leben war. Bertha Seifersfeld hatte den Krieg tatsächlich überlebt, aber ihr Mann war an Unterernährung gestorben.

Am 16. Februar 1984 erkannte Yad Vashem Lieselotte Flemming als «Gerechte unter den Völkern» an.

Elisabeth Flügge (geb. Uhrbach) wurde am 4. Februar 1895 in Hamburg geboren. Von 1926 bis 1938 unterrichtete sie an einer angesehenen Privatschule am Mittelweg in Hamburg, die viele jüdische Schüler hatte. Als es nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten für jüdische Schüler unmöglich wurde, an Schulausflügen teilzunehmen, da sich an vielen Orten die Kureinrichtungen, Hotels und Restaurants weigerten, Juden Zutritt zu gewähren, mietete Elisabeth Flügge für sie ein grosses Haus im Dorf Ollsen. Dort konnten die jüdischen Kinder unbeschwert die Ferien verbringen. Als Strafmassnahme für ihre «judenfreundliche» Haltung wurde die Lehrerin 1938 an eine Grundschule im heruntergekommenen Stadtteil St. Pauli versetzt. Sie liess sich jedoch nicht einschüchtern und fuhr bis 1939 weiterhin mit ihren jüdischen Schülern nach Ollsen. Im Unterschied zu vielen anderen Deutschen hatte sie nie irgendwelche Bedenken, sich öffentlich mit jüdischen Bekannten oder bei einer Hilfsmassnahme für sie sehen zu lassen. Sie kümmerte sich um ihre früheren jüdischen Schüler und deren Familien und hielt den Kontakt mit ihnen trotz Drohungen der Nationalsozialisten

aufrecht, bis sie auswanderten oder deportiert wurden. In einigen Fällen konnte sie eine Emigration durch ihre Auslandsbeziehungen vereinfachen. Einmal konnte sie sogar die Deportation der Mutter einer ihrer Schülerinnen verzögern, indem sie bei dem verantwortlichen Gestapo-Beamten intervenierte. Erstaunlicherweise stellte sich der Gestapo-Mann als durchaus anständiger Mensch heraus, der von der makabren Aufgabe, «Todeslisten für den Teufel» vorzubereiten, zutiefst angewidert war. Er wurde jedoch bald durch einen anderen ersetzt.

Im Juli 1943 verlor ein befreundeter jüdischer Arzt, der mit einer «Arierin» verheiratet war, sein Haus bei einem Bombenangriff. Flügge brachte das Ehepaar und dessen erwachsenen, als «Mischling» geltenden Sohn bis zum Ende des Krieges in ihrem Haus unter, ohne sich um die damit verbundene Übertretung der nationalsozialistischen Rassengesetze zu kümmern.

Nach dem Krieg nahmen Flügges ehemalige Schüler aus verschiedenen Teilen der Welt den Kontakt mit ihr wieder auf und luden sie 1953 zu einem Klassentreffen nach New York ein.

Am 19. Januar 1976 erkannte Yad Vashem Elisabeth Flügge als «Gerechte unter den Völkern» an.

Forsström, Lydia

Akte 1874

Die 1919 geborene Studentin Lydia Forsström war Mitglied der verbotenen Evangelischen Studentengemeinde. Sie wohnte in einer Einzimmerwohnung in der Luisenstrasse 67 in Berlin, in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstrasse. Irgendwann im Jahr 1943 wurde sie von befreundeten Quäkern mit einer jungen Jüdin bekannt gemacht (siehe zugehörigen Eintrag: Abegg, Elisabeth). Es handelte sich um Liselotte Pereles, eine jüdische Sozialfürsorgerin, die im Februar 1943 unter dem Namen Koch in den Untergrund gegangen war. Forsström, die Pereles nie zuvor getroffen hatte, nahm sie für eineinhalb Jahre in ihrer winzigen Wohnung auf und teilte ihre Lebensmittelrationen mit ihr. Sie unterstützte auch mehrere andere verfolgte Jüdinnen materiell und moralisch und riskierte in den letzten Monaten des Krieges ihr Leben, indem sie Nachrichten zwischen einer inhaftierten jüdischen Mutter und ihrem vierzehnjährigen «halb jüdischen» Sohn überbrachte.

Am 22. Oktober 1980 erkannte Yad Vashem Lydia Forsström als «Gerechte unter den Völkern» an.

Friedrich, Peter

Akte 3187

Peter Friedrich (geb. 26. August 1889), Sozialist und überzeugter Gegner der Nationalsozialisten, versteckte Ismar Reich und seine Mutter vom August 1943 bis zum Tag der Befreiung in seiner Laube am Stadtrand Berlins. Der Kontakt war durch Friedrichs unverheiratete Tochter Erika zustande gekommen. Reich

hatte sie in einer Wohnung getroffen, in der er Nahrungsmittel vom Schwarzmarkt tauschte bzw. kaufte und die beiden jungen Leute fühlten sich sofort zueinander hingezogen. Als Reich im August 1943 auf der Strasse von der Gestapo festgenommen wurde, wandte sich seine Mutter Rosa an Erika Friedrich, die dafür sorgte, dass sie in der Gartenlaube ihrer Eltern in der Laubenkolonie Kühler Grund am Alpensteg 36 Zuflucht fand. Bald tauchte auch ihr Sohn auf, der wie durch ein Wunder im letzten Augenblick vor der Ankunft des Deportationszuges in Auschwitz entkommen war.

Die Laube der Friedrichs bestand aus einer Küche, einem Wohnraum, einem Schlafzimmer, einer kleinen Nische mit eingebautem Kübel als Toilette und einem Kaninchenstall. Die schon älteren Friedrichs, beide Ende fünfzig, und ihre beiden unverheirateten Töchter bewohnten das Schlafzimmer, Frau Reich schlief auf einem Sofa im Wohnraum, ihr Sohn auf einem zusammenklappbaren Liegestuhl – was ideal war, wenn sie schnell verschwinden mussten. Im Kaninchenstall wurde umgehend eine Zwischenwand eingezogen, die sowohl ein Versteck vor Besuchern als auch im Winter eine weitere Isolierung bot. Niemand ausser den Friedrichs wusste von den beiden zusätzlichen Bewohnern und Reich und seine Mutter wagten sich nie nach draussen. Im Oktober 1944 bekam Erika Friedrichs ein uneheliches Kind, die Folge ihrer verbotenen Liebesbeziehung zu Reich. Nach der Befreiung stand für Reich fest, dass er mit seiner Mutter Deutschland verlassen und in die Vereinigten Staaten auswandern würde, doch Erika wollte sich auf keinen Fall von ihrer Familie und ihrer Heimat trennen. Daher trennten sich ihre Wege. Erika verstarb kaum drei Jahre später, ihr Kind wurde von den deutschen Grosseltern aufgezogen. Reich hielt den Kontakt zu seinen Wohltätern (und Verwandten) auch aus der Ferne aufrecht. Peter Friedrich starb 1967 in Berlin.

Am 16. Juli 1985 erkannte Yad Vashem Peter Friedrich als «Gerechten unter den Völkern» an.

Fritsch, Otto Ernst

Akte 0275

Der Maler Otto Ernst Fritsch, ein langjähriger Gegner des nationalsozialistischen Antisemitismus, hatte vor 1933 der SPD angehört. Nach der «Reichskristallnacht» im November 1938 drängte Fritsch sich bei einer öffentlichen Veranstaltung in Berlin-Charlottenburg ans Rednerpult und protestierte lautstark gegen die gewalttätigen Vorgänge. Dieser Auftritt löste einen Tumult aus, mehrere Parteimitglieder wollten sich auf ihn stürzen, aber Freunde konnten ihn in Sicherheit bringen. Nachdem Fritsch einige Wochen versteckt gelebt hatte, beschloss er Anfang 1939, sich durch eine freiwillige Meldung zur Luftwaffe zu retten.

Im Frühjahr 1943 war Fritsch auf Fronturlaub in Tirol. Er erholte sich von Verletzungen, die er davongetragen hatte, als französische Widerstandskämpfer den Zug angriffen, in dem er unterwegs war. Der Gestapo-Leiter des Gaues Tirol-Vorarlberg, Werner Billiges, war ein fanatischer Nazi. Begierig, seinen Gau für

«judenrein» zu erklären, befahl er – in Überschreitung seiner Befugnisse – die Deportation aller in «Mischehe» lebenden jüdischen Frauen nach Auschwitz. Fritsch erfuhr von seinen Eltern, dass sich eine Freundin der Familie aus Innsbruck, Josephine Willerth, unter den verhafteten Frauen befand. In voller Unteroffiziersuniform marschierte er geradewegs in die Büros des Polizeipräsidenten von Innsbruck und des Stellvertretenden Gauleiters, das Vorzimmerpersonal schob er einfach beiseite. Beim Gauleiter selbst gelangte er jedoch mit dieser Dreistigkeit nicht zum Ziel. Fritsch drohte, Hilliges wegen rechtswidriger Massnahmen vor ein Parteigericht zu bringen, und berief sich darauf, dass Hitler selbst angeordnet hätte, in «Mischehe» lebende Jüdinnen zu schützen. Die Gestapo dagegen versuchte, Fritsch mittels falscher Anschuldigungen in ihre Hände zu bekommen, aber zu dieser Zeit schützte ihn noch sein Rang als Luftwaffenangehöriger. Erst als die Vorgänge in Tirol über einen Londoner Militärsender verbreitet wurden, half nichts mehr. Fritsch wurde von der Gestapo verhaftet, schwer gefoltert und als «Judenfreund» eingestuft – ein gefährlicher Vorwurf in Nazi-Deutschland. Die Deportation der Jüdinnen aus Tirol und Vorarlberg wurde kurze Zeit später von übergeordneten Dienststellen gestoppt.

Am 18. Februar 1975 erkannte Yad Vashem Otto Ernst Fritsch als «Gerechten unter den Völkern» an.

Fröhlich, Gertrud

Akte 8587

Anfang des Jahres 1945 floh Gertrud Fröhlich (geb. 1908) mit ihren Kindern aus Breslau (heute Wroclaw in Polen) zu ihrem Vater in Dörnhau in Niederschlesien (heute Kolce in Polen). Ihr Ehemann war an der italienischen Front vermisst.

Eines Morgens im März 1945 entdeckte sie mit Entsetzen, dass vor ihrer Haustür eine gespenstische Gestalt stand – ausgemergelt, in einer gestreiften Gefangenenuniform, mit einer über den Kopf geschlagenen Decke. Der Fremde war Abraham Kaiser aus Łódź, der nach der Inhaftierung in verschiedenen anderen Konzentrationslagern in das Lager in Dörnhau gelangt war. Er flehte die deutsche Frau an, ihn zu verstecken. Nach anfänglichem Zögern brachte Gertrud Fröhlich Kaiser bis zum Einmarsch der Russen in ihrem Keller unter, obwohl sie für ihre kleinen Kinder zu sorgen hatte. Er blieb bis August oder September 1945 in ihrem Haus, dann kehrte er nach Łódź zurück.

1947 liess sich Kaiser in Israel nieder, blieb aber in Kontakt mit seiner Retterin. Er besuchte sie 1965 in ihrem Wohnort in der DDR.

Am 8. November 1999 erkannte Yad Vashem Gertrud Fröhlich als «Gerechte unter den Völkern» an.

Kurt (geb. 22. November 1908 in Leipzig) und Herta (geb. 21. Mai 1908) Fuchs lebten in Oberpoyritz, einem kleinen Dorf am Rand von Dresden. Die kinderlosen Eheleute waren in den letzten Kriegsjahren Ende dreissig. Kurt Fuchs, ein Sanitäter, war wegen seiner schwächlichen Gesundheit vom Militärdienst freigestellt. In den letzten Tagen des Dritten Reiches, ungefähr von Mitte April 1945 bis zum Einmarsch der Russen im Mai, versteckten die Fuchsens in einer Laube in ihrem Garten drei polnische Juden: Roman Halter, Abraham Sztaijer und Josef (laut Häftlingstransportliste: Adam) Szwajcer.

Die drei Juden gehörten zu einem Arbeitskommando von rund 500 jüdischen KZ-Insassen, die einer Munitionsfabrik in der Schandauer Strasse 68 in Dresden zugeteilt waren. Am 13. Februar 1945 wurde die Fabrik bei dem grossen Luftangriff auf die Stadt getroffen und irreparabel beschädigt. Die jüdischen Überlebenden wurden zunächst bei der gefährlichen Trümmerräumung eingesetzt und dann aus Dresden hinaus nach Süden getrieben. In der dritten Nacht des Marsches konnten einige von ihnen entkommen. Zurück in Dresden, wandten sich Sztaijer und Szwajcer an einen früheren Arbeitsleiter, einen deutschen Zivilisten, der sie zum Haus von Herta und Kurt Fuchs schickte. Einige Tage später stiess der siebzehnjährige Halter zu ihnen. Sie gaben sich offiziell als polnische Fremdarbeiter aus, aber das Ehepaar Fuchs war sich über ihre jüdische Identität im Klaren.

Nach dem 9. Mai, dem Tag der deutschen Kapitulation, wurde das Verhalten der Fuchsens im Dorf weithin bekannt, und die Eheleute sahen sich Verfolgungen durch den antisemitischen Bürgermeister und andere örtliche Nationalsozialisten ausgesetzt, weil sie geflüchteten Juden geholfen hatten. In der Nacht des 12. Mai, drei Tage nach der Kapitulation, erschoss ein faschistisches Hinrichtungskommando Kurt Fuchs und den jüdischen Flüchtling Szwajcer. Sztaijer, der ebenfalls anwesend war, konnte entkommen. Halter, der dritte Flüchtling, hatte sich zehn Tage zuvor auf den Weg gemacht, um – vergeblich – nach überlebenden Verwandten in Polen zu suchen.

Die Witwe, Herta Fuchs, lebte nach dem Krieg in der DDR. Nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten konnte sie den jüngeren Überlebenden, Roman Halter, ausfindig machen, der sich in England niedergelassen hatte.

Am 2. April 1995 erkannte Yad Vashem Kurt und Herta Fuchs als «Gerechte unter den Völkern» an.

Die junge Kriegerwitwe Elli Fullmann verliess einige Monate vor Kriegsende ihre massiv bombardierte Heimatstadt Hamburg und fand mit ihren vier Kindern Zuflucht in Zschopau in Sachsen, einer Kreisstadt ungefähr 17 Kilometer von

Chemnitz entfernt. Drei Wochen, zwischen dem 16. April und dem 8. Mai 1945, verbarg sie in ihrer Wohnung die Jüdin Odette Spingarn, die in der nahegelegenen Fabrik für Flugzeugmotoren Zwangsarbeit geleistet hatte und von einem Evakuierungszug zum KZ Flossenbürg gesprungen war. Fullmann, die die entflozene Gefangene nie zuvor gesehen hatte, wurde von einem ihr bekannten nicht-jüdischen Zwangsarbeiter gebeten, sie zu verstecken. Sie brachte sie in einem der Kinderzimmer unter und teilte die kargen Lebensmittelrationen der Familie mit ihr. Als sie sah, wie ausgemergelt das jüdische Mädchen war, weinte sie und konnte nur sagen: «Ich schäme mich so für das, was man Dir angetan hat.» Sie blieb unnachgiebig in ihrer Ablehnung jeglichen Dankes, sowohl vor als auch nach der Befreiung, da sie der Meinung war, sie habe nur getan, was «normal» sei.

Am 6. Juli 1981 erkannte Yad Vashem Elli Fullmann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Gaebler, Gaby
Gaebler, Wolfgang
Stoll, Eva
Stoll, Walter

Akte 1802

Die Gaeblers – Mutter Gaby, Tochter Eva und Sohn Wolfgang – lebten in der Laubenheimer Strasse, einer Künstlerkolonie in Berlin-Wilmersdorf. Die Familie hatte viele jüdische Freunde, von denen die meisten nach Hitlers Machtübernahme emigrierten. Nach Kriegsausbruch arbeitete die einundzwanzigjährige Eva Gaebler als Kostümbildnerin am Stadttheater von Lublin im besetzten Polen. Im Kostümlageraum war die Jüdin Irena Szipiaski, eine ehemalige Lehrerin, beschäftigt. Die beiden jungen Frauen wurden Freundinnen.

Als im März 1942 die Deportation der Lubliner Juden begann, schickte der polnische Theaterdirektor nach einem vorher abgesprochenen Plan die jüdische Lehrerin zu ihrer deutschen Freundin, die sich mittlerweile in Warschau niedergelassen hatte. Eva Gaebler empfing Irena Szipiaski herzlich. Sie besorgte ihr einen polnischen Personalausweis und schickte sie als polnische Fremdarbeiterin nach Deutschland, wo sie als private Pflegerin arbeiten sollte. Als Szipiaski – alias Irena Kowalska – jedoch in Berlin ankam, wurde ihr die Arbeit als Pflegerin nicht erlaubt. Stattdessen wurde sie in einem Zwangsarbeitslager für Fremdarbeiter inhaftiert. An diesem Punkt griff Evas Familie in Berlin – ihre Mutter Gaby und ihr siebzehnjähriger Bruder Wolfgang – ein. Sie besuchten Kowalska im Lager, brachten ihr regelmässig Lebensmittel und Zigaretten, und holten sie jeden Sonntag zu Ausflügen aus dem Lager ab. Dabei war ihnen ihre wirkliche Identität bekannt.

Im Heim der Gaeblers traf Szipiaski-Kowalska auch den Schauspieler Walter Stoll, Eva Gaeblers späteren Ehemann. Dieser war sich ebenfalls darüber im Klaren, dass es sich bei der jungen Fremden um eine Jüdin handelte und wurde so

Teil der Verschwörung. Wäre die jüdische Identität von Sziplaski-Kowalska aufgedeckt worden, wären wohl alle vier in einem Konzentrationslager inhaftiert worden. Die Gaeblers versteckten jedoch in ihrem Haus auch noch mehrere Monate lang einen deutsch-jüdischen Schauspieler namens Martin Rosen. Er liess sich später in der DDR nieder.

Am 24. März 1980 erkannte Yad Vashem Gaby und Wolfgang Gaebler sowie Eva und Walter Stoll als «Gerechte unter den Völkern» an.

Garzke-Israelowicz, Elise

Akte 10219

Der am 4. März 1877 geborene Isaak Grünberg und seine «arische» Frau Frieda entschlossen sich im Jahr 1940, sich pro forma scheiden zu lassen, als die Nazis ihnen mit der Schliessung ihres Berliner Konfektionsbetriebs drohten. So konnte Frieda den Betrieb erhalten und die Familienexistenz bewahren. Dafür verlor aber Grünberg den Schutz der «Mischehe» und sollte im Frühling 1942 deportiert werden. In dieser Lage bat ihm Elise Israelowicz (geb. Paulick, geb. am 15. Juni 1906 in Schwedt/Oder), die «arische» Witwe seines im Dezember 1941 verstorbenen jüdischen Freundes Richard Israelowicz, Unterschlupf, um ihn vor dem Zugriff der Gestapo zu schützen. Elise Israelowicz lebte damals mit ihrem achtzehnjährigen Sohn Hans in einer kleinen Wohnung in der Brunnerstrasse 63 in Berlin-Wedding. Grünberg hielt sich bei ihr vom Mai 1942 bis Mai 1943 versteckt. Er kam jeden Abend in die Wohnung und verliess sie am Morgen wieder. Die Toilette durfte er nicht benutzen, damit die Nachbarn keinen Verdacht schöpften. Die Lebensmittelversorgung übernahm seine geschiedene Frau Frieda. Gegen Ende Mai 1943 verliess Grünberg aus unbekanntem Gründen die Wohnung von Israelowicz. Von da ab bis zum Ende des Krieges lebte er immer wieder abwechselnd bei verschiedenen Bekannten.

Am 28. Februar 2004 erkannte Yad Vashem Elise Garzke-Israelowicz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Gehre, Karl Max Otto Gehre, Auguste Minna

Akte 3984

Karl Gehre wurde am 23. August 1897 in Berlin geboren, seine Frau Auguste (geb. Liekfeldt) am 2. Oktober 1898 in Altwarp in Pommern. Als Arbeiterfamilie am Kottbusser Ufer in Berlin waren die Gehres lange Jahre Patienten des jüdischen Arztes Dr. Arthur Arndt. Besonders dankbar waren sie ihm für die Behandlung ihrer Tochter, als diese an Diphtherie erkrankt war. Im Januar 1943, auf dem Höhepunkt der Deportation der Berliner Juden, boten die Gehres Dr. Arndt Zuflucht in ihrer kleinen Wohnung an und versteckten ihn bis zum Ende des Krieges in einer Vorratskammer. Auguste Gehre war darüber hinaus behilf-

lich, Verstecke für Angehörige des jüdischen Arztes zu finden (siehe zugehörige Einträge: Köhler, Max und Clara; Schulz, Gustav und Anni) und teilte mit ihnen die kargen Lebensmittelkarten, die ihrer Familie ausgestellt wurden. Die Gehres verlangten und erhielten nie eine materielle Entschädigung für das Risiko, das sie auf sich genommen hatten. Nach dem Krieg lebten sie in Glens Falls, New York, in den Vereinigten Staaten.

Am 13. Oktober 1988 erkannte Yad Vashem Karl Max Otto und Auguste Minna Gehre als «Gerechte unter den Völkern» an.

Gerbrandt, Gustav Gerbrandt, Klara Gerbrandt, Christl

Akte 4507

Das Dorf Steegen (polnisch Stegna), unweit von Danzig, in dem die Gerbrandts einen grossen Bauernhof besaßen, war Teil des Komplexes von Stutthof. Das KZ Stutthof war berüchtigt für die «Todesmärsche», bei denen tausende von evakuierten Gefangenen in der letzten Phase des Krieges brutal ermordet wurden. Im Winter 1945 beherbergten die Gerbrandts ein jüdisches Mädchen und seine kranke Mutter, die es geschafft hatten, einem solchen «Todesmarsch» nach Dachau zu entkommen.

Als Christl, die Tochter des Hofbesitzers, sie fand, war es bereits dunkel. Die jüdischen Frauen lagen am vereisten Strassenrand, die Hilferufe der Tochter zerrissen die Stille der Nacht. Christl brachte sie auf den Hof ihrer Familie in Steegen, wo sie ein Dach über dem Kopf, warme Kleidung, Nahrung und eine neue Identität erhielten, die sie vor den SS-Schergen schützen sollte. Die Überlebenden, Chaya Feigin (geb. Baran), ihre Mutter und ein drittes jüdisches Mädchen, blieben von Januar bis Mai 1945 auf dem Hof. Auch der Sohn der Gerbrandts, der als Mitglied der SS oder SA eine Naziuniform trug, verriet das Geheimnis nicht.

Erwähnenswert sind die ungewöhnlichen Umstände, unter denen die Gerbrandts für die Anerkennung als «Gerechte unter den Völkern» vorgeschlagen wurden. Chaya Feigin berichtete die dramatische Geschichte ihrer Flucht in einer Radiosendung in Israel im Juni 1989, doch sie konnte sich nur noch an den Vornamen des deutschen Mädchens erinnern – Christl – und an den Namen des Dorfes. Die Produzentin der Sendung, Etti Pollak, wandte sich um Hilfe an Ulrich W. Sahn, den Korrespondenten etlicher deutscher Zeitungen in Israel. Durch einen glücklichen Zufall las Anneliese Bogg aus Börwang in Süddeutschland den Artikel, den Sahn in Deutschland veröffentlichte; sie war die Tochter von früheren Angestellten auf dem Hof der Gerbrandts. Sie wandte sich sofort an ihre Eltern, die die Geschichte bestätigen und die fehlenden Informationen geben konnten. Die Gerbrandts selbst sind nach dem Krieg verstorben; soweit bekannt ist, haben sie keine Nachkommen.

Am 29. Januar 1990 erkannte Yad Vashem Gustav, Klara und Christl Gerbrandt als «Gerechte unter den Völkern» an.

Der Zahnarzt Severin Gerschütz aus Stadtlauringen und seine Ehefrau Anastasia waren gläubige Katholiken und entschiedene Gegner des Nationalsozialismus und seiner rassistischen Ideologie. Sie pflegten enge und freundschaftliche Beziehungen zu der einzigen jüdischen Familie im Ort – den Hirschbergers – noch lange nach Hitlers Machtübernahme. Als nach 1941 den Hirschbergers und ihren Verwandten im nahegelegenen Schweinfurt, den Weils, die Deportation bevorstand, deponierten sie ihre wertvollsten Erinnerungsstücke bei Familie Gerschütz. Unter diesen



Umständen lernten die Gerschützens eine entfernte Verwandte ihrer jüdischen Nachbarn, Irene Schmalenbach, und deren Tochter Eva, kennen.

Als Witwe und Tochter eines «Ariers» schienen Irene und Eva Schmalenbach vor einer Deportation sicher zu sein und Familie Gerschütz beabsichtigte, ihnen die Erinnerungsstücke der deportierten Juden zu übergeben. Der erste Kontakt entwickelte sich zu einer freundschaftlichen Beziehung und führte zum gegenseitigen Austausch von Geschenken. Als Irene Schmalenbach 1943 die Deportation drohte, beschlossen Mutter und Tochter, in den Untergrund zu gehen, und sie suchten und fanden Zuflucht im Haus der Gerschützens in Stadtlauringen. Da die längere Anwesenheit einer jungen, nicht erwerbstätigen Frau in dem kleinen Ort jedoch zu viel Aufmerksamkeit erregt hätte, beschloss Eva, sich nach einem anderen Versteck umzusehen. Ihre Mutter blieb. Als im Oktober 1943 eine Volkszählung durchgeführt wurde, musste sie für einige Tage zu Freunden nach München ausweichen. Dort entwickelte sie einen Plan, zusammen mit ihrer Tochter über die Schweizer Grenze zu fliehen. Der Versuch scheiterte jedoch; die beiden Frauen wurden von den Grenzwachern festgenommen und der Gestapo übergeben. Irene Schmalenbach wurde nach Auschwitz deportiert, wo sie im Mai 1944 starb. Ihre «halbjüdische» Tochter Eva konnte Weihnachten 1943 aus dem Gefängnis fliehen und wandte sich noch einmal um Hilfe an die Familie Gerschütz.

Diese nahmen sie ohne Umstände auf, obwohl ihre Flucht aus dem Gefängnis die Situation noch gefährlicher als vorher gemacht hatte. Einige Zeit später wurde Eva ohne Papiere im Zug aufgegriffen und bis zum Ende des Krieges im KZ Ravensbrück interniert. Nach ihrer Befreiung lebte sie noch ein Jahr bei den Gerschützens, die sie wie eine Tochter behandelten.

Am 14. Oktober 1985 erkannte Yad Vashem Severin und Anastasia Gerschütz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Gölz, Richard Gölz, Hildegard

Akte 5039

Richard Gölz (geb. 1887), der Initiator und Leiter der Bewegung zur Renaissance der Evangelischen Kirchenmusik und Autor des «Chorgesangbuchs» von 1934, amtierte zwischen 1935 und 1945 als Pfarrer in Wankheim/Württemberg. In dieser Funktion leistete er verfolgten Juden Hilfe und bot ihnen Zuflucht in seinem Haus. Einer der Juden war Max Krakauer, der im Herbst 1943 vier Wochen im Haus der Golzens lebte (siehe zugehörige Einträge: Dilger, Alfred und Luise; Goes, Elisabeth; Mörike, Otto und Gertrud; Stöffler, Eugen, Johanna und Ruth). Krakauer half bei der Ernte und nahm an den von Gölz geleiteten Andachtsübungen teil. Dr. Hermann Pineas, ein jüdischer Arzt aus Berlin, war ein weiterer Flüchtling, der in Golzens Haus willkommene Aufnahme fand. Sein Aufenthalt hatte jedoch für seinen Retter tragische Folgen. Nachdem Pineas weitergezogen war, wurde Gölz bei der Gestapo denunziert und verhört. Kurz vor Weihnachten 1944 wurde er verhaftet und in Welzheim, einem Zwangsarbeitslager nordöstlich von Stuttgart, inhaftiert.

Nach seiner Befreiung am 18. April 1945 kehrte Gölz als völlig veränderter Mann aus Welzheim zurück. Er sprach nie von seinen Erlebnissen dort, war aber innerlich wie verwandelt. Sein Schmerz wurde noch gesteigert durch den Tod seines Sohnes Gottfried, der im letzten Kriegsjahr bei einem Unfall beim Test eines U-Boots starb. Gölz liess sich vom Gemeindedienst beurlauben und beabsichtigte eine radikale Umgestaltung des Evangelischen Gebetsbuches. Als seine Bemühungen zu nichts führten, trat er zur Russisch-Orthodoxen Kirche über. 1958 emigrierte er als russisch-orthodoxer Priester im Ruhestand in die Vereinigten Staaten. Er starb in Milwaukee/Wisconsin.

Am 5. November 1991 erkannte Yad Vashem Richard und Hildegard Gölz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Görner, Theodor

Akte 0387

Theodor Görner (geb. 1884), Besitzer der Druckerei «Görner-Druck» in der Rosenthaler Strasse 26 in Berlin, war für seine sozialistischen Überzeugungen und seine Opposition zu den Nationalsozialisten bekannt. Anfang der 1920er Jahre hatte er der KPD angehört, sich aber Ende 1922 von der Politik zurückgezogen. Nach Hitlers Machtübernahme brachte er seine antifaschistischen Ansichten oft vor Mitarbeitern und Kunden zum Ausdruck und weigerte sich, den Hitlergruss zu benutzen oder auch nur zu erwidern. Während er Sammlungen für nationalsozialistische Zwecke in seinem Betrieb nicht zuließ, nahm er weiterhin Aufträge von der Jüdischen Gemeinde an und führte sie aus – in einer Zeit, da die meisten Deutschen nicht länger wagten, mit Juden in Verbindung zu treten oder Geschäfte mit ihnen zu machen.

1942/43 schickte die Jüdische Gemeinde eine «illegale» Jüdin, Frau Deutschkron, zu Görner (siehe zugehörige Einträge: Gumz, Emma; Holländer, Lisa; Münzer, Klara; Rieck, Walther; Schwarz, Käthe; Weidt, Otto). Er beschäftigte

sie in der Setzerei, ohne irgendwelche Fragen zu stellen. Darüber hinaus gab er ihr einen erfundenen Namen und versorgte sie jeden Monat mit Lebensmittelkarten. Das ging so bis Mitte 1944. Dann wurde Görner als Strafmassnahme für ein Protestschreiben verhaftet, das er bei den Behörden wegen der Diskriminierung seiner «halbjüdischen» Adoptivtochter in der Schule eingereicht hatte. Der Vater des Mädchens war «in den Osten» deportiert worden und Görner hatte sie – wie er 1944 schrieb – adoptiert, um dieses Verbrechen wieder gutzumachen. Seine Tochter Hanni fand heraus, wohin er nach seiner Verhaftung gebracht worden war und erreichte mit Hilfe eines SS-Mannes seine Freilassung. Er musste jedoch eine Geldstrafe von 5.000 Reichsmark zahlen und eine Erklärung unterschreiben, dass jede weitere Demonstration von «judenfreundlichem Verhalten» schwere Strafen nach sich ziehen und zu seiner Einlieferung in ein Konzentrationslager führen würde.

Als man ihn viele Jahre später über seine Motive befragte, weigerte sich Görner, ins Detail zu gehen, und begnügte sich mit einem Hinweis auf Matthäus 6,3 («Wenn du aber Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut»). Er fügte noch knapp hinzu, «dass der Kategorische Imperativ – um mit Kant zu reden – mir als Atheisten und Weltbürger so zu handeln, wie getan, gebot.»

Am 26. August 1967 erkannte Yad Vashem Theodor Görner als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Mitte und Tiergarten (= Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, Bd. 8), Berlin 1994, S. 338.

Goes, Elisabeth

Akte 5074

Elisabeth Goes, die junge Ehefrau eines evangelischen Pfarrers und Mutter von drei Kindern, gehörte der «Sozietät der Christlichen Nächstenliebe» an, einer christlichen Wohlfahrtsorganisation, die sich der Hilfe für Verfolgte, besonders Juden, widmete. In Württemberg hatte die Sozietät die Form eines losen Netzwerkes von Pfarrern der Bekennenden Kirche, die es sich in den letzten Kriegsjahren zur Aufgabe machten, Juden auf der Flucht Unterschlupf zu gewähren. Im Herbst 1944 versteckte Goes, die mit ihren drei Kindern allein in dem kleinen Dorf Gebersheim lebte – ihr Ehemann war bei Kriegsbeginn



eingezogen worden –, das jüdische Ehepaar Ines und Max Krakauer fünf Wochen lang in ihrem Heim. Nur ein Bauer, der ihnen Lebensmittel brachte, wusste um das Geheimnis. Der Ortsvorsteher und die Polizei stellten keine Fragen. Einmal gab es angstvolle Augenblicke, als nachts ein Auto vor dem Haus hielt, aber nach einiger Zeit fuhr der Wagen weiter und es geschah nichts. Die Krakauer erregten keine Aufmerksamkeit. Wenn Besucher kamen, verschwanden sie sofort in ihrem Zimmer. Nach fünf Wochen begleitete Elisabeth Goes sie durch die Wälder zu ihrem nächsten Versteck (siehe zugehörige Einträge: Dilger, Alfred und Luise; Gölz, Richard und Hildegard; Mörike, Otto und Gertrud; Stof fier, Eugen, Johanna und Ruth).

Am 5. November 1991 erkannte Yad Vashem Elisabeth Goes als «Gerechte unter den Völkern» an.

Graebe, Hermann Friedrich

Akte 0116

Hermann Friedrich Graebe wurde am 19. Juni 1900 in Gräfrath, einer kleinen, überwiegend katholischen Stadt nahe Solingen im Rheinland geboren. Er war der älteste Sohn eines armen evangelischen Ehepaars: Sein Vater war Weber und seine Mutter trug zum Familieneinkommen bei, indem sie als Hausgehilfin arbeitete. Nach seinem Schulabschluss absolvierte Hermann eine Ausbildung als Ingenieur und legte seine staatlichen Prüfungen kurz nach seiner Eheschliessung 1924 ab.

1931 trat Graebe der NSDAP bei. 1934 verliess er die Partei wieder, nachdem er bei einer öffentlichen Versammlung mit dem lokalen Gauleiter mutig die Arierisierungskampagne kritisiert hatte, die die Nationalsozialisten gegen jüdische Unternehmen durchführten. Nach diesem Zwischenfall wurde er von der Gestapo festgenommen und mehrere Monate lang in Essen inhaftiert. Schliesslich wurde er ohne Verfahren wieder freigelassen.

Von 1938 bis 1941 arbeitete Graebe für die Solinger Baufirma «Josef Jung» am Bau des «Westwalls» an der deutschen Westgrenze mit. Seine «kriegswichtige» Arbeit bewahrte ihn nach Kriegsausbruch vor einer Einberufung. Im Sommer 1941, kurz nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, wurde Graebe vom Hauptquartier der Organisation Todt in Berlin angewiesen, sich in den Büros der Reichsbahnverwaltung in Lwiw zu melden. Seine Aufgabe wurde es, Bautrupps zu organisieren, um Schienenstränge zu bauen und zu erneuern, die für die Aufrechterhaltung der Bahnverbindungen in der Ukraine unerlässlich waren. Im September 1941 kam Graebe in Zdolbunow an und errichtete dort sein Zentralbüro, danach gründete er Zweigstellen überall in Wolhynien und der sowjetischen Ukraine. Die jüdischen Arbeitskräfte, die von der Firma «Josef Jung» beschäftigt wurden, umfassten etwa 5.000 Männer und Frauen.

Als grosser Zivilunternehmer mit weitreichenden Verbindungen in der ganzen Ukraine musste Graebe Zeuge der Gräueltaten werden, die die Deutschen und ihre ukrainischen Helfershelfer an der schutzlosen jüdischen Bevölkerung

beginnen. Am 5. Oktober 1942 war er bei der Massenerschiessung auf dem Flugfeld nahe Dubno zugegen und sah, wie 5.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder nackt entlang vorher ausgehobener Gräben aufgereiht und von SS-Erschiessungskommandos kaltblütig ermordet wurden. Nach dem Krieg wurde sein anschaulicher Bericht über die grauenhaften Szenen, die er in Dubno und an anderen Orten in der Ukraine beobachtet hatte, Teil des Beweismaterials bei den Nürnberger Prozessen, in denen er für die Anklage aussagte.

Graebe konnte sich jedoch nicht damit abfinden, stummer Beobachter unbeschreiblicher Verbrechen zu sein. Angetrieben von einer masslosen moralischen Empörung begann er, gegen den vom deutschen Besatzungsregime entfesselten Völkermord an den Juden Wolhyniens anzugehen. Dabei zögerte er nicht, seine Position und seinen Besitz einzusetzen und schliesslich sogar sein eigenes Leben zu riskieren.

Bei seinen Bemühungen, Juden aus der Vernichtungsmaschinerie der Nazis zu retten, konnte Graebe seine offizielle Stellung als Vertreter der Firma «Josef Jung» ausnutzen. Indem er darauf hinwies, dass er «kriegswichtige» Arbeiten durchführe, gewann er Einfluss auf Georg Marschall, den deutschen Gebietskommissar für Zdolbunow und Rowne, und seine Untergebenen. Um eine möglichst grosse Zahl von Juden beschäftigen zu können, beantragte und übernahm Graebe bewusst mehr Aufgaben und Verträge, als seine Firma bewältigen konnte. Er scheute dann keine Mühe, um seine jüdischen Arbeitskräfte und ihre Familien zu beschützen. Im Juli 1942 erfuhr er durch seine Wehrmachtsverbindungen von einer bevorstehenden Vernichtungsaktion gegen die Juden von Rowne, wo 112 Juden aus den Ghettos von Ostrog, Mizocz und Zdolbunow für ihn arbeiteten. Er liess sich vom stellvertretenden Gebietskommissar einen «Schutzbrief» ausstellen und eilte nach Rowne, wo er mit der Waffe in der Hand die Freilassung von 150 Juden durchsetzte. Es war der letzte Moment: Die ukrainischen Polizisten waren schon dabei, die Ghettoinsassen zum Deportationszug zu treiben. Graebe brachte die Geretteten zu Fuss nach Zdolbunow in Sicherheit.

Als die Deutschen einige Monate später die Juden von Zdolbunow in einem Ghetto internierten und begannen, sie zu deportieren, versorgte Graebe 25 Arbeiter mit gefälschten «arischen» Ausweisen. Dann brachte er sie nach und nach in seinem eigenen Wagen zu der weit entfernten «Firmenniederlassung» in Poltawa, hunderte von Kilometern östlich. Die Niederlassung Poltawa war eine reine Erfindung: Graebe hatte sie eingerichtet und unterhielt sie auf seine eigenen Kosten zu dem einzigen Zweck, eine Zuflucht für seine jüdischen Arbeiter zu haben. Bei dem Vormarsch der Roten Armee konnte die Gruppe auf die russische Seite der Front entkommen. Unter den auf diese Art Geretteten waren unter anderem Tadeus Glass mit seiner Frau und seinem Sohn; Albina Wolf und ihre Tochter Lucia; Barbara Faust und Kitty Grodetski. Wenn der Wagen an einem der zahlreichen Posten auf der Strasse nach Poltawa kontrolliert worden wäre, hätte das das Ende für den Helfer und für die Flüchtlinge bedeutet.

Im Laufe der Zeit erweckten Graebes unprofitable Arbeitsweise und seine ungewöhnlichen Praktiken das Misstrauen seiner Vorgesetzten in Solingen.

Sie wollten ihn zurückrufen lassen und wegen Veruntreuung vor Gericht stellen. Nach dem Zusammenbruch der deutschen Front im östlichen Polen wandte sich Graebe mit seiner jüdischen Bürobelegschaft zunächst nach Warschau und von dort ins Rheinland. Im September 1944 flüchtete er mit ungefähr zwanzig seiner Schützlinge zu den Amerikanern, denen er noch wertvolle strategische Hinweise bezüglich des Westwalls geben konnte.

Von Februar 1945 bis zum Herbst 1946 arbeitete Graebe eng mit der amerikanischen Armeeabteilung zur Verfolgung von Kriegsverbrechen zusammen und half bei der Vorbereitung der Nürnberger Anklageschriften wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die von Deutschen in Wolhynien begangen worden waren. Er war der einzige Deutsche, der bei den Nürnberger Prozessen für die Anklage aussagte. Nachdem er mehrere Morddrohungen erhalten hatte, beschloss Graebe 1948, in die USA auszuwandern. Bald nachdem er sich mit seiner Familie in San Francisco niedergelassen hatte, nahm er jedoch seine Bemühungen wieder auf, deutsche Kriegsverbrecher in der Bundesrepublik Deutschland ihrer Strafe zuzuführen. Graebes unermüdliche Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit war ein Stachel im Fleisch der deutschen Nachkriegsgesellschaft und machte ihn beim Establishment der Bundesrepublik zu einem unerwünschten Störenfried.

Am 23. März 1965 erkannte Yad Vashem Hermann Friedrich Graebe als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Spector, Shmuel: The Holocaust of Volhynian Jews, 1941-1944, Jerusalem 1990.

Groos, Walter

Akte 5871

1944 versetzte die Firma «Josef Riepel» Walter Groos, einen fünfundvierzigjährigen Ingenieur aus Augsburg, als Bauleiter auf eine ihrer Baustellen in Oberottmarshausen nahe Landsberg am Lech. Die Baufirma war eines der wichtigsten Privatunternehmen, die mit dem KZ Kaufering, einem Aussenlager des KZ Dachau und seinem weitverstreuten System von Nebenlagern zu tun hatten. Tausende von Gefangenen – die meisten von ihnen aus Ungarn, Polen und Litauen deportierte Juden – lebten und arbeiteten unter mörderischen Bedingungen in den elf Lagern des KZ Kaufering bei Landsberg. Wegen der hohen Sterberate bezeichneten die Gefangenen die Kaufering-Lager als «Kalte Krematorien».

Groos – selbst mit einer «Halbjüdin» verheiratet – war klar, dass die jüdischen Zwangsarbeiter auf der Baustelle keinerlei Verbrechen begangen hatten. Er tat sein Möglichstes, um sie vor dem rauen Winterwetter und den Brutalitäten ihrer SS-Aufseher zu schützen. Er verteilte warme Handschuhe und Lebensmittel und – was am wichtigsten war – besorgte ihnen lebenswichtige Medikamente, die er und andere Mitglieder seiner Familie mühsam aus verschiedenen Apotheken in der Gegend sammelten. Indem er unter den Augen der SS-Wachen Medi-

kamente zu den jüdischen Gefangenen schmuggelte, brachte Groos nicht nur sich selbst in Gefahr, sondern auch alle seine Angehörigen. Die Gefahr war umso grösser, als sich auch die verwitwete Mutter seiner «halbjüdischen» Ehefrau bei ihnen versteckte.

Besonders kümmerte sich Groos um den fünfzehnjährigen Mendel Thomas und den etwas älteren Alexander Rothschild, die in der Endphase des Krieges von Auschwitz nach Dachau verlegt worden waren. Die enge Beziehung zwischen der Familie Groos und ihren beiden Schützlingen endete nicht mit der Befreiung. Kurz nach dem Krieg besuchten Thomas und Rothschild sie in Augsburg. In den 1990er Jahren unterstützten Groos' Erben die Witve von Alexander Rothschild in Israel noch mit einer kleinen monatlichen Summe.

Am 9. Januar 1994 erkannte Yad Vashem Walter Groos als «Gerechten unter den Völkern» an.



Grossmann, Tony

Akte 2053

Tony Grossmann war eine Patientin der jüdischen Ärztin Ilse Kassel. 1934 wurde Dr. Kassel angeklagt, Abtreibungen durchgeführt zu haben, aber dank Grossmann, die für die Verteidigung aussagte, wurde sie freigesprochen. Eine erneute Anklage führte jedoch zu ihrer Verurteilung zu drei Jahren Zuchthaus. Sie sass bei Kriegsausbruch noch ihre Strafe ab und konnte daher nicht emigrieren, obwohl sie ein «Zertifikat» (Einreiseerlaubnis) für Palästina besass. Nach Beginn der Deportationen der Berliner Juden fand Dr. Kassel, deren Haus bereits von der Gestapo versiegelt worden war, Zuflucht im Haus von Tony Grossmann in Landsberg in Ostpreussen (heute Gorowo Ilaweckie in Polen). Grossmanns Ehemann war zu dieser Zeit als Soldat an der Ostfront. Während ihres Aufenthaltes in Landsberg benutzte Dr. Kassel eine falsche Identität und den Nachbarn wurde erzählt, die Besucherin und ihre kleine Tochter seien Flüchtlinge vor den Bombenangriffen auf Westdeutschland. Die Gestapo spürte die beiden jedoch auf und kam am 20. September 1943, um sie festzunehmen. Die jüdische Ärztin beging Selbstmord mit Gift. Ihre Tochter wurde nach Theresienstadt und von dort nach Auschwitz deportiert. Sie überlebte nicht.

Tony Grossmann, Mutter von drei kleinen Kindern und Ehefrau eines Frontkämpfers, wurde zur «Umerziehung» in ein Konzentrationslager geschickt. Sie

wurde jedoch nach relativ kurzer Haft wieder entlassen, da es ihr gelang, das Mitleid eines ihrer Gestapo-Befrager zu erwecken.

Am 2. April 1981 erkannte Yad Vashem Tony Grossmann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Grüber, Heinrich

Akte 0075

Heinrich Karl Ernst Grüber wurde am 24. Juni 1891 in Stolberg im Rheinland geboren. Sein Vater war Lehrer, seine Mutter stammte aus Holland. Er sprach fließend Niederländisch und studierte an der Universität von Utrecht Theologie. Nachdem er im Ersten Weltkrieg als Freiwilliger bei der deutschen Artillerie an der Front war, wurde er im Jahr 1920 in Berlin zum evangelischen Geistlichen ordiniert. Seine frühen politischen Überzeugungen unterschieden sich kaum von dem aggressiven Nationalismus, der zu den Merkmalen des deutschen Protestantismus gehörte. Wie viele andere Weltkriegsveteranen wurde auch Grüber Mitglied des ultrarechten «Stahlhelm» – einer semi-militärischen Organisation, die den Sturz der Republik betrieb und die Wiedereinführung der Monarchie in Deutschland befürwortete. Zu Anfang des Jahres 1933, als Grüber Direktor einer kirchlichen Schule in Waldhof bei Templin (Uckermark) war, trat er der NSDAP bei.

Ob sein Flirt mit der nationalsozialistischen Partei nun einer echten Überzeugung entsprach oder nur auf einen undurchdachten Opportunismus zurückzuführen war – es blieb jedenfalls bei einer kurzlebigen Affäre. Bereits in den ersten Monaten nach der Machtergreifung Hitlers wechselte Grüber zu den anders denkenden Kreisen der evangelischen Kirche über. Er schloss sich dem «Pfarrernotbund» an, der 1933 von Pastor Martin Niemöller – ein Mann, der eine ähnliche Entwicklung der Desillusionierung von Hitler durchlaufen hatte – gegründet worden war. Es handelte sich um eine Protestvereinigung gegen die Ausweitung der «Arierparagraphen» auf Christen jüdischer Herkunft. Der «Pfarrernotbund» diente als Sammelbecken der Bekennenden Kirche, der Minderheit der deutschen Protestanten, die sich in entschlossener Opposition gegen die konformistische Mehrheit der «Deutschen Christen» und deren Versuch, die Kirche und die christliche Theologie den rassistischen Doktrinen der Nazis anzugleichen, abgrenzte.

Infolge seiner von der offiziellen Doktrin abweichenden Einstellung verscherzte Grüber es sich mit den Nazis und verlor seinen Posten als Direktor der Schule in Waldhof. Im Februar 1934 gelang es jedoch den Anhängern des Rheinländers nach einigem politischen Taktieren, das Blatt zu wenden und seine Ernennung zum Pfarrer in Kaulsdorf, einem östlichen Vorort Berlins, durchzusetzen. Diese ziemlich rückständige Arbeitergemeinde, die Grüber mit viel Mühe dem Griff der Nazis entwand, wurde unter seiner Führung zu einem Bollwerk der Bekennenden Kirche. Gleichzeitig übernahm er auch die seelsorgerische Betreuung der niederländischen Gemeinde in Berlin. Auf Grund dieser Position, die ihm weitreichende Beziehungen verschaffte, und durch seine Vertrautheit

mit den Niederlanden, kam er in Kontakt mit Berliner Juden und ihren frühen Emigrationsplänen.

Währenddessen bereitete die sich stetig verschlechternde Lage evangelischer Christen jüdischer Herkunft der Bekennenden Kirche immer mehr Sorgen. Besonders Grübers Heidelberger Kollege Pastor Hermann Maas (siehe eigenen Eintrag) nahm sich dieses Problems an. Das Schicksal der «nichtarischen Christen» – viele von ihnen Kinder von Konvertiten – erwies sich sogar als noch hoffnungsloser als jenes der grossen Masse der nichtkonvertierten Juden, da sie von der offiziellen evangelischen Kirche als Juden verstossen und zur gleichen Zeit als Nichtjuden von den jüdischen sozialen Einrichtungen ausgeschlossen waren. Im Jahr 1937 gab die oberste, wenn auch inoffizielle Leitung der Bekennenden Kirche – die seit 1935 verboten war – Grüber die Anweisung, eine zentrale Hilfsorganisation für die evangelischen Christen jüdischer Herkunft zu gründen. Das war der Beginn des berühmten «Büro Grüber», das drei Wochen nach der «Reichskristallnacht» im November 1938 in Berlin-Mitte eröffnet wurde. Die ersten Geschäftsräume befanden sich in der Oranienburger Strasse 20, einem Gebäude, das Grüber von der britischen Missionsgesellschaft «Hebrew Christian Testimony» überlassen worden war. Im Oktober 1939 zog das Büro zur «An der Stechbahn», wo sich früher das Stadtschloss befunden hatte. Mit Niederlassungen und Repräsentanten im ganzen Reich entwickelte es sich bald zu einem der bedeutendsten Rettungs- und Hilfswerke für die aus rassischen Gründen Verfolgten im Vorkriegsdeutschland. So hatte im Februar 1939 die Berliner Zentrale mehr als dreissig Angestellte, die täglich um die 120 Emigrationsanträge bearbeiteten.

Das Büro stand unter privater Leitung Grübers, der von Seiten der offiziellen Kirche kein formelles Mandat bzw. keine Bevollmächtigung erhalten hatte. Allerdings tolerierte sogar die Gestapo seine Aktivitäten, da sie die Emigration der «Rassejuden» aus dem Reich förderten – ein Vorhaben, das zu diesem Zeitpunkt noch ein erklärtes Ziel der nationalsozialistischen Rassenpolitik war. Obgleich das Büro für «nichtarische Christen» eingerichtet war, spielten die Unterscheidungen im Laufe der stetig zunehmenden Verfolgung der Juden durch die Nationalsozialisten eine immer geringer werdende Rolle. Das traf vor allem nach der offiziellen Einrichtung der «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland» zu, die nach der nationalsozialistischen Rassendoktrin auch Christen jüdischer Herkunft mit einschloss. Seit ihrer Gründung arbeiteten die Leiter der «Reichsvereinigung» – zu denen wichtige Persönlichkeiten wie Leo Baeck, Otto Hirsch und Paul Eppstein gehörten – mit Grüber Hand in Hand, um gemeinsam den Unterdrückten Hilfe zu leisten.

Grüber nutzte seine relativ sichere Stellung als «Arier» und seine Verbindungen zu Regierungsabteilungen und Behörden, um eine Erleichterung oder eine Aufhebung der zunehmend radikaleren antijüdischen Massnahmen zu erreichen. Er setzte sich immer wieder für die bedrängte jüdische Gemeinschaft ein. So wurde z.B. 1940 am Vorabend des jüdischen Pessachfestes der Import von Weizen aus Ungarn verboten, der für das Backen von *Matzot* (ungesäuertes Brot, das die jüdischen Religionsgesetze für das Fest vorschreiben) gebraucht wurde. Grü-

ber gelang es, mit dem Ernährungsministerium eine Sonderregelung auszuhandeln und die Versorgung mit *Matzot* zu sichern.

Noch wesentlich riskanter war sein Eingreifen während der Deportation der Stettiner Juden, der ersten jüdischen Gemeinde, die nach Kriegsbeginn deportiert wurde. In der Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1940 wurde fast die gesamte jüdische Bevölkerung der pommerschen Stadt – einschliesslich der Kranken, der Alten und der Kleinkinder – bei eisigen Temperaturen aus ihren Betten gerissen und zum Bahnhof gebracht. Von dort transportierte man sie in Viehwaggons vier grauenvolle Tage lang ins polnische Lublin. Grüber, der von dem dortigen Kommandanten der Wehrmacht von den ungeheuerlichen Vorgängen erfahren hatte, legte bei jedem ranghöheren Beamten, den er erreichen konnte, Protest ein. Daraufhin wurde er zur Gestapo zitiert und gewarnt, sich nie mehr in diese Angelegenheiten einzumischen. Etwa sechs Monate später wurden die Juden aus Baden und der Pfalz als angebliche Bewohner von Elsass-Lothringen in das unbesetzte Südfrankreich deportiert. Als Grüber davon erfuhr, alarmierte er sogleich den französischen Vertreter in der Deutsch-Französischen Waffenstillstandskommission, um die geplante Deportation zu verhindern, doch er hatte keinen Erfolg.

Als er die beunruhigenden Berichte über die verzweifelte Lage der Deportierten im südfranzösischen Lager Gurs erhielt, entschloss sich Grüber, die Situation selbst in Augenschein zu nehmen. Er bereitete sich gerade auf die Reise vor, als er plötzlich am 19. Dezember 1940 von der Gestapo verhaftet wurde. Der rebellische Kirchenmann wurde während der nächsten zweieinhalb Jahre, in denen die Deportationen der Juden noch weitaus schlimmere Ausmasse annahmen, in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Dachau interniert. Nachdem man ihn schwersten physischen und psychischen Folterungen ausgesetzt hatte, wurde er schliesslich am 23. Juni 1943 entlassen; er war ein zwar körperlich, aber nicht geistig gebrochener Mann.

Das «Büro Grüber» war bei seiner Verhaftung aufgelöst worden, und der Grossteil der Angestellten – fast alle «nichtarische Christen» – waren mit dem Rest der jüdischen Bevölkerung in die Vernichtungslager in Osteuropa deportiert worden (siehe zugehörigen Eintrag: Sylten, Werner).

Vom Kriegsende bis zu seinem Tod im Jahr 1976 amtierte Grüber als Propst des geteilten Berlin. Als ein glaubwürdiger und verantwortungsbewusster Repräsentant des «anderen Deutschlands» wurde er zu einem der führenden Befürworter der Annäherung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel. Er sprach sich immer wieder gegen eine Vergebung der im Dritten Reich geschehenen Verbrechen aus; ebenso trat er dagegen ein, Naziverbrecher von der Verjährungsregelung profitieren zu lassen. Grüber reiste 1962 nach Israel, wo er beim Prozess gegen Eichmann als Zeuge der Anklage auftrat; er blieb sein Leben lang ein Befürworter des jüdischen Staates.

Am 28. Juli 1964 erkannte Yad Vashem Heinrich Grüber als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Grüber, Heinrich: Erinnerungen aus Sieben Jahrzehnten, Berlin 1968.

An der Stechbahn. Erlebnisse und Berichte aus dem Büro Grüber in den Jahren der Verfolgung, Berlin 1960.

Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Mitte und Tiergarten (= Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, Bd. 8), Berlin 1994, S. 250-259.

The Trial of Adolf Eichmann. Record of Proceedings in the District Court of Jerusalem, Bd. 2, Jerusalem 1992.

Winkler, Dieter: Heinrich Grüber – Protestierender Christ. Berlin-Kaulsdorf (1934-1945), Berlin 1993.

Grünberg, Marie

Akte 2824

Die am 21. Januar 1903 geborene Marie Grünberg (geb. Albrecht) lebte in einer «Mischehe» mit Kurt Grünberg, der jüdischer Abstammung war. In der Ziegelstrasse 30 in Berlin-Blankenburg besaßen sie ein Sommerhaus mit angrenzendem Garten, gaben jedoch bei den Behörden an, in einer Wohnung in der Innenstadt zu leben. Nach der «Fabrikaktion» Ende Februar 1943, in deren Folge Berlin für «judenfrei» erklärt wurde, beherbergte Marie Grünberg in ihren beiden Wohnungen nicht weniger als vier «Illegale»: ihren jüdischen Schwager Martin Grünberg, dessen Kollegen Ostazcewer, Frau Dobriner, eine Verwandte des letzteren, und Klinzahn, deren «arischen» Verlobten. Dieser hatte sich der Einberufung zur Wehrmacht widersetzt und versteckte sich, um der Strafversetzung zu der berüchtigten Einheit 999 zu entgehen. Darüber hinaus nahm es Grünberg auf sich, von Zeit zu Zeit dem sechzehnjährigen Zwi Abrahamsohn-Abiram, einem Neffen ihres Mannes, zu helfen und ihn unterzubringen. Der psychologische Druck und die heroische Selbstverleugnung, die die Beherbergung drei «illegaler» Juden und eines Deserteurs im Berlin der Kriegszeit mit sich brachten, müssen unermesslich gewesen sein. Als jüdischer Teil einer «Mischehe» war Maries Ehemann selbst eine Zeit lang sicher vor der Deportation, seine Position war jedoch bestenfalls äusserst heikel zu nennen. Die Last, sechs Erwachsene mit nur zwei Lebensmittelkarten – von denen eine auch noch mit «J» gekennzeichnet war – zu ernähren, lastete ausschliesslich auf Maries Schultern.

In Folge der zunehmenden Luftangriffe auf Berlin in der letzten Phase des Krieges war es nicht mehr sicher, in der Innenstadt zu leben, sodass alle sechs in das kleine hölzerne Sommerhaus nach Berlin-Blankenburg umziehen mussten. Die vier «Illegalen» waren dort buchstäblich Tag und Nacht eingesperrt. Marie musste ihre Einkäufe so vornehmen, dass niemand die Anwesenheit zusätzlicher Bewohner vermuten konnte. Sie ertrug diese tägliche Zerreißprobe in stiller Tapferkeit mehr als zwei Jahre lang bis zum Ende des Krieges.

Am 16. Februar 1984 erkannte Yad Vashem Marie Grünberg als «Gerechte unter den Völkern» an.

Gumz, Emma

Akte 0667

Die Gumzens betrieben eine kleine Wäscherei in der Knesebeckstrasse 17 im Westen von Berlin, nicht weit von der Wohnung, in die die Deutschkrons 1933 zogen. Der Ehemann, Anhänger der von den Nazis verfolgten Ernstens Bibelforscher, entwickelte früh eine Abneigung gegen Hitler, aus der er auch kein Geheimnis machte. Nach Kriegsausbruch versorgten die Gumzens Inge Deutschkron, ihre Mutter Ella und andere Berliner Juden mit Lebensmitteln und anderen Waren, die Juden nicht mehr kaufen durften. Sie gaben ihnen Obst und Gemüse, luden sie ein, zusammen im Radio «Feindsender» zu hören, wuschen ihre Wäsche usw. Als die Nazis im Oktober 1941 mit der Deportation der Berliner Juden begannen, liess Emma Gumz (geb. 1899) sich von Ella Deutschkron versprechen, dass sie sich nicht abtransportieren lassen würde wie die anderen Juden. Sie versprach bei Bedarf zu helfen.

Als die Deutschkrons dann am 15. Januar 1943 tatsächlich in die Illegalität gingen, war ihr erstes Versteck bei den Gumzens. Sie verbargen sich dort sechs Wochen lang in einem kleinen Raum, bis die Nachbarn begannen, Fragen zu stellen, und sie weiter flüchten mussten (siehe zugehörige Einträge: Gömer, Theodor; Holländer, Lisa; Münzer, Klara; Rieck, Walter; Schwarz, Käthe; Weidt, Otto). Als sie sich verabschiedeten, weinte Emma Gumz und machte sich Vorwürfe, weil sie nicht mehr für sie getan hatte. Sie unterstützte die Deutschkrons weiterhin bis Kriegsende mit Lebensmitteln und gab Inge Beschäftigung in der Wäscherei.

Am 7. September 1971 erkannte Yad Vashem Emma Gumz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Deutschkron, Inge: Sie blieben im Schatten. Ein Denkmal für «stille Helden», Berlin 1996, S. 44-55.

Haardt, Herbert Haardt, Maria

Akte 2132

Während des Krieges lebte die Familie Haardt – Eltern und drei Kinder – in Kaunas in Litauen. Der Ehemann, von Beruf Ingenieur, diente dort als Stabsoffizier bei den deutschen Besatzungstruppen. Eine jüdische Ghettoinsassin, Adina Segal, wurde den Haardts als Haushaltshilfe zugeteilt. Es entwickelte sich eine freundschaftliche Beziehung zwischen ihr und dem deutschen Ehepaar, das seinen Abscheu vor der nationalsozialistischen Judenpolitik offen zum Ausdruck

brachte. Sie hielten den Kontakt auch noch aufrecht, als den Juden verboten wurde, ausserhalb des Ghettos zu arbeiten.

Als das jüdische Ghetto und seine Insassen in den letzten Monaten vor dem Abzug der deutschen Truppen aus Kaunas im Juli 1944 erbarmungslos liquidiert wurden, versteckten die Haardts die Familie Segal in ihrer Wohnung und retteten ihr so das Leben. Zur Tarnung der illegalen Untermieter, die ihre Gastgeber natürlich in erhebliche Gefahr brachten, wurde Adina Segals siebenundfünfzigjährige Mutter, Dr. Ester Frumkin, als russische Hilfskraft eingestellt. Nach einem vorher abgesprochenen Plan veröffentlichte Herbert Haardt eine Anzeige in einer Lokalzeitung, auf die Dr. Frumkin, ausgestattet mit gefälschten russischen Papieren, sich meldete. Sobald sie offiziell angestellt war, erhielt sie ein Zimmer mit eigenem Eingang, in dem sich auch andere Mitglieder der Familie Segal zeitweise versteckten.

Am 2. Dezember 1981 erkannte Yad Vashem Herbert und Maria Haardt als «Gerechte unter den Völkern» an.

Härtel, Erna

Akte 0243

Die am 2. Juni 1904 geborene Erna Härtel betrieb eine gut gehende Gaststätte in Sorgenau an der Ostseeküste, nicht weit von Palmnicken (heute Yantarny in Russland), das wegen seiner Bernsteinfunde berühmt ist. Ihr Ehemann kämpfte an der Westfront und ihre einzige Hilfe war ein junges polnisches Hausmädchen. Im Januar 1945 zogen sich die Deutschen vor der schnell vordringenden russischen Armee aus Ostpreussen zurück und Härtel hatte mit einem endlosen Strom von Flüchtlingen und Durchziehenden zu tun, die in der Gaststätte übernachteten. Eines morgens brachte ihr Hausmädchen ein polnisch-jüdisches Mädchen aus Łódź ins Haus. Sie war in einem Konzentrationslager interniert gewesen und mit viel Glück einem «Todesmarsch» entkommen. Mit ihrer zerfetzten Kleidung, den kurz geschorenen Haaren und zwei frischen Schusswunden bot sie einen furchtbaren Anblick. Härtel schreckte dennoch nicht vor ihr zurück. Sie umarmte und küsste das Mädchen und weinte, als sie ihre entsetzliche Geschichte hörte. «Haben Deutsche dir das angetan?» fragte sie entsetzt und versprach, das jüdische Mädchen – Frieda – bis zum Kriegsende zu beherbergen.

Um zwei SS-Männer loszuwerden, die zwei Tage später kamen, um das Haus zu durchsuchen, erfand Härtel eine Geschichte, derzufolge Frieda eine «Fremdarbeiterin» aus Polen war, die man ihr zugeteilt hatte. Angeblich hatte sie all ihren Besitz bei einem Luftangriff verloren und ihr Haar hatte wegen Typhus geschoren werden müssen. Mit dem stillschweigenden Einverständnis eines älteren Wehrmachtsangehörigen ging die Geschichte durch, und Frieda durfte in Härtels Haus bleiben. Sie lebte dort vom 31. Januar 1945 bis zum Einmarsch der Russen in Sorgenau am 14. April 1945. In dem allgemeinen Chaos nach Kriegsende wurden die beiden Frauen getrennt. 1965 konnte Frieda, die inzwischen geheiratet und sich in Israel niedergelassen hatte, die Adresse ihrer deutschen Retterin in Stuttgart ermitteln.

Am 28. Juni 1966 erkannte Yad Vashem Erna Härtel als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hafner, Otto
Hafner, Hedwig

Akte 1525

Otto Hafner, ein höherer deutscher Beamter in Karlsruhe, war ein langjähriger Gegner der Nationalsozialisten. 1938 nahmen seine jüdischen Nachbarn in der Vorholzstrasse 25, die Familie Yonè, ihre siebzehnjährige Nichte Klara Pereg aus Wien auf, die nach dem Anschluss aus Österreich geflüchtet war. Als die Nazis die Familie Yonè deportierten, fand Pereg für neun Monate Zuflucht bei Hafner und seiner Frau Hedwig. Danach entkam sie zu ihrer Schwester in die Niederlande. Otto Hafner wurde später wegen seiner politischen Tätigkeit und der Hilfe für Juden verhaftet und verbrachte mehrere Jahre im KZ Sachsenhausen-Oranienburg.

Am 11. Januar 1979 erkannte Yad Vashem Otto und Hedwig Hafner als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hagemann, Gerhard
Hagemann, Wally
Arnold, Gertrud
Janicke, Maria
Wirsig, Monika Friedlieb, Ella

Akten 6038
6038a

In den Jahren des Dritten Reiches lebten Gerhard (geb. 24. September 1880) und Wally (geb. 9. Juli 1887) Hagemann in Havelberg, einer Kleinstadt in Brandenburg, ungefähr 100 Kilometer nordwestlich von Berlin. Das Ehepaar, seine sechs Kinder und Wallys unverheiratete Schwester Ella Friedlieb (geb. 15. Mai 1888), die ebenfalls im Haushalt lebte, waren praktizierende Katholiken; sie pflegten auch nach der Machtübernahme freundschaftliche Beziehungen zu den fünf ortsansässigen jüdischen Familien.

Gerhard Hagemann, der während der Woche als leitender Angestellter beim bischöflichen Ordinariat in Berlin arbeitete, hatte in der Stadt einen guten jüdischen Freund, Jacob Kahane. Als die Deportationen begannen, gingen Kahane, seine Frau und ihre beiden Kinder in den Untergrund. Sie verbrachten die Nächte in einem kleinen Raum in der Wilhelmshavener Strasse in Berlin-Moabit, den sie vor Sonnenaufgang verlassen mussten. Als das Gebäude bei einem Luftangriff niederbrannte, wandte sich Kahane in seiner Verzweiflung an Hagemann um Hilfe. Die beiden Männer überlegten stundenlang, was zu tun sei. Schliesslich rang sich Hagemann, der in Havelberg wohl bekannt war, zu einem verzweifelten Entschluss durch. Er brachte seinen jüdischen Freund in das Büro des Bür-

germeisters. Dort erklärte er, dass dieser – der nun den Decknamen Hahne trug – ein Flüchtling aus Berlin sei, der zusammen mit seiner Familie nur knapp einem Luftangriff entkommen sei, bei dem ihre gesamte Habe einschliesslich ihrer Personalpapiere vom Feuer zerstört worden seien. Dank der Erklärung Hagemanns erhielten die Kahanes zum ersten Mal offizielle «arische» Papiere. Diese gaben ihnen den Anspruch auf Lebensmittelbezugsscheine, und ihnen wurde auch eine Ersatzwohnung in einem kleinen Haus nicht weit von dem der Hagemanns zugewiesen, die sie regelmässig besuchten. Alle vier Kahanes überlebten den Krieg.

Am 20. März 1994 erkannte Yad Vashem Gerhard und Wally Hagemann, Gertrud Arnold, Maria Janicke und Monika Wirsig sowie Ella Friedlieb als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hammann, Wilhelm

Akte 2725

Wilhelm Hammann, ältestes von neun Kindern, wurde am 25. Februar 1897 in Biebesheim am Rhein geboren und wuchs im Kreis Gross-Gerau, nordwestlich von Darmstadt, im Arbeitermilieu auf. Sein Vater war Eisenbahnarbeiter, seine Mutter Hebamme. Zwischen 1907 und 1913 besuchte er die Realschule in Gernsheim, wo er sich als überdurchschnittlich guter Schüler auszeichnete und unter den Einfluss eines humanistischen und inspirierenden Lehrers, Kaspar, kam. Nach seinem Schulabschluss besuchte er das Lehrerseminar in Alzey, das er 1916 abschloss. Danach wurde er zum Militär eingezogen, diente in Belgien und Russland und beendete den Krieg als Flugschüler in Halle.

In Halle kam Hammann auch zum ersten Mal in Kontakt mit deutschen Revolutionären und begeisterte sich für die Russische Revolution. Sofort nach Kriegsende trat er der KPD bei. Nachdem er 1920 sein Staatsexamen abgelegt hatte, unterrichtete er von 1922 bis 1931 in Wixhausen im Kreis Darmstadt. Als Lehrer und Erzieher war er bei seinen Schülern sehr beliebt – schon allein deshalb, weil er auf die in dieser Zeit noch übliche Prügelstrafe verzichtete.

1927 wurde Hammann zum Abgeordneten des Hessischen Landtages und Sprecher der kommunistischen Parlamentsfraktion gewählt. In den Jahren 1930-32 wurde er wegen seiner angeblichen Beteiligung an politischen Verschwörungen zweimal zu Gefängnisstrafen verurteilt und als Disziplinarmassnahme aus seiner Lehrerstelle entlassen. In den ersten Jahren nach Hitlers Machtübernahme sass er wegen angeblicher «Vorbereitung zum Hochverrat» mehrere Gefängnisstrafen ab. Schliesslich wurde er am 27. August 1938 ohne Prozess in das KZ Buchenwald bei Weimar eingewiesen, wo er bis zum Ende des Krieges blieb. Er war der 1.224. «Schutzhäftling», der in das berüchtigte Lager eingeliefert wurde.

Buchenwald, seit Juli 1937 in Betrieb, lag auf dem Ettersberg am Rande der Stadt Weimar. Es war eines der ersten KZs in Deutschland, das speziell für politi-

sche Gefangene eingerichtet wurde, und es behielt diese Funktion auch während der Kriegsjahre. Nach der Freilassung der während der «Reichskristallnacht» im November 1938 Verhafteten kamen Juden in grösserer Zahl erst im Winter 1944/45 nach Buchenwald, als die Lager in Osteuropa angesichts des Vormarsches der sowjetischen Armee geräumt wurden. Es war ausgesprochenes Glück für diese neu angekommenen Gefangenen, dass sie in dem Lager ein gut organisiertes, kommunistisch orientiertes Widerstandsnetz vorfanden.

Hammann war von Anfang an an dem illegalen Widerstand beteiligt, der nach und nach die innere Verwaltung des Lagers übernahm. Im Sommer 1943 erreichten die Anführer der Gefangenenorganisation, dass der Lagerkommandant eine gesonderte «Kinderbaracke» errichtete. Dieser «Block 8» wurde zur Unterbringung Jugendlicher im Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren benutzt, hauptsächlich Ukrainer und Russen, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt worden waren. Durch Tricks und Manipulationen wurden für die Insassen von Block 8 einige Sonderbedingungen durchgesetzt, z.B. leichtere Arbeitslast und Befreiung von den täglichen Appellen auf dem Exerzierplatz des Lagers. Kinder unter vierzehn Jahren mussten überhaupt nicht zur Arbeit. Im Sommer 1944 gelang es der Widerstandsbewegung, etwa siebzig jüdische Kinder, die mit den Transporten aus Ungarn gekommen waren, im Block 8 unterzubringen. Weitere jüdische Kinder kamen in den ersten Wochen des Jahres 1945 an.

Hammann wurde gegen Ende 1944 zum «Blockältesten» ernannt, nachdem die SS seinen Vorgänger, Leitner, unter dem Verdacht verhaftet hatte, dass er an einer geheimen Gedenkfeier für den ermordeten Kommunistenführer Ernst Thälmann teilgenommen hätte. Hammann behandelte die Kinder – jüdische wie nichtjüdische – mit gleichmässiger Freundlichkeit und tat sein Möglichstes, um sie vor den Brutalitäten der SS-Wachen zu beschützen. Als während der letzten Tage von Buchenwald zahllose Juden ermordet wurden, wurden alle Insassen der «Kinderbaracke» angewiesen, sich im Freien zu einem Appell aufzustellen. Die Juden wurden aufgefordert, vorzutreten. Keiner reagierte. Eine der SS-Wachen fragte Hammann, ob irgendwelche Juden vorhanden wären. «Meines Wissens», antwortete er, «gibt es Kinder aller möglichen Nationalitäten in dieser Gruppe – Tschechen, Polen, Ukrainer –, aber keine Juden.» Das war natürlich eine glatte Lüge, denn noch in der Nacht zuvor hatte er persönlich verschiedene Kenn-Abzeichen verteilt und die jüdischen Kinder angewiesen, ihre Davidsterne abzulegen. Der verzweifelte Versuch zahlte sich aus. Etwa zehn Tage später, am 11. April 1945, wurde Buchenwald von den Amerikanern befreit.

Hammanns Schicksal nach dem Krieg spiegelt die zwiespältige Lage der Nachkriegszeit und das durch den Kalten Krieg erzeugte Klima des Misstrauens wider. Nach seiner Befreiung nahm Hammann seine politische Tätigkeit in Gross-Gerau wieder auf und wurde zum Landrat gewählt. Als überzeugter Kommunist und unerschütterlicher Kritiker der herrschenden Gesellschaftsordnung zog er sich jedoch bald die Feindschaft der Schwarzhändler zu, die bei den amerikanischen Militärbehörden falsche Anschuldigungen gegen ihn erhoben. An-

fang 1946 wurde er seines Postens enthoben und ironischerweise unter der Beschuldigung, ein Sympathisant der Nazis gewesen zu sein, in Dachau inhaftiert. Erst vierzehn Monate später, im Mai 1947, wurde er wieder entlassen, ohne Verfahren und ohne dass irgendeine formelle Anklage gegen ihn erhoben worden wäre. Er starb 1955 in Gross-Gerau an den Folgen eines Verkehrsunfalls.

Die Geschichte des mutigen Lehrers, der jüdische Kinder vor der SS rettete, kam durch ein Forschungsprojekt zum Schulwesen im Dritten Reich ans Tageslicht, das von Schülern in Kassel durchgeführt wurde. Die Schüler der Gerhard-Hauptmann-Realschule waren vierzehn und fünfzehn Jahre alt, als sie sich mit diesem Thema befassten.

Am 16. Juli 1984 erkannte Yad Vashem Wilhelm Hammann als «Gerechten unter den Völkern» an.

Hammer, Georg
Hammer, Gertrud
Burger, Wilhelm
Müller, Frieda
Müller, Mathias

Akten 1469
1470
1471

An der Rettung der Familie Herzberg aus Mannheim beteiligten sich gegen Ende des Krieges, im Februar und März 1945, drei deutsche Familien. Anfang April 1945 wurde die ganze Region durch die amerikanische Armee befreit.

Der wohlhabende, in Danzig geborene jüdische Textilkaufmann Karl Herzberg hatte sich schon als junger Mann in Mannheim niedergelassen und eine «Arierin» geheiratet. Seine Frau wurde Mitglied der jüdischen Gemeinde, ebenso wie die drei Kinder – ein Sohn und zwei Töchter. Nach den Nürnberger Gesetzen waren die drei Geschwister «Geltungsjuden», und die Familie Herzberg wurde wie jede andere jüdische Familie in Nazi-Deutschland verfolgt. Jedoch half die «arische» Abstammung der Mutter, den jüdischen Ehemann und die beiden Töchter (der Sohn hatte 1938 nach England emigrieren können) bis weit in den Krieg hinein vor der Deportation zu schützen. Aber im Februar 1945 wurden alle drei von der Gestapo aufgefordert, sich zum Abtransport in das KZ Theresienstadt bereitzuhalten. Die Mutter bat vergebens darum, ihren Mann und ihre beiden Töchter begleiten zu dürfen.

Zu diesem Zeitpunkt kamen die Retter ins Spiel. Wilhelm Burger, ein alter Geschäftspartner von Karl Herzberg, der die Familie bereits während des ganzen Jahres 1944 mit wertvollen Lebensmittellkarten versorgt hatte, beschloss, sie so kurz vor dem Ende nicht untergehen zu lassen. Ihm war klar, dass die Amerikaner nicht mehr weit entfernt waren, und er ging daran, ein vorläufiges Versteck für die Herzbergs zu suchen. Seine erste Wahl waren eine Bekannte, Gertrud Hammer, und deren Vater Georg. Obwohl sie keinen der Herzbergs kannten, waren Tochter wie Vater bereit, das Risiko einzugehen und der verfolgten Fami-

lie vorübergehend Zuflucht in ihrer Wohnung in Schönau (heute Stadtteil von Mannheim) zu gewähren. Als die Sicherheitspolizei am 17. Februar 1945 in die Wohnung der Herzbergs in Mannheim eindrang, waren die zur Deportation vorgesehenen bereits verschwunden.

Kurz danach bekam die sechzehnjährige Doris Herzberg Lungenentzündung, konnte aber keine medizinische Behandlung erhalten. Selbst ein leises Husten hätte die Aufmerksamkeit der Nachbarn erregen können, und die Wände des Doppelhauses waren besonders dünn. Die ständigen Luftangriffe verschlimmerten die Lage, da die Herzbergs nicht den gemeinsamen Luftschutzkeller des Hauses aufsuchen konnten. Schliesslich fand Burger eine andere Unterkunft für sie in Ziegelhausen nahe Heidelberg, bei Frieda Müller, ihrer früheren Waschfrau, und deren Ehemann Mathias. Unter dem Speicher, in dem die Herzbergs untergebracht waren, wohnten Mitglieder der Organisation Todt, und so wagten sie kaum, sich aus ihren Betten zu bewegen – ganz zu schweigen davon, bei Luftangriffen den Bunker aufzusuchen – aus Angst, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ihre Leidenszeit fand am 1. April 1945 ein Ende, als die Amerikaner Ziegelhausen besetzten.

Am 26. Oktober 1978 erkannte Yad Vashem Georg und Gertrud Hammer, Wilhelm Burger sowie Frieda und Mathias Müller als «Gerechte unter den Völkern» an.

Harder, Loni Harder, Albert

Akte 0225

Loni und Albert Harder lebten in Palmnicken in Ostpreussen (heute Yantarny in Russland), einem der wichtigsten Bernsteinfund- und -Verarbeitungsorte an der Ostsee. In der Endphase des Zweiten Weltkrieges verbargen sie in ihrem Haus drei jüdische Frauen – Zelina Moshkowitz-Manielewitz, Miriam Zweig und Genia Weinberg –, die einem der furchtbarsten «Todesmärsche» entkommen waren. Tausende ihrer Leidensgenossen – zum grössten Teil Frauen – wurden nach einem Fussmarsch in eisiger Kälte von der Gegend um Königsberg (heute Kaliningrad) nach Palmnicken in der Nacht des 31. Januar 1945 an der Ostseeküste ermordet.

Die Harders nahmen die drei jungen Frauen bis zum Einmarsch der Russen am 15. April 1945 in ihrem Haus auf. Sie versorgten ihre Wunden, gaben ihnen zu essen und kümmerten sich um sie, als wären sie ihre Kinder. Das Risiko, das sie eingingen, war umso grösser, als es unter den Nachbarn Nazis gab, die drohten, sie bei den Behörden zu denunzieren. Albert Harder starb kurz nach dem Krieg. Seine Frau gelangte nach Westdeutschland, wo sie zusammen mit ihren früheren Schützlingen in DP-Lagern in Bayern lebte.

Am 29. November 1966 erkannte Yad Vashem Albert und Loni Harder als «Gerechte unter den Völkern» an.

Harich, Anne-Liese

Akte 9740b

Die am 21. November 1898 geborene Anne-Liese Harich (geb. Wyneken) war die Witwe des Literaturhistorikers und Schriftstellers Walther Harich. Von Anfang an war sie eine entschiedene Gegnerin des Naziregimes. Im Frühjahr 1943 wurde ihr ein junger Musiker vorgestellt, der sich «Konrad Bauer» nannte und ein Hakenkreuzabzeichen trug. Spontan distanzierte sie sich von dem angeblichen Nazi, aber sobald sie erfuhr, dass es sich um einen «illegalen» Juden handelte, dessen wirklicher Name Konrad Latte war, bot sie ihm in ihrer Villa in Zehlendorf für längere Zeit Unterschlupf an und stellte ihm Kleidung ihres in die Wehrmacht eingezogenen Sohnes Wolfgang zur Verfügung. Darüber hinaus beköstigte Harich auch häufig Lattes ebenfalls



untergetauchte Eltern, die jedoch schliesslich nach Auschwitz in den Tod deportiert wurden (siehe zugehörige Einträge: Andreas-Friedrich, Ruth und Friedrich, Karin; Calogeräs-Meissner, Ursula; Einem, Gottfried von; Kranz, Willi und Leissner, Auguste; Latte, Ellen; Schneider, Dorothea und Schneider-Lyckhage, Christa-Maria; Siemsen, Gertie).

Am 12. August 2002 erkannte Yad Vashem Anne-Liese Harich als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hartmann, Hans

Akte 0008

Der sechsundvierzigjährige Hauptmann Hans Hartmann war einer der höheren Offiziere der Heereskraftfahrzeugeinheit 457, einem Reparatur depot der Wehrmacht bei Lwiw in Ostgalizien. Hunderte von Juden waren dort 1942 eingesetzt, um Panzer, gepanzerte Fahrzeuge und andere Heeresfahrzeuge, die beschädigt von der russischen Front kamen, zu demontieren und zu reparieren.

Im Februar 1942 wurden Vater und Sohn Goldberg vom Rest ihrer Familie im Ghetto Lwiw getrennt und in das berüchtigte KZ Janowska überstellt. Gittel Goldberg riskierte ihr Leben und verliess entgegen allen Vorschriften das Ghetto für mehrere Tage, um in der Stadt jeden deutschen Offizier, der ihr begegnete, mit der Bitte anzugehen, ihren Ehemann und den neunzehnjährigen Sohn aus



dem Todeslager zu befreien. Sie versuchte, ihr Mitgefühl zu wecken, indem sie ihnen die deutschen Schulzeugnisse ihres Sohnes zeigte (die Goldbergs waren 1938 aus Thüringen ausgewiesen worden). Die meisten der Offiziere, die sie ansprach, liessen die verzweifelte Frau mit dem Judenstern einfach stehen; manche verhöhnten sie sogar.

Der Einzige, der stehenblieb, um sich ihre Geschichte anzuhören, war Hauptmann Hartmann, der sich alle Einzelheiten sorgfältig in seinem Notizbuch aufschrieb. In den folgenden Tagen versuchte er alles, um die Freilassung der beiden Goldbergs zu erreichen, trotz des hartnäckigen Widerstands des sadistischen Lagerkommandanten, SS-Obersturmbannführer Fritz Gebauer. Zuletzt fuhr Hartmann in einem Militärfahrzeug persönlich zum

Haupttor des Lagers Janowska und nahm, nach einigen Auseinandersetzungen mit den Wachen, die beiden Gefangenen mit. Zurück im Ghetto wollten die Goldbergs Hartmann zum Dank ein vergoldetes Pelikan-Schreibset schenken. Er nahm es nicht an. «Behalten Sie es lieber für sich – es ist wahrscheinlich der letzte Wertgegenstand, den Sie noch haben», sagte er.

Für die SS aber war die Angelegenheit nicht beendet. Wenige Tage nach diesem Zwischenfall erhielt Hartmann den Befehl, Lwiv sofort zu verlassen und sich einer Reparatureinheit bei Rommels Afrikakorps anzuschliessen.

Nach dem Krieg korrespondierten die Goldbergs einige Zeit mit ihrem Retter, der inzwischen Postmeister in der kleinen bayerischen Stadt Wolfratshausen geworden war, aber nach ihrer Emigration nach Israel 1949 brach der Kontakt ab.

Am 16. Juli 1963 erkannte Yad Vashem Hans Hartmann als «Gerechten unter den Völkern» an.

Hauschild, Käthe

Akte 2459

Die am 19. April 1915 geborene Käthe Hauschild (geb. Howold) war die Frau eines deutschen Wehrmachtsoffiziers. 1938 freundete sie sich in Meiningen in Thüringen mit einem achtzehnjährigen Mädchen namens Helga Frühauf (später verheiratete Cohn) an, der Tochter des jüdischen Kaufmanns Felix Frühauf. Nach Kriegsausbruch beherbergte Hauschild den Vater ihrer Freundin kurzzei-

tig, als er sich 1939 und erneut im November 1940 vor der Gestapo verstecken musste. Sie unterstützte die Frühaufs auch bei zahlreichen Gelegenheiten mit Lebensmittelpaketen und anderen notwendigen Dingen, die sie ihnen bis 1943 – mit Wissen ihres Mannes Willy – regelmässig zukommen liess.

Nach 1941 zogen die Frühaufs – Vater, Tochter und Sohn – von Meiningen nach Berlin, wo sie zur Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik eingeteilt wurden. Die in Amerika geborene Mutter hatte in die USA emigrieren können, aber ihr unzeitiger Tod im Jahr 1940 beraubte die Familie der Möglichkeit, ein amerikanisches Visum ausserhalb der Quoten zu erhalten.

Helgas Vater Felix und ihr Bruder Rudolf wurden nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Sie selbst konnte den Krieg versteckt im besetzten Belgien überleben.

Am 18. Januar 1983 erkannte Yad Vashem Käthe Hauschild als «Gerechte unter den Völkern» an.

Heine, Fritz

Akte 3522

Fritz Heine wurde am 6. Dezember 1904 in Hannover geboren. Er war der Sohn einer Arbeiterfamilie, die sich immer als sozialdemokratisch verstanden hatte. Sein Vater war Orgelbauer, seine Mutter starb, während der Vater zum Kriegsdienst eingezogen worden war. 1925 wurde der einundzwanzigjährige Heine beizugeordneter Sekretär des SPD-Vorstandes in Berlin. In seiner Funktion als Organisator der Propaganda-Abteilung der Partei wurde er schnell in den politischen Konflikt mit der NSDAP hineingezogen. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten und dem Verbot der SPD am 22. Juni 1933 ging Heine, wie viele andere führende SPD-Mitglieder, ins Exil. Er kehrte jedoch einige Male mit gefälschtem Pass nach Deutschland zurück, um politische Aktivisten zu treffen und Verfolgte ausser Landes zu schmuggeln.

Die erste Station seines Exils war Prag, wo er die Propaganda- und Publikationsarbeit der SOPADE, des SPD-Vorstandes im Exil, übernahm. Als die Tschechen 1937 dem Druck der Nationalsozialisten nachgaben und die SOPADE auswiesen, liess sich Heine mit der übrigen im Exil lebenden SPD-Führung in Frankreich – zu dieser Zeit unter der Regierung Léon Blums – nieder. Der Kriegsausbruch und die Besetzung Frankreichs durch die Deutschen veränderten die Situation erneut. Im Mai 1940 wurde Heine, wie die meisten anderen deutschen Emigranten in Frankreich, in einem Internierungslager inhaftiert und hatte mit der Auslieferung nach Deutschland zu rechnen.

In diesem Augenblick sprang das «American Jewish Labor Committee» in die Bresche und wurde bei Präsident Roosevelt vorstellig, der anordnete, 1.000 «Notfallbesuchervisa» für die Vereinigten Staaten auszugeben. Das «Jewish Labor Committee» stellte die Listen mit den Leuten, die gerettet werden sollten, zusammen und bewilligte 300.000 Francs zu diesem Zweck. Varian Fry, ein ehe-

maliger Harvard-Student, wurde nach Marseille geschickt, um die Flüchtlinge ausser Landes zu bringen. Heine, der das jüngste Mitglied des SOPADE-Vorstands war, und ausserdem sowohl Englisch als auch Französisch fließend sprach, wurde sein Verbindungsmann und seine rechte Hand.

Die Rettungsaktion war gefährlich, da das Vichy-Regime mit dem nationalsozialistischen Deutschland kooperierte. Viele, die kein französisches Ausreisewisum erhielten, mussten über die Pyrenäen nach Spanien geschmuggelt werden. Einige mussten mit gefälschten Pässen ausgestattet werden. Unter den Verfolgten, denen auf diese Weise geholfen wurde, waren auch einige Juden, die keine Sozialdemokraten waren.

Fry verblieb bis 1942 auf diesem Posten. Heine dagegen konnte nur bis zum Februar 1941 in Frankreich bleiben, da die Situation zu diesem Zeitpunkt für einen deutschen Emigranten mit seiner politischen Vergangenheit zu unsicher wurde. Er reiste zunächst nach Lissabon und von dort nach Grossbritannien. Nach dem Krieg kehrte er nach Deutschland zurück und wurde Mitglied des neuen SPD-Vorstands.

Am 29. Oktober 1987 erkannte Yad Vashem Fritz Heine als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Fry, Varian: *Surrender on Demand*, New York 1945.

Block, Gay und Drucker, Malka: *Rescuers – Portraits of Moral Courage in the Holocaust*, New York 1952.

Heinen, Josef

Akte 0536

Josef Heinen, Notar in Ahrweiler, hatte in Liers an der Ahr in der nahegelegenen Eifel ein Wochenendhaus gemietet, um für sich und seine Familie eine Zuflucht vor den Luftangriffen zu haben. Als er erfuhr, dass die Familie Sonnenfeld – Sohn Gert, Vater und die kranke Mutter – zur Deportation vorgesehen war, bot er ihr in diesem Landhaus Unterschlupf an. Einen Tag nach einem besonders schweren Bombenangriff brachte daraufhin Gert Sonnenfeld seine Eltern in die Eifel. Seine Mutter musste auf einer Trage auf einem flachen Wagen transportiert werden. Obwohl dies auf dem Land geschah, wo jeder jeden kannte, kam es niemandem in den Sinn, Heinen, der aus einer sehr angesehenen Ahrweiler Familie stammte, zu denunzieren. Die Unterbringung dauerte von 1942 bis zum Einmarsch der Amerikaner am Ende des Krieges.

Am 8. Juli 1969 erkannte Yad Vashem Josef Heinen als «Gerechten unter den Völkern» an.

Das in Lorsbach wohnende Ehepaar Emil und Paula Heinzmann beherbergte in seinem Haus von April 1944 bis Ende April 1945 das zwölfjährige Mädchen Berta Margarete Ehrlich, das nach den Nürnberger Gesetzen als «Mischling ersten Grades» galt. Der jüdische Vater, Alexander Ehrlich, war schon Anfang 1939, nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager Dachau, nach Amerika ausgewandert. Die «arische» Mutter Elisabeth, die angesichts der Verschärfung der Verfolgung um ihre halbjüdische Tochter bangte, übergab sie den ihr bis dahin fremden Heinzmanns. Emil Heinzmann nahm das Kind, obwohl er Mitglied der NSDAP und bei der Reichsbahn beschäftigt war, ohne Bedenken auf. Das Ehepaar behandelte das Mädchen wie sein eigenes Kind.

1949 wanderten auch Elisabeth und Margarete Ehrlich in die Vereinigten Staaten aus.

Am 3. Mai 2001 erkannte Yad Vashem Emil und Paula Heinzmann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Heinrich Held, der im Jahr 1897 geborene spätere Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, war seit 1930 als Pfarrer in der Evangelischen Kirchengemeinde Essen-Rüttenscheid tätig. Nach Hitlers Machtübernahme gehörte er zusammen mit seinem guten Freund Pfarrer Johannes Böttcher zu den Leitern der Bekennenden Kirche in Essen. Held willigte sofort ein, als ihn im September 1944 sein Bekannter, Pastor Hans Joachim Iwand aus Dortmund, bat, den verfolgten Juden Hans Werner Perls aufzunehmen.

Der aus Gleiwitz in Niederschlesien (heute Gliwice in Polen) stammende Landgerichtsrat Perls hatte sich zu Beginn seines Jurastudiums noch während des Kaiserreichs taufen lassen. Wegen seiner jüdischen Herkunft litt er in der NS-Zeit unter Diskriminierungen und Schikanen, aber dank seiner Ehe mit einer «Arierin» blieb er bis Herbst 1944 von der Deportation verschont. Als ihm im September 1944 bekannt wurde, dass auch in «Mischehe» lebenden Juden nun die Deportation drohte, bat er Pastor Hans Joachim Iwand ihn zu verbergen. Iwand schickte ihn noch am gleichen Tag in Begleitung seiner Frau Ilse Iwand zu Pfarrer Held. Der Sicherheit halber vermieden die beiden auf dem Weg von Dortmund nach Essen die Eisenbahn. Perls, der den Decknamen Lange benutzte, versteckte sich drei Monate lang im Keller des Hauses der Helds in der Reginenstrasse 47. Als die immer häufigeren Luftangriffe ihm zu schlimm wurden, suchte man für den Verfolgten Ende Dezember 1944 einen anderen Zufluchtsort auf dem Land.

Damit war Perls Leidensweg unter der NS-Herrschaft aber noch nicht zu Ende. Sein einziger Sohn Rudi «starb» am 15. Dezember 1944 im KZ Buchenwald unter ungeklärten Umständen. Seine Frau, mit der er sich noch für einen kurzen Zeitraum in Schwerte wiedervereinigen konnte, kam am 10. März 1945,

kurz vor der Befreiung, während eines schweren alliierten Bombenangriffs ums Leben. Perls, der diese Schicksalsschläge nie verkraften konnte, beging am 28. November 1946 Selbstmord.

Auch der am 10. Dezember 1879 in Gleiwitz geborene und noch als kleines Kind getaufte Philipp Rappaport (siehe zugehörigen Eintrag: Moser, Ernst Richard) konnte bei den Helds in letzter Stunde Zuflucht und Schutz vor dem Zugriff der Gestapo finden. Rappaport, der ebenfalls mit einer «Arierin» verheiratet war, war im September 1944 in das Arbeitslager Vorwohle in der Nähe von Escherhausen deportiert worden. Von dort gelang ihm am 18. Februar 1945 die Flucht nach Essen. Da es für ihn zu gefährlich war, in seiner Wohnung zu bleiben, bat seine Familie Pfarrer Held um Hilfe. Held war sofort bereit, den Verfolgten bei sich unterzubringen und bat nur um Lebensmittelkarten. Rappaport verbarg sich etwa drei Wochen im Keller des Pfarrhauses in der Reginenstrasse 47. Er verliess sein unterirdisches Versteck nur, um in den öffentlichen Luftschutzbunker zu gehen. Dabei trug er stets eine dunkle Sonnenbrille, um nicht erkannt zu werden. Als das Haus der Helds am 11. März 1945 durch den letzten grossen Luftangriff auf Essen zerstört wurde, wurde Rappaport von einem anderen Pfarrer aufgenommen, in dessen Haus er den letzten Monat bis zum Einmarsch der Amerikaner am 11. April 1945 unbehelligt überleben konnte.

Darüber hinaus betreute Held zusammen mit Pfarrer Johannes Böttcher (siehe eigenen Eintrag) auch eine Gruppe von untergetauchten Juden, die sich im Keller der Reformationskirche in Essen-Rüttenscheid aufhielten. Als Pfarrer Böttcher im November 1944 von Rüttenscheid in die Essener Innenstadt zurückkehrte, blieb Held ihre einzige Kontaktperson.

Am 9. Juli 2003 erkannte Yad Vashem Heinrich Held als «Gerechten unter den Völkern» an.

Hellenbrandt, Werner

Akte 1697

Dr. Werner Hellenbrandt, ein Kreisarzt in der Gegend des besetzten Łódź, lernte das jüdische Ehepaar Chwat – beide ausgebildete Ärzte – während einer Typhus-Epidemie im Ghetto von Przyglow kennen. Hellenbrandt gab heimlich Medikamente aus dem Medizinschrank der Deutschen an jüdische Typhus-Patienten im Ghetto weiter. Als am 14. Oktober 1942 die endgültige Liquidation des Ghettos begann, wurden die Chwats zusammen mit anderen Juden zum «Umschlagplatz» im Ghetto von Piotrkow gebracht, von wo sie deportiert werden sollten. Dr. Chwat brachte einen der Gestapo-Offiziere dazu, Dr. Hellenbrandt zu benachrichtigen, der dafür sorgte, dass die Namen des jüdischen Ehepaares von der Liste der zu Deportierenden gestrichen wurden. Er arrangierte es auch, dass beide in der Glashütte «Kara» eingesetzt wurden, wo sie etwa zwei Jahre arbeiteten. Jedesmal, wenn die Gestapo eine «Selektion» unter den jüdischen Arbeitern durchführte, wurden die Chwats von Hellenbrandt vorgewarnt.

Am 19. November 1979 erkannte Yad Vashem Werner Hellenbrandt als «Gerechten unter den Völkern» an.

Helmrich, Eberhard

Akte 0154

Wehrmachtsmajor Eberhard Helmrich wurde am 24. August 1899 in Hamburg geboren. Während des Krieges diente er in Drohobycz im besetzten Galizien. Zuerst war er Leiter der Abteilung für Ernährung und Landwirtschaft, später wurde er Kreislandwirt für den besetzten Bezirk.

Gross und blond, war Helmrich der klassische «Arier». Der deutsche Landwirtschaftsexperte hatte jedoch nichts als Verachtung für die nationalsozialistische Rassenideologie und zeichnete sich durch seine anständige und menschliche Behandlung der lokalen jüdischen Bevölkerung aus. Als der zuständige deutsche Offizier versorgte Helmrich das jüdische Krankenhaus in einer Zeit akuter Nahrungsmittelknappheit mit Lebensmitteln und rettete so manchen Patienten vor dem Tod durch Unterernährung. Er gründete ein geschlossenes landwirtschaftliches Arbeitslager mit einer Belegschaft von etwa 130 jungen jüdischen Männern und Frauen. Die SS überzeugte er, ihre Zustimmung zu geben, indem er erklärte, dass «Hyrawka» (wie das Landwirtschaftslager heissen sollte) das deutsche Personal in der Gegend mit frischem Gemüse versorgen könne. Dadurch waren die jungen jüdischen Insassen für einige Zeit vor den Aktionen geschützt, durch die tausende schutzloser Juden von der deutschen SS und ihren ukrainischen Henkersknechten brutal zusammengetrieben und in Vernichtungslager in Zentralpolen verfrachtet wurden.

Helmrichs eigene Untergebene hatten die Anweisung, die jüdischen Arbeiter human zu behandeln. Als die Beschäftigung von Juden in der Landwirtschaft verboten und das landwirtschaftliche Lager «Hyrawka» aufgelöst werden musste, sorgte Helmrich dafür, dass die jüdischen Insassen in andere Arbeitslager in der Umgebung kamen, um sie so vor der sofortigen Deportation zu schützen und ihnen eine weitere Chance zur Flucht zu geben.

In Einzelfällen befahl Helmrich seinem polnischen Fahrer Janek, Juden in seinem Dienstwagen an SS-Blockaden und Wachtposten vorbeizufahren. Er brachte solche jüdischen Flüchtlinge oft mehrere Tage in seinem Haus unter, bis es sicher war, sie aus der Stadt zu bringen. Unter denen, die er auf diese Weise rettete, waren der Arzt Leon Miszel und dessen Tochter Irene Feit, die er einige Wochen lang in seinem Haus beschäftigte, obwohl dies durch die Rassengesetze streng verboten war. Helmrich brachte sich noch weiter in Gefahr, indem er für mehrere jüdische Mädchen gefälschte Papiere besorgte und sie – vorgeblich als ukrainische Hausmädchen – zur Arbeit nach Deutschland schickte. Zu den belegten Fällen gehören Anita Birnbach, Melania Reifler, Susi Bezael und ihre Schwester, sowie zwei Schwestern aus der Familie Werner. Selbst in den finsternen Stunden der Nazisiege und der brutalsten Grausamkeiten gegen Juden be-

handelte Helmrich alle Juden in seiner Umgebung mit Freundlichkeit und Fürsorge und hatte immer ein ermutigendes Wort für sie.

Nach dem Krieg heiratete Helmrich, der sich von seiner deutschen Frau Donata (siehe eigenen Eintrag: Helmrich, Donata) hatte scheiden lassen, eines der von ihm geretteten jüdischen Mädchen und übersiedelte mit ihr in die USA.

Am 14. Dezember 1965 erkannte Yad Vashem Eberhard Helmrich als «Gerechten unter den Völkern» an.

Helmrich, Donata

Akte 0154a



Donata Helmrich war die Ehefrau von Major Eberhard Helmrich (siehe eigenen Eintrag). Dieser errichtete im Sommer 1941 nahe Drohobycz in Galizien ein landwirtschaftliches Lager, in dem Juden als Zwangsarbeiter beschäftigt wurden. Im November 1942 kam seine Frau aus Berlin zu Besuch. Sie erzählte ihm von dem grossen Arbeitskräftemangel in Deutschland und liess ihn gefälschte ukrainische Arbeitspapiere für zwei der jüdischen Mädchen beschaffen, die im Lager arbeiteten, Susi Bezalel und ihre jüngere Schwester. Donata Helmrich nahm die beiden im Zug mit zurück nach Berlin, angeblich als ukrainische Hausmädchen. Einige Monate später kam eine weitere junge Jüdin ins Haus, Anita Birnbach.

Dies war ein äusserst gefährliches Unterfangen für eine Mutter von vier kleinen Kindern, besonders da Fremdarbeiter strengen und regelmässigen Kontrollen durch die Polizei unterworfen waren. Da sie befürchtete, dass eines der Kinder unabsichtlich das Geheimnis verraten könnte, sorgte Helmrich schliesslich dafür, dass die jüdischen Mädchen als Hausmädchen in der Nachbarschaft arbeiten konnten. Sie kümmerte sich weiter um sie und hielt sie aus den Briefen ihres Mannes über die Ereignisse in Drohobycz auf dem Laufenden. Als Susi Bezalel erfuhr, dass ihre Mutter tot war, begann sie Donata Helmrich «Marni» zu nennen.

Am 7. Juli 1986 erkannte Yad Vashem Donata Helmrich als «Gerechte unter den Völkern» an.

Die am 8. August 1894 in Bad Ems geborene Marie Luise Hensel (geb. Flothmann) lebte in Marburg a. d. Lahn, als sie versuchte, den jüdischen Rechtsanwalt Dr. Hermann Reis mit Frau und Tochter in der Nähe des Bodensees über die deutsch-schweizerische Grenze zu schmuggeln. Als sie am 27. August 1942 mit ihrer Freundin Käthe Jung die Umgebung nach einem möglichen Fluchtweg von Überlingen aus absuchte, wurde sie durch eine hinterhältige Gastwirtin in Schienen, der sie ihre Geschichte anvertraut hatte, an die Gestapo verraten.

Die Gestapo verhaftete die beiden Frauen sofort und brachte sie ins Gefängnis ins nahegelegene Konstanz. Die Anklage lautete auf einen Verstoss gegen das «gesunde Volksempfinden» und «Unterstützung von Juden». Nach drei Tagen intensiven Verhörs beging Hensel im Gefängnis Selbstmord aus Angst, Geheimnisse zu verraten, die ihre Familie in Gefahr gebracht hätten. Sie war die Witwe eines Professors der Universität Königsberg in Ostpreussen (heute Kaliningrad in Russland), den man 1933 wegen seiner jüdischen Abstammung gezwungen hatte, seinen Lehrstuhl aufzugeben. Einer ihrer beiden Söhne diente als Soldat in der Wehrmacht. Die Familie Reis wurde nach Auschwitz deportiert und kehrte nicht zurück. Hensels Freundin Käthe Jung wurde nach einigen Tagen Haft entlassen.

Am 10. Dezember 1972 erkannte Yad Vashem Marie Luise Hensel als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Dickinson, John K.: German and Jew – The Life and Death of Sigmund Stein, Chicago 1967.

Kaschnitz, Marie Luise: Lange Schatten: Erzählungen, Hamburg 1960.

Der am 8. Januar 1915 geborene Herbert Herden wohnte vor dem Krieg in der Kleinstadt Hohenmölsen im heutigen Bundesland Sachsen-Anhalt. Einige Zeit nach Kriegsausbruch wurde er der Nachrichtenabteilung der Polizei in Krakau zugeteilt, wo er für die Koordination der Verpflegung mit Lebensmitteln und anderen Gütern zuständig war. Im Dezember 1939 begegnete er zum ersten Mal Felicia Lieber. Die deutsche Besatzungsverwaltung hatte Herden die Wohnung zugeteilt, in der die Sechzehneinhalbjährige (geb. am 13. Mai 1923) und ihre Mutter, beide Jüdinnen, lebten. Herden erlaubte den beiden, in der Wohnung zu bleiben und brachte sie später in der ihm neu zugewiesenen Unterkunft in der Długa-Strasse 52 unter. Dank gefälschter «arischer» Papiere, die Herden ihnen besorgte, mussten Felicia und ihre Mutter nicht in das überfüllte Ghetto umziehen, das am 20. März 1941 abgeriegelt wurde. Im Dezember 1941 brachte Her-

den Felicia, die fließend Deutsch sprach, als seine Verlobte in das Haus seiner Eltern in der Lindenstr. 31 in Hohenmölsen. Das junge Paar plante, gemeinsam durch die Schweiz nach England zu fliehen, wurde aber durch Felicias Verwandte von diesem Vorhaben abgebracht. Im Sommer 1942 kehrte Herden mit Felicia nach Krakau zurück, wo die Situation der jüdischen Bevölkerung mit Beginn der Deportationen in die Todeslager immer verzweifelter wurde. Herden tat alles in seiner Macht stehende, um Felicia und ihre Verwandten zu schützen. Ihrem Bruder Ignacy-Yitzhak Lieber in Przemyśl besorgte er Lebensmittel und Geld. Als er erfuhr, dass Ignacy inhaftiert worden war und hingerichtet werden sollte, eilte er nach Przemyśl, um von dem SS-Mann Schwanberger seine Freilassung zu erreichen. Im Sommer 1944 jedoch wurden Felicia und ihre Mutter denunziert – offenbar von einem polnischen Nachbarn, der sie auf der Strasse erkannt hatte – und verhaftet. Felicia wurde nach Auschwitz-Birkenau deportiert und starb später auf dem Transport zum Lager Stutthof bei Danzig. Ihre Mutter kam in das Lager Płaszów und wurde sofort bei ihrer Ankunft erschossen. Herden selbst wurde im Juli 1944 durch die Gestapo verhaftet und im Konzentrationslager Dachau inhaftiert.

Nach dem Krieg arbeitete Ignacy Lieber, der Auschwitz überlebt hatte, zwei Jahre lang für jüdische Hilfsorganisationen in Landsberg/Bayern. Er lud Herden zu sich ein und beide veröffentlichten gemeinsam eine Suchanzeige, die 1.000 Mark Belohnung für Informationen über das Schicksal Felicias versprach – aber alles war vergebens.

Lieber versuchte auch nach seiner Immigration in den neu gegründeten Staat Israel, den Kontakt mit Herden aufrechtzuerhalten, aber dieser sass in der DDR hinter dem Eisernen Vorhang fest und konnte nicht antworten.

Am 17. März 2004 erkannte Yad Vashem Herbert Herden als «Gerechten unter den Völkern» an.

Hermann, Carl **Hermann, Eva**

Akte 0970

Der am 17. Juni 1898 in Lehe geborene Carl Hermann war ein Physiker von internationalem Rang, der sich auf Kristallographie spezialisiert hatte. Er und seine am 24. Mai 1900 in Grünenplan geborene Frau Eva (geb. Lüddecke) stammten beide aus evangelischen Familien und wandten sich schon lange vor 1933 den Quäkern zu. Formell schlossen sie sich der Bewegung jedoch erst nach Hitlers Machtergreifung an. Als Pazifisten und ausgesprochene Befürworter internationaler Solidarität hatten die Hermanns mit den Doktrinen des Nationalsozialismus nichts im Sinn und hielten ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Juden aufrecht, auch angesichts der Bemühungen des Regimes, diese zu Ausgestossenen zu machen.

Im Januar 1935 wurde Carl Hermann bei der IG Farben in der Nähe von Mannheim angestellt, während seine Frau sich in einer philanthropischen Organisation der Quäker engagierte, die Juden bei der Auswanderung aus Deutsch-

land half. Nach der Deportation der Mannheimer Juden im Oktober 1940 stellte Eva Hermann einen detaillierten Bericht aller Vorgänge zusammen, wobei sie die Zahl der Selbstmorde nannte und die ruhige Haltung der jüdischen Opfer herausstellte. Da die Auswanderungshilfe an diesem Punkt sinnlos geworden war, gaben die Hermanns ihr ganzes Vermögen aus, um Kleidung und Lebensmittel zu kaufen, die den in das Lager Gurs in Südfrankreich deportierten Mannheimer Juden zugeschickt wurden.

Im Januar 1943 boten die Hermanns in ihrem Heim dem jüdischen oder «halb-jüdischen» Berliner Ehepaar Hilde und Fritz Rosenthal Zuflucht an. Die Ehefrau, eine alte Schulfreundin von Eva Hermann, versuchte der Deportation zu entkommen, indem sie unter dem falschen Namen Rasch durch Deutschland reiste. Es dauerte jedoch nicht lange, bis der Aufenthaltsort der Rosenthals der Gestapo bekannt wurde und sie im März 1943 verhaftet wurden. Fritz Rosenthal beging bei der Verhaftung Selbstmord mit Gift, seine Frau wurde deportiert.

Nach dem Verhör von Hilde Rosenthal wurden auch ihre Gastgeber in «Schutzhaft» genommen und vor einem Sondergericht angeklagt. Der Hauptvorwurf der Anklage war jedoch nicht die Hilfe, die sie dem «illegalen» Ehepaar gewährt hatten, sondern ihre Gewohnheit, ausländische Radiosender zu hören. Die Anklagevertretung entschied sich wahrscheinlich für diese Vorgehensweise, weil nach dem Buchstaben des Gesetzes nur dieser zweite Anklagepunkt die Todesstrafe nach sich ziehen konnte. Trotz dieser Bedrohung mit dem Todesurteil fiel die tatsächlich gegen die Hermanns verhängte Strafe milder aus. Die Nachsicht des Gerichts erklärt sich wohl vor allem daraus, dass Carl Hermanns Forschungsarbeit als kriegswichtig angesehen wurde. Daher durfte er, obwohl er zu acht Jahren Haft verurteilt wurde und seine Stelle bei der IG Farben verlor, tagsüber seiner wissenschaftlichen Arbeit im Labor nachgehen. Seine Frau Eva wurde zu drei Jahren Haft verurteilt.

Am 19. Januar 1976 erkannte Yad Vashem Carl und Eva Hermann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Herrmann, Otto

Akte 9486

Otto Herrmann wurde am 29. Mai 1903 in Halle als Sohn des Kupferschmiedes Gustav Herrmann geboren. Als überzeugter Kommunist sass er schon in den 1920er und 1930er Jahren verschiedene Male im Gefängnis und im Zuchthaus. Vom 1. September 1939 bis 11. April 1945 war er im Konzentrationslager Buchenwald, im letzten Jahr in dessen Nebenlager Niederorschel inhaftiert. Herrmann wurde wohl von dem illegalen politischen Lagerkomitee von Buchenwald für das Aussenkommando Niederorschel ausgewählt, um dort für die Häftlinge möglichst menschliche Verhältnisse zu schaffen. Die meisten der Insassen waren ungarische Juden, aber es gab auch französische und tschechische Widerstandskämpfer und russische Kriegsgefangene. Als Lagerkapo setzte sich Herrmann

bei der SS-Besetzung und dem verhassten Kommandanten für die Häftlinge ein unter der Ausrede, dass sie kriegswichtige Arbeit leisteten. Dass er dabei sehr erfolgreich war, beweist schon allein die Tatsache, dass über 97% der Häftlinge – wie gesagt die meisten von ihnen Juden – überleben konnten. Zahlreiche Berichte ehemaliger Insassen bezeugen, dass Herrmann jedes Mal, wenn ein Häftling vor den SS-Wächtern geschützt werden musste, mutig und unerschrocken auftrat.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1945 wurden die Häftlinge des Aussenkommandos Niederorschel auf einem strapaziösen Fussmarsch nach Buchenwald evakuiert. Buchenwald wurde am 11. April befreit.

Am 31. Dezember 2003 erkannte Yad Vashem Otto Herrmann als «Gerechten unter den Völkern» an.

Heuer, Dorle	Akten 1088
Heuer, Albert	1089
Kochanowski, Gertrud	1090
Patzschke, Erika	
Patzschke, Herbert	

Margot Blochs Überleben während der letzten Kriegsjahre war die gemeinsame Leistung einer Reihe deutscher Männer und Frauen, die alle bereit waren, sich und ihre Angehörigen in Gefahr zu bringen, um eine vollkommen Fremde aus den Klauen der nationalsozialistischen Todesmaschinerie zu retten.

Als die neunzehnjährige Margot Bloch (geb. 21. Oktober 1923) und ihr Vater im November 1942 von ihrer Zwangsarbeits-Schicht in der Fabrik Flohr in Berlin-Tegel nach Hause kamen, fanden sie ihre Wohnung versiegelt vor. Die Mutter war von der Gestapo verhaftet worden und sollte deportiert werden. Der Arbeitsleiter in der Fabrik Flohr, Herbert Patzschke, hatte ihnen bereits vorher gesagt, dass sie sich im Notfall an ihn wenden sollten. Die Blochs nahmen das Angebot jetzt an und fanden in Patzschkes Haus in der Barnabasstrasse 22 in Berlin-Tegel Zuflucht. An einem der nächsten Tage beschloss der Vater, sich bei der Gestapo zu melden in der verzweifelten Hoffnung, die Freilassung seiner Frau zu erreichen. Stattdessen wurden beide nach Auschwitz deportiert und kamen nicht wieder zurück.

Nach der Verhaftung von Margots Vater bot Patzschke an, das junge jüdische Mädchen noch einige Nächte in seinem Haus unterzubringen, bis sie ihre Angelegenheiten geregelt hätte und aus Berlin verschwinden könne. Bloch wandte sich daraufhin an Lina Cremer, eine mit einem «Arier» verheiratete Jüdin, die sie einlud, nach Hannover zu kommen. Durch Cremers «arischen» Ehemann kam Margot in Kontakt mit nichtjüdischen deutschen Familien, bei denen sie die letzten zweieinhalb Jahre des Krieges verbrachte.

Gertrud Kochanowski (geb. Lessie) war damals Mutter von zwei Kindern im Alter von drei und sechs Jahren. Vor 1933 hatte sie der SPD angehört, und sie blieb ihren politischen Überzeugungen auch nach Hitlers Machtergreifung treu. Als sie im Mai/Juni 1943 von einer ihrer Bekannten gefragt wurde, ob sie viel-

leicht bereit wäre, einem jüdischen Mädchen auf der Flucht Unterkunft zu geben, willigte sie sofort ein. Sie entwickelten eine sichere Tarngeschichte, nach der aus Margot Frau Fischer aus Hildesheim wurde, die junge Frau eines Wehrmachtssoldaten.

Alles ging gut, bis das Heim der Kochanowskis in Hannover in der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober 1943 bei einem Luftangriff völlig zerstört wurde. Als «ausgebombte» Mutter erhielt Kochanowski ein Ausweichquartier in Freiheit bei Osterode am Harz und lud Bloch ein, mit ihr zu kommen. In dem kleinen Ort konnte jedoch nichts verborgen bleiben, und die Anwesenheit einer beschäftigungslosen jungen Frau wurde bald zu auffällig. Daher wandte sich Gertrud Kochanowski um Hilfe an ihren Freund Albert Heuer in Hannover. Dieser war als ein langjähriger Gegner des Regimes den Nationalsozialisten wegen seiner früheren Verbindungen zu der verbotenen SPD verdächtig geworden und schon bald nach 1933 in einem Konzentrationslager inhaftiert worden. Trotzdem nahmen er und seine Frau Dorle Margot Bloch nach kurzem Zögern in ihr Heim auf und behandelten sie wie ein Familienmitglied. Von den vier Kindern wusste nur die älteste Tochter um ihre jüdische Identität.

Indem sie zwischen dem Haus der Heuers in Hannover und der Unterkunft von Gertrud Kochanowski in Freiheit/Osterode hin- und herreiste, konnte Margot Bloch die Kriegsjahre unentdeckt von der Gestapo überstehen. Nach dem Krieg emigrierte sie zunächst nach England und von dort nach Australien.

Am 17. Dezember 1976 erkannte Yad Vashem Albert und Dorle Heuer, Gertrud Kochanowski sowie Herbert und Erika Patzschke als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hirschfeldt-Berlow, Edith

Akte 5444

Edith Berlow wurde am 16. Januar 1903 in Wilhelmshaven geboren. Als ausgebildete Sekretärin lebte sie allein in Berlin, wo sie 1936 den jüdischen Arzt und Spezialisten für Orthopädie Kurt Hirschfeldt kennenlernte und sich in ihn verliebte. Zu dieser Zeit waren Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden bereits durch die Nürnberger Gesetze als «Rassenschande» definiert worden und strafbar.

Im Juli 1938 wurden die Zulassungen jüdischer Ärzte widerrufen und Dr. Hirschfeldt musste seine Praxis in der Schlüterstrasse schliessen. Er konnte noch bis 1941 als Krankenbehandler, d.h. als Mediziner, der ausschliesslich jüdische Patienten behandeln durfte, Weiterarbeiten. Dann ging er, um der Deportation zu entgehen, in den Untergrund und fand Aufnahme in Berlows Heim. Auf diese Weise konnte er den Krieg überleben.

Eine weitere Person, die Berlow das Leben verdankt, war Hirschfeldts neunzehnjähriger Cousin Walter Frankenstein. Frankenstein wurde 1943 von seiner Frau, die mit seinem kleinen Sohn in Leipzig zurückgeblieben war, getrennt und streifte anonym durch die Strassen von Berlin, um der Gestapo zu entgehen.

Schliesslich wandte er sich um Hilfe an Berlow. Sie nahm ihn für eine Nacht auf und verschaffte ihm dann eine Unterkunft in der Königsallee 23 in Berlin-Grunewald bei Dr. Arthur Ketzer, der als Gegner der Nationalsozialisten bekannt war.

Durch Werner Scharff, einen jüdischen Elektriker, der die «Gemeinschaft für Frieden und Aufbau», eine kleine in Berlin operierende Widerstandsgruppe, gegründet hatte, lernte Berlow andere «illegale» Juden kennen, deren Leben von der Hilfe durch Nichtjuden abhing. Unter diesen Juden waren Marlis und Michael Michailowitz. Im November 1941 willigte Berlow ein, sie für ein paar Tage aufzunehmen. Tatsächlich blieben sie nahezu sechs Monate. Dann wurde das Risiko einer Entdeckung zu gross und Scharff beschaffte dem Ehepaar ein Ausweichquartier in einem Sommerhaus. Es gelang der Gestapo jedoch, sie aufzuspüren. Der Ehemann wurde nach Auschwitz deportiert, seine Frau nahm sich im Gestapo-Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Strasse das Leben.

Nach dem Krieg heiratete Edith Berlow Kurt Hirschfeldt und wanderte mit ihm in die Vereinigten Staaten aus. Nach dem Tod ihres Ehemannes 1971 kehrte sie nach Deutschland zurück und liess sich in Berlin nieder.

Am 4. Oktober 1992 erkannte Yad Vashem Edith Hirschfeldt-Berlow als «Gerechte unter den Völkern» an.

Höffner, Joseph Hesseler-Höffner, Helene

Akte 10066

Joseph Höffner, der spätere Kardinal und Erzbischof von Köln, wurde am 24. Dezember 1906 in Horhausen im Westerwald als erstes von sieben Geschwistern geboren. Bereits in den ersten Schuljahren fiel er durch seine hohe Begabung auf. Nach dem Abitur in Trier 1926 studierte er an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom, wo er 1929 den ersten von vier Dokortiteln erhielt. 1932 wurde er in Rom zum Priester geweiht und zwei Jahre später schloss er seine Studien dort mit einer Doktorarbeit über «Soziale Gerechtigkeit und soziale Liebe» ab. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er zunächst Kaplan in Saarbrücken. 1937 setzte er seine theologischen Studien an der Universität Freiburg im Breisgau fort und schloss sie 1938 mit einer zweiten theologischen Doktorarbeit ab. Von 1939 bis 1943 war Höffner Pfarrer in Kail an der Mosel; im April 1943 wurde er nach Trier versetzt.

Im Vorwort zu seiner Doktorarbeit von 1938 brachte Höffner seine grundsätzliche Opposition zu der nationalsozialistischen Rassenlehre unverkennbar zum Ausdruck:

«Unter Rassen und Völkern, die kommen und vergehen, weiss sich die Kirche frei und unabhängig, denn ihr tiefstes Sein ist weder jüdisch noch römisch noch griechisch; es ist nicht arisch, nicht mongolisch, nicht afrikanisch: Es ist göttlich.»

Er hat es aber nicht bei intellektuellem Widerspruch bewenden lassen. Zu den Berliner Kindern, die 1942 im Rahmen einer Kinderlandverschickung nach Keil kamen, gehörte auch das achtjährige jüdische Mädchen Esther Meyerowitz, das seine Identität unter dem Decknamen Christa Koch verbarg. Höffner nahm sich persönlich des Kindes an. Er versteckte Christa zunächst bei seiner Schwester Maria Höffner, die damals Haushälterin im Pfarrhaus war, verschwieg aber vor ihr deren wahre Identität. Als Höffner im Frühjahr 1943 nach Trier versetzt werden sollte, konnte er das Mädchen nicht in die Stadt mitnehmen, ohne Verdacht zu erregen. Er brachte Christa darum bei der Bauernfamilie Heucher in Kail unter, allerdings ohne ihre wahre Identität preiszugeben. Dort überlebte sie den Krieg unentdeckt. Im Oktober 1945 beantragte Höffner persönlich bei der amerikanischen Militärregierung in Trier für Esther-Christa und eine Begleitperson einen Interzonenpass nach Berlin. So konnte sie wieder mit ihrer noch lebenden Mutter zusammenkommen. Kurz darauf wanderten Mutter und Tochter in die USA aus.



In einem anderen belegten Fall bat Höffner seine Schwester Helene Hessler-Höffner (geb. 1912), die Berliner Jüdin Dr. Edith Nowak und ihren nicht-jüdischen Mann Dr. Hans Nowak im Haus der Geschwister in Horhausen aufzunehmen. Dort fand das Ehepaar im Jahr 1943 für sechs Monate Unterschlupf und Schutz vor dem Zugriff der Gestapo. In einem Dankesbrief vom 24. Juni 1946 schrieb Edith Nowak an Joseph Höffner:

»Die Schwierigkeiten, die Ihre Familie damals schon mit dem Naziregime des Kreises hatte, hat sie nicht gehindert, dieses Risiko (sic!) auf sich zu nehmen; denn es wäre ja nicht ohne böse Folgen für Sie und die Ihren geblieben, wenn man erfahren hätte, daß Sie eine Jüdin im Hause verbargen.«

Höffner sprach nach dem Krieg nicht von seiner mutigen Hilfe für verfolgte Juden. Sie wurde erst viele Jahre später bekannt.

Am 25. August 2003 erkannte Yad Vashem Joseph Höffner und seine Schwester Helene Hessler-Höffner als »Gerechte unter den Völkern« an.

Der 1884 geborene Kioskbesitzer Otto Hörner versteckte in den letzten Kriegsjahren in seiner Gartenhütte in Ettlingen bei Karlsruhe mehrere verfolgte Juden und bewahrte sie so vor dem Abtransport in die Vernichtungslager. Zunächst war es wohl die aus Rumänien stammende jüdische Familie Loebel – Adolf (geb. 1895), seine Frau und ihre beide Töchter Ellen und Hannelore –, die schon zur Zeit der Deportationen des Jahres 1942 bei Hörner Zuflucht fand. Seit Anfang 1944 bis zur Befreiung versteckten sich in der Gartenhütte auch die aus einem jüdischen Kinderheim in Berlin geflüchteten Brüder Paul (geb. 1931) und Jakob Schauder. Fanny Schauder, die Mutter der Jungen, war durch die in Mannheim gebliebene rumänisch-jüdische Familie Stein an Adolf Loebel verwiesen worden. Auf dessen Bitte erklärte sich Otto Hörner damit einverstanden, auch die beiden Kinder in die Hütte aufzunehmen. Das Leben in der während der Winterkälte ungeheizten Gartenhütte war schwierig. Die in der Nähe wohnende Luci Krause, eine Schwägerin Hörners, und ihr Mann Max halfen mit Lebensmitteln. Otto Hörner starb mit sechzig Jahren kurz vor der Befreiung von Ettlingen durch die Franzosen.

Fanny Schauder war in Mannheim geblieben. Von Januar 1943 bis April 1945 konnte sie bei dem mit einer Jüdin verheirateten Rudolf Zogelman Unterschlupf finden. Während dieser Zeit mussten beide Seiten erhebliche Opfer auf sich nehmen. Da sie illegal lebte, bekam Fanny Schauder keine Lebensmittel und musste von dem, was die Familie Zogelman von ihren Lebensmittelkarten entbehren konnte, leben. Während der schweren Luftangriffe auf Mannheim blieb sie in der Wohnung zurück, um nicht im Luftschutzkeller den Verdacht der Nachbarn zu erregen.

Nach der Befreiung konnte sich Fanny Schauder mit ihren Söhnen Jakob und Paul wiedervereinigen. Sowohl ihr Mann Markus als auch ihr ältester Sohn Hermann starben im Holocaust.

Am 27. November 2002 erkannte Yad Vashem Otto Hörner und Rudolf Zogelman als «Gerechte unter den Völkern» an.

Elly Möller (geb. Knabe, später Hoffmann-Gerstenberger) war eine konsequente Gegnerin des nationalsozialistischen Regimes und speziell der Nürnberger Gesetze. Gegen Ende des Krieges gewährte sie den beiden Töchtern der illegal in Berlin lebenden jungen Jüdin Alice Löwenthal in ihrem Gartenhaus in der Etersburger Strasse 33a in Weimar Zuflucht. Während der ganzen Zeit ihres ungefähr eineinhalb jährigen Aufenthaltes behandelte Möller die beiden Kinder, Ruth und Brigitte, mit ausserordentlicher Freundlichkeit. Auch ihre Mutter fand häufig Zuflucht bei ihr. Aufgrund einer Denunziation wurden die beiden Mäd-

chen jedoch im Herbst 1944 von der Gestapo zur Deportation nach Auschwitz abgeholt und dort ermordet. Die Mutter Alice Löwenthal überlebte die Zeit der Verfolgung in Berlin.

Elly Möllers Ehemann, der als Soldat an der Front war, wusste ebenfalls um das Geheimnis. Er wird seit Januar 1945 vermisst.

Am 13. November 1984 erkannte Yad Vashem Elly Hoffmann-Gerstenberger als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hohmann, Fritz Hohmann, Rosa

Akte 8848

Der am 11. Dezember 1907 in Frankfurt am Main geborene Fritz Hohmann wurde im Jahr 1943 von der Firma Ph. Holzmann AG als Bauleiter nach Reval/Estland versetzt. Die ihm zugewiesenen Arbeitskräfte bestanden aus jüdischen Frauen, die im September 1942 von Frankfurt nach Estland deportiert worden waren. Als Hohmann das erste Mal zu ihnen sprach, sagte eine der Frauen: «Oh, Heimatklänge!» Die Zwangsarbeiterinnen, die in einem alten Gefängnisgebäude untergebracht waren, wurden täglich unter schwerer Bewachung zu ihrem Arbeitsplatz in dem ausgebombten Hafen geführt. Sie mussten bei starkem Frost Aufräumungsarbeiten durchführen.

Hohmann behandelte die Frauen von Anfang an mit grosser Rücksichtnahme und Einfühlungsvermögen in ihre schwierige Lage. Unter anderem tauschte er auf eigene Rechnung gekaufte Lebensmittel, wie das in Lettland sehr begehrte Saccharin, um sie versorgen zu können. Die lebensrettende Nahrung konnte er den Frauen aber nicht offen übergeben. Vielmehr liessen sie aus dem Gefängnisfenster eine Schnur herab, mit der sie bei Nacht die von Hohmann beschafften Nahrungsmittel hochzogen.

Darüber hinaus half Hohmann den Verschleppten Kontakt mit ihren Verwandten und Freunden im Ausland aufzunehmen. Dabei waren seine Frau Rosa (geborene Eppler, geb. am 5. November 1912) in Frankfurt und die beiden Töchter (geb. 1930 und 1935), die die Botschaften unter Einsatz ihres Lebens weiterleiteten, besonders behilflich. Die Freunde der Deportierten schickten Hohmann Pakete, die er dann den Frauen insgeheim übergab. Obwohl Hohmann selbst eines Tages von der Gestapo vorgeladen wurde, liess er sich von seinem gefährlichen Tun nicht abbringen.

Nach Abschluss der Arbeiten wurde Hohmann nach Deutschland zurückversetzt. Die Frauen wurden im Sommer 1944 in das Konzentrationslager Stutthof deportiert. Einige von ihnen, die den Krieg überleben konnten, nahmen wieder Kontakt mit Fritz Hohmann und seiner Frau auf und luden sie nach New York und Paris ein.

Am 27. März 2000 erkannte Yad Vashem Fritz und Rosa Hohmann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Lisa Holländer versteckte in ihrer Wohnung im Sesselmannweg 31 in Berlin zwei jüdische Frauen, Inge Deutschkron und ihre Mutter, die seit Anfang 1943 im kriegszerstörten Berlin in der Illegalität lebten (siehe zugehörige Einträge: Görner, Theodor; Gumz, Emma; Münzer, Klara; Rieck, Walter; Schwarz, Käthe; Weidt, Otto). Die Unterbringung dauerte mehrere Monate, bis das Haus bei einem Luftangriff getroffen wurde. Aber auch danach half Holländer den beiden Frauen und anderen Juden noch mit Lebensmitteln.

Holländer hatte die Deutschkrons 1935 durch Walter Rieck kennengelernt, der mit ihrer Schwester verheiratet war. Sie empfand masslosen Hass gegen die Nazis, seit diese ihren jüdischen Ehemann Paul, einen Geschäftsmann, in einem KZ ermordet hatten. Einige Zeit nach seiner Verhaftung aufgrund erfundener Anklagen hatte sie ein Paket mit den blutgetränkten Hosen ihres Ehemannes und eine Rechnung für die Beerdigungskosten erhalten. Die Hilfe, die sie «illegalen» Juden unter Gefährdung ihres eigenen Lebens leistete, war Lisa Holländers Weg, mit ihrem Verlust umzugehen und die zu bekämpfen, die ihren geliebten Ehemann getötet hatten.

Am 7. September 1971 erkannte Yad Vashem Lisa Holländer als «Gerechte unter den Völkern» an.

**Holschke, Alfred
Holschke, Ursula
Holschke, Walter**

Im April 1945 war Alfred Holschke (geb. 1891) Gutsinspektor des Gutshofes Naundorf in der Nähe von Oschatz in Sachsen. Seine achtzehnjährige Tochter Ursula (geb. 1926) und sein sechzehnjähriger Sohn Walter (geb. 1929) lebten mit ihm in einem der Nebengebäude des Schlosses.

Das Gut Naundorf lag an der Strecke eines der berühmtesten «Todesmärsche», die in der Endphase des Krieges in allen Richtungen durch Deutschland zogen. Auf diesen Gewaltmärschen starben noch kurz vor dem Untergang des Dritten Reiches tausende von jüdischen Männern und Frauen, die es irgendwie geschafft hatten, die Schrecken der Todeslager zu überleben. Dieses Schicksal drohte auch der neunzehnjährigen Hanna Levy aus Neuwied, die aus Auschwitz evakuiert worden war, und fünf ihrer Freundinnen.

Am 15. April nutzten die sechs jungen Mädchen eine momentane Verwirrung unter ihren SS-Bewachern, um sich von der marschierenden Todeskolonne fortzustehlen und in den Wäldern bei Naundorf zu verstecken. Dort fanden sie am 17. April Alfred und Walter Holschke, die von ihrem polnischen Landarbeiter alarmiert worden waren. Sie zögerten nicht. Sie brachten die völlig ausgehungerten und bis zum Rande des körperlichen Zusammenbruchs ausgezehrten Mädchen zum Gutshof und führten sie durch die Küche auf den geräumigen Heuboden über der Scheune. Zusammen mit Ursula Holschke kümmerten sie

sich in den nächsten Tagen, um sie «wie man einer Pflanze, die verwelkt ist, Pflege angedeihen lässt, um sie wieder zu beleben».

Nach sieben Tagen in der Scheune des Gutshofes brachte Holschke, der eine Denunziation befürchtete, die jüdischen Mädchen in die Obhut eines anderen Bauern. Dieser verbarg sie einige Tage lang bei der Kartoffelernte auf dem Feld zwischen seinen Landarbeitern. Am Morgen des 26. April schickte er sie in das nahegelegene Oschatz, das gerade von den Amerikanern befreit worden war.

Nach dem Krieg liess sich Hanna Levy-Engel im Kibbutz Netzer-Sereni in Zentralisrael nieder und brach nahezu alle Brücken zu ihrer tragischen Vergangenheit ab. Die Einzige ihrer Mit-Überlebenden, mit der sie in Kontakt blieb, war Ora Aloni (Anne Borinsky), die 1996 in Israel starb. Erst nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten kam sie auf den Gedanken, nach ihren Rettern zu suchen, von denen sie damals nicht einmal die Namen wusste. Bei dieser scheinbar hoffnungslosen Unternehmung wurde ihr in grossartiger Weise von Robert Collet geholfen, dem Vorsitzenden einer deutschisraelischen Freundschaftsgesellschaft in ihrer Heimatstadt Neuwied. Collet und seine Frau reisten nach Naundorf und konnten mit Hilfe der alten Leute des Dorfes und besonders des ehemaligen Pfarrers die Namen von Alfred Holschke und seinen beiden Kindern herausfinden.

Am 18. August 1998 erkannte Yad Vashem Alfred, Ursula und Walter Holschke als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hülle, Paula

Akte 0653

Paula Hülle (geb. Katsch), eine wohlhabende Witwe, führte einen Tabakladen in der Rigaer Strasse 103 in Berlin-Friedrichshain. In den Jahren der Naziherrschaft versorgte sie mehrere miteinander verwandte Familien – teils jüdischer, teils «gemischter» Abstammung – mit Lebensmitteln, Geld und Tabakwaren, die für Geld eingetauscht werden konnten. Ihre Hauptsorge galt jedoch zwei Jugendfreundinnen, der Jüdin Margot Schwersinski und Charlotte Schäfer mit deren Tochter Jutta, die teilweise jüdischer Abstammung waren.

Einer von Hülles Kunden war NSDAP-Ortsgruppenleiter Karl Bratzke. Nach der «Reichskristallnacht» im November 1938 bat sie ihn um Hilfe und gab ihm im Gegenzug eine wöchentliche Zahlung und andere Vergünstigungen. Bratzke stimmte zu und zeigte sich erkenntlich (so behauptete er zumindest), indem er verschiedene Denunziationen verschwinden liess und rechtzeitig vor bevorstehenden Deportationen warnte.

Im Juni 1942 wurde die Familie Schwersinski zur «Umsiedlung» eingeteilt. Hülle bestürmte Margot Schwersinski, dem Befehl der Gestapo nicht zu folgen und bot an, sie in einem extra zu diesem Zweck vorbereiteten Versteck unterzubringen. Ihre jüdische Freundin weigerte sich aber, da sie befürchtete, durch ihr Untertauchen die Überlebenschancen ihrer jungen Nichte Jutta Schäfer zu gefährden. Margot und ihre Familie wurden nach Theresienstadt deportiert, und

Paula Hülle schickte ihr regelmässig Lebensmittelpakete, bis im September 1944 der Kontakt endgültig abbrach.

In der Zwischenzeit wurde die Situation der Familie Schäfer ebenfalls zunehmend unerträglich, obwohl der Vater «Arier» war und die Familie daher nur als teilweise jüdisch galt. Gegen Ende 1943 schickte Paula Hülle sie auf Anraten ihres Nazikunden – der mittlerweile Kreisleiter war – für mehrere Monate aus Berlin fort. Sie kehrten erst im April 1944 zurück, nachdem Bratzke signalisiert hatte, dass alles wieder sicher sei.

1969 gelang es Jutta Schäfer, die sich nach dem Krieg in den Vereinigten Staaten niedergelassen hatte, den Kontakt mit ihrer Retterin, die inzwischen in grosser Armut in der DDR lebte, wiederherzustellen. Sie lud Paula Hülle ein, sie in Chicago zu besuchen, von wo aus sie das Verfahren zur Anerkennung durch Yad Vashem einleitete. Als Zeichen der Dankbarkeit kam die Jüdische Gemeinde Chicago für den Rest ihres Lebens für Hülles Unterbringung in einem lutherischen Altersheim auf.

Am 5. Januar 1971 erkannte Yad Vashem Paula Hülle als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hüllenhagen, Stephanie

Akte 9219

Die am 17. September 1893 geborene Näherin Stephanie Hüllenhagen (geb. Kaiser) wohnte während des Zweiten Weltkrieges in einer Einzimmerwohnung in der Bellermannstrasse 14 in Berlin-Wedding. Als sie Zeugin der sich immer mehr verschärfenden Verfolgung der Juden wurde, fühlte sie sich verpflichtet, in irgendeiner Weise zu helfen. Sie beschloss, eine von der Deportation bedrohte Frau bei sich aufzunehmen. Nach einigem Suchen entschied sie sich für die ihr seit Langem bekannte alleinlebende Dr. Helene Leroi, die ihre beiden Töchter vor dem Kriegsausbruch mit einem Kindertransport nach England geschickt hatte. Als Hüllenhagen ihr Unterkunft in ihrer Wohnung anbot, hatte sie schon den Befehl zur Deportation in den Osten bekommen. So teilten die beiden Frauen die Einzimmerwohnung mit kurzen Unterbrechungen von Januar 1943 bis Mai 1945. Die Notwendigkeit, die Flurtoilette zu benutzen, machte ihre Situation besonders gefährlich. Mehrere Hausbewohner dürften gemerkt haben, dass Stephanie Hüllenhagen eine «illegale» Jüdin beherbergte, aber niemand denunzierte sie. Manche halfen sogar mit Lebensmitteln. Hüllenhagens Bruder, Kurt Kaiser, nahm Dr. Leroi am Abend zu Spaziergängen mit und seine Tochter, eine Medizinstudentin, betreute sie während ihrer Krankheiten. Zusätzliche Hilfe kam von Dr. Fritz Baede, der als Emigrant in der Türkei lebte und der Verfolgten auf Umwegen monatlich 100 Reichsmark zukommen liess. Er war wohl der Vater ihrer Töchter. Leroi konnte überleben. Nach dem Krieg besuchte sie ihre Töchter in England, kehrte aber wieder nach Deutschland zurück.

Am 15. Februar 2001 erkannte Yad Vashem Stephanie Hüllenhagen als «Gerechte unter den Völkern» an.

Die 1880 geborene Frieda Köbler (später Impekoven), ihr Mann Toni, Schauspieler, Schriftsteller und Intendant des Frankfurter Schauspielhauses, wie auch ihre Tochter Niddy, eine gefeierte Tänzerin, waren ausgewiesene Gegner des nationalsozialistischen Regimes und der rassischen Verfolgung der Juden. 1943 leistete Frieda Impekoven mit Wissen ihres Mannes in zwei Fällen Jüdinnen Hilfe.

Im ersten Fall erhielt sie einen Anruf von Frau Wöffler, einer älteren jüdischen Witwe. Wöffler, die sich selbst als leidenschaftliche Theaterbesucherin bezeichnete, lud die Frau des von ihr verehrten Intendanten ein, sie in ihrem möblierten Zimmer in einer nur für Juden bestimmten Pension zu besuchen, wo sie wohnte, nachdem man sie aus ihrer eigenen Wohnung vertrieben hatte. Frieda Impekoven zögerte nicht. Am nächsten Tag besuchte sie die einsame jüdische Witwe, obwohl das Regime solche Kontakte verboten hatte, und teilte auch ihre Nahrungsmittelration mit ihr. Es gelang ihr, diese Besuche sieben- oder achtmal zu wiederholen, bevor sie von zwei Gestapo-Beamten aufgesucht und zu ihrem freundschaftlichen Umgang mit Juden verhört wurde. Glücklicherweise erkannte sie einer der Offiziere als die Mutter der berühmten Tänzerin Niddy Impekoven, sodass man sie unbehelligt liess.

Im zweiten Fall wurde sie von Renate Knewitz (wahrscheinlich eine «Halbjüdin»), einer ehemaligen Schülerin der örtlichen Schauspielschule, um Hilfe gebeten. Die junge Frau war verzweifelt, da ihre jüdische Mutter, Margarete Knewitz, von der Deportation bedroht war. Frieda Impekoven, die gerade auf dem Weg war, ihren Mann auf einer Tournee in Strassburg zu treffen, bot an, die Frau in ihrer leer stehenden Wohnung zu verstecken, und versorgte sie mit Lebensmitteln. Als sie aus Strassburg zurückkam, hatte Frau Knewitz bereits eine neue Unterkunft bei Freunden in Stuttgart gefunden.

Am 15. März 1966 erkannte Yad Vashem Frieda Impekoven als «Gerechte unter den Völkern» an.

Die am 25. Februar 1906 in Schneidemühl in Posen-Westpreussen (heute Pila in Polen) geborene Helene Jacobs wuchs in Berlin auf. Nach dem Schulabschluss 1924 arbeitete sie zunächst in einer Bank, fand aber später Beschäftigung bei einem jüdischen Patentanwalt, Dr. Bar schall. Dieser musste 1938 seinen Beruf aufgeben und konnte noch im Juli 1939 mit seiner Familie nach Übersee emigrieren. Nach Ausbruch des Krieges kam Jacobs, die der Gemeinde Dahlem der Bekennenden Kirche angehörte, in Kontakt mit einer Gruppe von Frauen, die Lebensmittel- und Kleiderpakete an die ersten jüdischen Deportierten aus Stettin sandten. 1940 schloss sie sich einer Gruppe an, die sich mit dem Studium der Theologie des aus Deutschland ausgewiesenen Karl Barth befasste. Dort lernte

sie Dr. Franz Kaufmann (1886-1944) kennen, einen getauften Juden und früheren Höheren Beamten, der 1936 zwangsweise in den Ruhestand versetzt worden war. Da er in «Mischehe» lebte und ein Kind hatte, war Kaufmann vor der sofortigen Deportation geschützt. Nachdem er jedoch aus vertraulichen Quellen vom furchtbaren Schicksal der «in den Osten» deportierten Juden erfahren hatte, organisierte er – unter grossem Risiko für sich selbst und die anderen Beteiligten – ein formloses Netzwerk, das Juden, die zur Deportation vorgesehen waren, verbarg. Das geheime Netzwerk, das hauptsächlich aus den Frauen der Gemeinde Dahlem bestand, versorgte die im Untergrund lebenden Juden mit gefälschten Papieren und sammelte Lebensmittelkarten für sie. Im Rahmen dieser Tätigkeit versteckte Jacobs in ihrer Wohnung mehrere Juden, darunter Cioma Schönhaus, der von der «Halbjüdin» Edith Wolf zu ihr gebracht wurde.

Im Sommer 1943 wurde die Gruppe aufgrund einer Denunziation aufgedeckt. Helene Jacobs wurde auf der Strasse von der Gestapo verhaftet, vor Gericht gestellt und zu dreissig Monaten Gefängnis verurteilt. Sie verriet jedoch nicht, dass sich Schönhaus in ihrer Wohnung aufhielt und gab ihm so die Gelegenheit, rechtzeitig in die Schweiz zu fliehen. Kaufmann selbst wurde im August verhaftet und sechs Monate später ohne Prozess hingerichtet. Als «Volljude» hatte er kein Recht auf ein normales Gerichtsverfahren.

Nach dem Krieg studierte Helene Jacobs Jura und war in Organisationen aktiv, die sich auf dem Hintergrund des Holocaust der Förderung des Verständnisses zwischen Juden und Christen widmeten.

Am 28. Mai 1968 erkannte Yad Vashem Helene Jacobs als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Bothe-von Richthofen, Felicitas: Widerstand in Wilmersdorf [= Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, Bd. 7], Berlin 1993, S. 27-30.

Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Steglitz und Zehlendorf [= Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, Bd. 2], Berlin 1985, S. 192-194.

Jovy, Michael
Jülich, Jean
Schink, Bartholomäus

Akten 2264 a,b,c

Michael Jovy wurde am 9. März 1920 in Gladbeck in Westfalen geboren. Während des Zweiten Weltkrieges gehörten er, Jean Jülich und Bartholomäus Schink zur Köln-Ehrenfelder Gruppe der «Edelweisspiraten», einer Untergrundorganisation von Jugendlichen beiderlei Geschlechts hauptsächlich aus der Arbeiterklasse. Sie zeichneten sich vor allem durch ihre gefühlsmässige Opposition zum Nationalsozialismus aus. Da sie auch die Rassendoktrin und den antisemitischen Wahn des Regimes ablehnten, nahmen die Kölner «Edelweisspiraten» zwei jü-

dische Jugendliche – die Brüder Schwarz – in ihre geheime Organisation auf und ermöglichten es ihnen so, der Deportation nach Auschwitz zu entgehen. Gegen Ende des Krieges versteckten sie eine jüdische Frau und ihre Tochter – Friedel und Ruth Krämer – sowie einen Jugendlichen von teilweise jüdischer Abstammung – Paul Urvat aus Köln-Bickendorf – in einem Keller in der Schönsteinstrasse. Dort lagerten sie auch Munition und Nahrungsmittel. Sie weigerten sich, irgendeine finanzielle Belohnung für das Verstecken der Juden anzunehmen.

Jovy, der Sohn eines früheren Bürgermeisters von Gladbeck aus den Reihen des Zentrums, war bereits im November 1939 von der Gestapo verhaftet worden, und zwei Jahre später vom Volksgerichtshof in Berlin wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» verurteilt worden. Nach seiner Einweisung in das Gefängnis Siegburg traf er dort den fünfzehnjährigen Sohn eines kommunistischen Insassen, der ihn in Kontakt mit den «Edelweisspiraten» brachte. Ihnen schloss er sich an, als es ihm 1944 gegen alle Wahrscheinlichkeit gelang, aus dem berüchtigten Strafbataillon 999 zu flüchten. Zu diesem Zeitpunkt war die Gruppe dabei, Anschläge auf verschiedene Funktionäre der zerfallenden Nazihierarchie in der Gegend zu organisieren. Bartholomäus Schink und Jean Jülich gehörten zu denen in der Gruppe, die sich am aktivsten in der Hilfe für Juden engagierten. Als Kind hatte Schink die Misshandlung eines jüdischen Barbiers durch die SA mit angesehen, und dies hatte ihn gegen die Verfolgung der Juden empört.

Im Oktober 1944 gelang es der Gestapo, die illegale Organisation zu zerschlagen und die meisten ihrer Mitglieder zu verhaften, darunter Schink und Jülich. Der sechzehnjährige Schink gehörte zu einer Gruppe von dreizehn Personen, die am 10. November 1944 ohne Gerichtsverfahren öffentlich gehängt wurden. Jülich überlebte die bis zum Kriegsende dauernde Haft. Jovy konnte entkommen, indem er sich einer Aufklärungseinheit anschloss und dann zu den Alliierten überlief.

Am 18. November 1982 erkannte Yad Vashem Michael Jovy, Jean Jülich und Bartholomäus Schink als «Gerechte unter den Völkern» an.

Käferle-Häfner, Anna Marie Elise Häfner, Anna Marie

Akte 7602

Während der Nazizeit war Anna Häfner aus Mannheim (geb. 15. März 1920) mit Alfred Albert Käferle verlobt, dem einzigen Sohn des verstorbenen Emil Käferle, eines «arischen» Deutschen, und einer jüdischen Mutter, Martha Käferle-Süsskind. Als «Arierin» und Angestellte der nationalsozialistischen «Arbeitsfront» konnte Häfner jedoch Albert Käferle nicht heiraten, da dieser nach den Nürnberger Gesetzen als «Halbjude» galt. Dennoch blieb sie ihrem Verlobten treu, der trotz seiner «halbjüdischen» Herkunft zur Wehrmacht eingezogen und – nach einer Verwundung im Kampf – mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde.

Als Martha Käferle-Süsskind im Herbst 1940 die Deportation nach Gurs in Südfrankreich drohte, ging Anna Häfner ins Gestapo-Hauptquartier. Mit Hilfe der Dokumente, die die Kriegleistungen ihres Verlobten bezeugten, erreichte sie, dass der Deportationsbefehl für seine Mutter aufgehoben wurde. 1941 drohte Käferle-Süsskind jedoch erneut die Deportation. Sie verliess ihr Haus und ging in die Illegalität. Anna Häfner und ihre Mutter Anna, geb. Hold, blieben während der ganzen Zeit mit ihr in Kontakt und versteckten sie sogar sechs Monate lang in ihrem eigenen Haus. Nach dem Krieg heiratete Anna Häfner ihren Verlobten und wurde so zur Schwiegertochter der von ihr Geretteten.

Am 27. August 1997 erkannte Yad Vashem Anna Käferle-Häfner und Anna Häfner als «Gerechte unter den Völkern» an.

Karnop, Helmut **Karnop, Maria**

Akte 1254

Helmut Karnop wurde am 21. August 1899 in Bitsch (französisch: Bitche) in Lothringen geboren. Er und seine verwitwete Mutter Maria waren beide eindeutige und ausgesprochene Gegner des Nationalsozialismus. Helmut war seit 1925 Mitglied bei den Freimaurern; nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten traten er und seine Mutter der oppositionellen Bekennenden Kirche bei. In den Jahren nach Hitlers Machtergreifung boten die Karnops bei vielen Gelegenheiten vom Regime verfolgten Juden Hilfe und Zuflucht in ihrer Wohnung in der Wisbyer Strasse 70 in Berlin-Prenzlauer Berg.

Am 16. Juni 1938 wurde der jüdische Vater der Familie Scheidemann, Nachbarn der Karnops, verhaftet und zunächst in Buchenwald, später in Dachau interniert. Helmut Karnop begleitete die nichtjüdische Ehefrau auf ihren Gängen zu verschiedenen Polizeidienststellen, bei denen sie sich – vergeblich – um die Freilassung ihres Ehemannes bemühte. Er hielt die freundschaftlichen Beziehungen zu den Scheidemanns aufrecht und tröstete und unterstützte sie auf verschiedene Weise, obwohl die Gestapo ihn warnte, dass er als «Judenfreund», d.h. als Volksfeind angesehen würde, wenn er damit fortführe.

Andere Verfolgte, die nach der «Reichskristallnacht» im November 1938 im Heim der Karnops Zuflucht fanden, waren der «halbjüdische» Fritz Koch und die beiden wohlhabenden Familien Depper und Sprung, alle aus Braunschweig. Die Deppers, die sehr reich waren, hatten ihre sechs- und zehnjährigen Töchter bei Bekannten gelassen, und Helmut Karnop nahm es auf sich, nach Braunschweig zu reisen, um die Mädchen nach Berlin zu bringen.

Im Sommer 1940 wurde Karnop zur Armee eingezogen und als Wehrmachtsoffizier in den Niederlanden, in Belgien und ab 1941 im besetzten Frankreich stationiert. In den Niederlanden benutzte er seine Position, um als Verbindungsmann zwischen jüdischen Flüchtlingen und ihren Verwandten in Deutschland zu fungieren. In Frankreich kaufte er regelmässig Lebensmittel auf dem Schwarz-

markt und schickte sie seiner Mutter in Berlin, um sie an verfolgte jüdische Freunde weiterzugeben. Er überliess den Schlüssel zu einer seiner zwei Wohnungen in Berlin der «halbjüdischen» Tochter der Scheidemanns, Herta Thiemke, und Pastor Babick von der Bekennenden Kirche, um dort Personen unterzubringen, die sich vor der Gestapo versteckten. Im Juli 1944, nach dem missglückten Attentat auf Hitler, wurde auch Karnop verhaftet. Er blieb bis zum Kriegsende in Haft. Sein Haus in Berlin wurde von der Gestapo durchsucht, und seine alte Mutter wurde verhört und schwer misshandelt. Sie erholte sich nie ganz von dem erlittenen Trauma.

Am 19. April 1979 erkannte Yad Vashem Maria und Helmut Karnop als «Gerechte unter den Völkern» an.

Kaus, Klara

Akte 0843

Klara Kaus (geb. 1902) war schon vor dem Krieg mit der jüdischen Familie Löbl in Mannheim bekannt. Nach Kriegsausbruch kam sie, um zu sehen, wie es den Löbls ging und fand sie in bedrängter Situation. Sie bot an, die beiden Töchter in ihrer Wohnung zu verstecken. Gegen Ende Juni 1943 erschien tatsächlich die vierzehnjährige Ellen Löbl allein und ohne Papiere in der Wohnung der Kausens. Das Ehepaar nahm sie herzlich auf und kümmerte sich ohne jede Bezahlung um sie. Als ihr Ehemann zur Wehrmacht eingezogen wurde, lag alle Verantwortung allein auf den Schultern von Klara Kaus.

Gegen Ende des Krieges, als die Luftangriffe immer heftiger wurden, fanden auch ausgebombte Flüchtlinge – zusammen mit ihrem Hund – in der winzigen Wohnung Zuflucht. Trotz der drangvollen Enge und der Gefahr der Entdeckung blieb Ellen bis zum Ende des Krieges bei den Kausens.

Am 2. Januar 1974 erkannte Yad Vashem Klara Kaus als «Gerechte unter den Völkern» an.

Kerner, Paul sen.

Akte 3069

Kerner, Helene Kerner, Paul jun.

Helene Kerner (geb. Szlany, geb. 20. August 1902) kannte die jüdische Familie Lichtenstein aus Trnava in der westlichen Slowakei, wo Koloman Lichtenstein Generaldirektor einer Zuckerfabrik war. In den frühen 1930er Jahren zogen die Lichtensteins – Vater, Mutter und drei Kinder – von Trnava in eine Sechszimmerwohnung in der Tolstojgasse 10 in einer vornehmen Gegend Bratislavas; Helene und ihr Ehemann Paul Kerner (geb. 18. September 1885) bewohnten das zweite Stockwerk des Hauses. Als nach 1939 die Verfolgung der slowakischen Juden einsetzte, mussten die Kerners mit ansehen, wie ihre jüdischen Nachbarn gezwungen wurden, das Haus zu verlassen. Zuerst zogen sie in eine weniger vor-

nehme Gegend in Bratislava selbst, und später, 1942, in einen abgelegenen Vorort am Rande der Stadt.

Die Kerners taten alles in ihrer Macht stehende, ihren jüdischen Freunden in ihrer Not zu helfen. Solange sie noch in Bratislava lebten, brachte ihnen der Sohn Paul Kerner jun. dreimal die Woche von seiner Mutter Helene vorbereitete Lebensmittelpakete. Nach dem Beginn der Deportationen liessen Paul Kerner sen. und die Fiat-Fabrik, in der Zoltan Lichtenstein, der älteste Sohn, arbeitete, nichts unversucht, um den Lichtensteins eine Ausnahmegenehmigung, die «Vynimka», zu verschaffen. Ihre Bemühungen führten jedoch zu nichts.

An einem frühen Morgen Ende September oder Anfang Oktober 1944 wurden alle noch in Bratislava verbliebenen Juden zusammengetrieben und am Bahnhof versammelt. Sie sollten nach Auschwitz deportiert werden. Als Helene Kerner erfuhr, was passierte, warnte sie sofort die Lichtensteins, die gerade noch genug Zeit hatten, ihr Haus zu verlassen. Nachdem sie einen halben Tag auf dem Martins-Friedhof verbracht hatten, organisierte Paul Kerner sen. für sie eine heimliche Fahrt in das Dorf Dubravka, etwa 15 Kilometer von Bratislava entfernt. Da die Lichtensteins keine Lebensmittelkarten hatten, schmuggelten die Kerners regelmässig Nahrung zu ihnen, die sie für ihre eigene Versorgung aufgespart hatten.

Nach dem Einmarsch der Russen am 14. April 1945 kehrten die Lichtensteins in ihre frühere Wohnung zurück, während die Kerners als deutsche Kollaborateure vertrieben wurden.

Am 25. Dezember 1984 erkannte Yad Vashem Paul Kerner sen., Helene Kerner und Paul Kerner jun. als «Gerechte unter den Völkern» an.

Kiefert, Rudolf **Kiefert, Lina**

Akte 10040

In den letzten Februar- oder ersten Märztagen des Jahres 1945 gelang dem aus Ungarn stammenden Häftling Alexander Barok (geb. 1924) die Flucht aus einer Evakuierungskolonie, die von Hannover in Richtung Bergen-Belsen marschierte. Als er auf der Suche nach Nahrung in ein abgelegenes Haus einbrach, stiess er zunächst auf die Hausbesitzerin, eine etwa fünfzigjährige Frau und später auch auf ihren Mann. Es handelte sich um ein kinderloses Ehepaar, den Fabrikarbeiter Rudolf Kiefert und seine Ehefrau Lina. Als sie erfuhren, dass der Einbrecher ein jüdischer Flüchtling aus einem Konzentrationslager war, boten sie ihm Unterschlupf und Verpflegung an. Alexander Barok blieb drei Wochen bei ihnen. Als er sich auf die Weiterreise vorbereitete, verkaufte Rudolf Kiefert seine Armbanduhr, um ihm einen Anzug zu schenken.

Am 6. Juli 2003 erkannte Yad Vashem Rudolf und Lina Kiefert als «Gerechte unter den Völkern» an.

Max Köhler war der Besitzer einer kleinen metallverarbeitenden Fabrik in der Oranienstrasse 20 in Berlin. Vor dem Krieg waren er und seine Frau Patienten des jüdischen Arztes Dr. Arthur Arndt. Am 9. Januar 1943, während der Deportation der Berliner Juden, stellte Köhler Dr. Arndts Sohn Erich Joachim in seiner



Fabrik als Mechanikergesellen ein. Er erlaubte ihm auch, nachts im Betrieb zu schlafen. Sowohl Köhlers Frau Clara als auch sein Sohn Hans wussten um Erich Joachims Identität, die übrige Belegschaft war dagegen nicht eingeweiht. Man erzählte ihnen, dass Arndt vom Wehrdienst freigestellt sei und so in einer Zeit, als kaum noch ein junger Mann im Zivilleben zu sehen war, arbeiten konnte.

Einige Monate später erschien Arndts Freundin Ellen Lewinski, die ihr eigenes Versteck verloren hatte, und durfte ebenfalls einziehen. Sie musste das Gebäude jedoch jeden Morgen verlassen, um keinen Verdacht zu erregen. Die Köhlers bezahlten Arndt Lohn für seine Arbeit und versorgten ihn und seine Freundin darüber hinaus mit Lebensmitteln.

Ende 1943 stellte Köhler einen weiteren jungen Juden ein, Bruno Gümpel, einen Freund von Erich Joachim Arndt, der von April 1939 bis April 1941 mit

ihm zusammen die Jüdische Handelsschule in Berlin besucht hatte. Gümpel wurde ebenfalls für seine Arbeit bezahlt und dieselbe Geschichte über eine «Freistellung vom Wehrdienst» wurde in Umlauf gebracht. Er hatte jedoch anderswo einen Schlafplatz, bis dieses Haus im Februar 1945 ausgebombt wurde (siehe zugehörigen Eintrag: Treptow, Ernst und Maria). Dann zog auch er in die Fabrik. Während der Luftangriffe gingen die beiden jungen Männer in den Luftschutzraum im Keller. Köhler liess verbreiten, dass die beiden als «Luftschutz-warte» in der Fabrik schliefen.

Im Dezember 1944 stiess die Mutter von Arndts Freundin, Charlotte Lewinski, zu der Gruppe in der Fabrik. Wenige Monate später wurden Arndts Mutter Lina und seine Schwester Ruth (siehe zugehörige Einträge: Gehre, Karl Max Otto und Auguste Minna; Schulz, Gustav und Anni), die ihr Versteck verloren hatten, ebenfalls aufgenommen. Um die Anwesenheit der neuen Bewohner zu verheimlichen, richteten Köhler und seine beiden jüdischen Mitarbeiter in der Fabrik einen kleinen Abstellraum mit Feldbetten ein. Das Zimmer hatte keine Fenster, und Arndts Mutter und Schwester verbrachten die Tage dort in Halbdunkel und Schweigen, damit die Fabrikarbeiter nicht auf sie aufmerksam wurden. Dies ging so bis zum Einmarsch der Russen am 26. April 1945.

Rund vierzehn Jahre später, im Januar 1959, wanderte Hans Köhler in die Vereinigten Staaten aus, wo er von den Arndts aufgenommen wurde. Nach seinem Ruhestand kehrte er nach Berlin zurück und starb dort im März 1979.

Am 13. Oktober 1988 erkannte Yad Vashem Max und Clara Köhler als «Gerechte unter den Völkern» an.

Kohl, Max

Akte 0592

Max Kohl (geb. 1881) entstammte einer alten thüringischen Gerberfamilie. In Fortführung der Familientradition wandte er sich schon in früher Jugend der Lederindustrie zu und gründete 1921 in Burscheid seine eigene Gerberei. Aufgrund seiner beruflichen Qualifikation wurde er 1941 als kommissarischer Leiter einer Lederwarenfabrik in Lwiw eingesetzt. Die Fabrik produzierte vor allem Waren für die Wehrmacht und die SS. Die Belegschaft bestand hauptsächlich aus polnischen Zwangsarbeitern und etwa vierzig Juden. Letztere wurden aus dem Ghetto Lwiw rekrutiert, um jeweils für einige Monate in der Fabrik zu arbeiten, bevor sie in das Vernichtungslager Belzec und damit in den Tod geschickt wurden.

Die einzige bekannte Überlebende aus der Gerberei, Cecilia Abraham (damals Stern), traf Kohl 1942. Er gab sich grosse Mühe, das Schicksal seiner jüdischen Arbeiter zu erleichtern, indem er sie menschlich behandelte und sein Möglichstes tat, ihre Arbeitsbedingungen zu verbessern. Seine Freundlichkeit den ihm unterstellten Juden gegenüber war so offenkundig, dass neidische polnische Arbeiter ihm den Spitznamen «Judenonkel» gaben. Jedes Mal, wenn die SS einen Juden aus seiner Belegschaft mitnehmen wollte – was einem Todesurteil

gleichkam – bestach Kohl sie mit gegerbten Häuten oder Lederwaren und erreichte einen Aufschub.

Im Frühjahr 1943 erhielt Kohl den Befehl, alle seine jüdischen Arbeiter zu entlassen und der Gestapo zu überstellen. Statt dem nachzukommen, befahl er ihnen, sich zu verstecken, während er selbst zum Gestapo-Hauptquartier ging, um einen weiteren Aufschub zu erlangen. Er erhielt eine schriftliche Genehmigung, die es ihm ermöglichte, seine jüdischen Arbeiter weiter zu beschäftigen, und kehrte überglücklich zurück. Aber die Atempause war nur kurz. Als das Ghetto von Lwiw am 1. Juni 1943 aufgelöst wurde, trieben die SS-Schläger alle Juden in der Fabrik zusammen. Wenige Tage später wurden sie ermordet.

Cecilia Stern erschien an diesem Tag nicht zur Arbeit in der Fabrik. Sie versuchte, das Leben ihrer Mutter zu retten, die einen Selbstmordversuch unternommen hatte. In ihrer Verzweiflung wandte sie sich um Hilfe an Kohl, der einen Pferdewagen zur Verfügung stellte, um sie und ihre Mutter ins Krankenhaus des Ghettos zu bringen. Ihre Bemühungen um das Leben ihrer Mutter waren vergeblich, aber Cecilia Stern war so nicht auf dem Fabrikgelände anwesend, als die jüdischen Arbeiter der SS übergeben wurden. Später gelang es ihr, mit Hilfe einer deutschen Bekannten, Irmgard Wieth (siehe eigenen Eintrag), zu entkommen. Nach dem Krieg besuchte Stern ihren Retter in Deutschland. Kohls Heimatstadt Burscheid beschloss 1982, eine Strasse nach ihm zu benennen.

Am 16. Dezember 1969 erkannte Yad Vashem Max Kohl als «Gerechten unter den Völkern» an.

Kölzer, Viktoria
Most, Elfriede
Most, Grete

Akten 1392
1393

Die in Berlin geborene Hanni Weissenberg lebte 1942 bei jüdischen Freunden. Ihre Eltern waren während des Krieges verstorben. Als im Februar 1943 alle verbliebenen jüdischen Einwohner Berlins von der Gestapo zusammengetrieben wurden, gelang es von allen Bewohnern ihres Hauses allein Hanni Weissenberg, der Deportation zu entkommen. Ohne Papiere und auf verzweifelter Suche nach einer Unterkunft wurde sie von nicht jüdischen Bekannten an die Schwestern Elfriede und Grete Most verwiesen. Die beiden nahmen das siebzehnjährige jüdische Mädchen, das sie niemals zuvor gesehen hatten, in ihr Haus auf, ein großes Risiko für sie. Hanni Weissenberg blieb bis zum November 1943 bei ihnen, dann war ein weiterer Aufenthalt nicht mehr möglich.

Alles schien verloren, aber Viktoria Kölzer und ihr Ehemann, die Hanni Weissenberg erst während ihres Aufenthaltes bei den Schwestern Most kennengelernt hatten, erklärten sich bereit, sie aufzunehmen. Als Herr Kölzer wenige Monate darauf starb, mussten die beiden Frauen sich Viktoria Kölzers knappe Lebensmittelrationen teilen. Die Nächte verbrachten sie in öffentlichen Luft-

schutzbunkern, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Die Leute hielten das jüdische Mädchen für eine junge Bekannte, die der älteren Frau half. Hanni Weissenberg blieb bis nach Kriegsende bei Viktoria Kölzer in Berlin, dann liess sie sich in Frankreich nieder.

Am 29. Juni 1978 erkannte Yad Vashem Viktoria Kölzer sowie Elfriede und Grete Most als «Gerechte unter den Völkern» an.

Krämer, Walter

Akte 8623

Walter Krämer wurde am 21. Juni 1892 in Siegen in Westfalen geboren. Er wurde von den Nationalsozialisten vom Tag seiner Verhaftung, dem 28. Februar 1933, bis zu seinem Tod als politischer Gefangener inhaftiert. Obwohl er niemals eine medizinische Ausbildung erhalten hatte, gelang es Krämer – von Beruf Schlosser –, sich während der langen Zeit seiner Inhaftierung in Lagern ein erhebliches medizinisches Fachwissen anzueignen. Er war so begabt, dass er sogar schwierige Operationen durchführen konnte.

1938 wurde er Krankenpfleger im KZ Buchenwald, und Mitte 1939 wurde er zum Leiter der Krankenbaracke der Gefangenen ernannt. Sein Ruf als «Arzt» war so gut, dass er sogar aufgefordert wurde, hochrangige SS-Offiziere einschliesslich des Lagerkommandanten Karl Koch zu operieren. Krämer benutzte seinen Einfluss auf das SS-Personal, und besonders auf den SS-Lagerarzt, um das Schicksal der Gefangenen zu erleichtern.

Zu dieser Zeit war Buchenwald in ein «grosses Lager» für die politischen Gefangenen und ein «kleines Lager» hauptsächlich für Juden und Russen geteilt. Die Zustände im «kleinen Lager» waren noch schlimmer als die im «grossen Lager». Die jüdischen und russischen Gefangenen wurden in dem nahegelegenen Steinbruch zu Tode geschunden, mussten ohne warme Kleidung in den Frost hinaus, und erhielten nur Hungerrationen. Zusätzlich wurde ihnen jegliche medizinische Hilfe vorenthalten.

Krämer schlich sich oft – in direkter Missachtung der Befehle – in das «kleine Lager», um jüdischen und russischen Gefangenen zu helfen. Einer seiner jüdischen Patienten war der siebzehnjährige Artur Radvansky aus Prag, bei dem sich ursprüngliche Frostbeulen wegen fehlender Behandlung zu Wundbrand verschlimmert hatten. Krämer, der zusammen mit Gefangenen, die die Leichen entfernen sollten, in das «kleine Lager» gekommen war, liess Radvansky auf einer Bahre in das «grosse Lager» bringen und operierte ihn noch in derselben Nacht – allerdings ohne Betäubungsmittel. Bei einer anderen Gelegenheit heilte er Radvansky von einer Infektion, die er sich aufgrund einer brutalen Auspeitschung zugezogen hatte. Ein weiterer Überlebender von Buchenwald, Jakob Silberstein, sagte aus, dass Krämer mitten in der Nacht in das «kleine Lager» geschlichen sei, um ihm Medikamente gegen Typhus zu geben.

Im September oder Oktober 1941 wurde eine Gruppe gefangener sowjetischer Offiziere, einige davon Juden, nach Buchenwald gebracht. Krämer weiger-

te sich, den Anordnungen des SS-Lagerarztes zu folgen und medizinische Bescheinigungen darüber auszustellen, dass die Offiziere an Tuberkulose litten. Er war sich vollkommen klar darüber, dass diese Bescheinigungen als Vorwand benutzt werden konnten, die Gefangenen umzubringen. Als Strafmassnahme wurde er einem Aussen-Arbeitskommando zugeteilt und einige Tage später, angeblich «auf der Flucht», von den SS-Wachen erschossen.

Am 20. Oktober 1999 erkannte Yad Vashem Walter Krämer als «Gerechten unter den Völkern» an.

Kranz, Willi Leissner, Auguste

Akte 9651

Der am 12. Juli 1889 in Berlin geborene Willy Kranz war von den 1920er Jahren bis Ende des Zweiten Weltkrieges Pächter der Kantine im Gefängnis Berlin-Tegel. Er und seine Lebensgefährtin und Mitarbeiterin, die am 31. Dezember 1893 in Cremerbruch/Pommern geborene Auguste Leissner (geb. Schlatzke), hatten jeder eine eigene Wohnung in der Klosterstrasse 94. Etwa im März 1943 bat der Gefängnispfarrer Harald Poelchau (siehe eigenen Eintrag) Kranz dem untergetauchten jüdischen Mädchen Rita Cohn (geb. am 9. August 1934) zu helfen. Rita hatte sich bis dahin gemeinsam mit ihrer Mutter, Leontine Cohn, in Poelchaus Wohnung versteckt gehalten, musste sich aber jetzt von ihr trennen, da es Leontine gelungen war, unter falschem Namen eine neue Unterkunft und Arbeit zu bekommen. Kranz überzeugte seine Lebensgefährtin, das Kind in ihrer Wohnung aufzunehmen. Rita blieb dort bis zur Befreiung. Besuchern gegenüber gaben Leissner und Kranz sie als ihre Tochter aus. 1946 wanderten Leontine und Rita Cohn in die USA aus.

Darüber hinaus unterstützten Kranz und Leissner auch oft den seit Februar 1943 untergetauchten jüdischen Musiker Konrad Latte (siehe zugehörige Einträge: Andreas-Friedrich, Ruth und Friedrich, Karin; Calogeräs-Meissner, Ursula; Einem, Gottfried von; Harich, Anne-Liese; Latte, Ellen; Schneider, Dorothea und Schneider-Lyckhage, Christa-Maria; Siemsen, Gertie) mit Lebensmitteln, Zuwendungen und der Übermittlung von Nachrichten. Nachdem Latte Berlin verlassen hatte, versuchte Kranz ihn bei seiner nervenaufreibenden Odyssee in der Illegalität zu ermutigen und schrieb ihm:

«Ich lebe im Geiste ihr Leben täglich mit und fühle mich elendiglich bedrückt, dass in der grossen Welt eine kleine Seele keinen Platz finden sollte, ja, dass ich selbst so wenig tun kann (...).»

Am 28. April 2002 erkannte Yad Vashem Willi Kranz und Auguste Leissner als «Gerechte unter den Völkern» an.

Anny Kreddig (geb. Lobback) wurde am 21. April 1917 in Preilack bei Cottbus geboren. Sie und ihr Ehemann besaßen eine Drogerie in der Frobenstrasse 35 in Berlin-Schöneberg. Die Kreddigs waren beide gläubige Christen und verabscheuten die rassistische Ideologie des Naziregimes. Von den späten 1930er Jah-



ren an beschäftigten sie ihren früheren Geschäftspartner Horst Wienskowski und gaben ihm von Zeit zu Zeit Unterschlupf in ihrem Keller. Auch versorgten sie ihn und andere Mitglieder seiner Familie auf eigene Kosten mit Lebensmitteln und Bezugskarten. Im Februar 1943 durchsuchte die Gestapo das Haus der Kreddigs und verhaftete Wienskowski, der im Keller arbeitete. Wenig später wurde er nach Auschwitz deportiert. Die Kreddigs hielten dennoch Kontakt mit ihm und sandten ihm regelmässig Lebensmittelpakete mit ihrem vollen Absender, womit sie sich in nicht geringe Gefahr brachten.

Wienskowski-Winston, der Auschwitz überlebte, emigrierte zwei Jahre nach Kriegsende in die USA. Von dort setzte er den Anerkennungsprozess in Yad Vashem in Gang.

Am 17. September 1984 erkannte Yad Vashem Walter und Anny Kreddig als «Gerechte unter den Völkern» an.

P. Witkowski war der leitende Direktor einer Fabrik der Organisation Todt in Lwiv im besetzten Polen. 1941 stellte er Helena Hauser (geb. Koch) und ihren Ehemann Wilhelm ein, die beide mit gefälschten «arischen» Papieren ausgestattet waren. Witkowski, der sich über die jüdische Identität seiner neuen Angestellten völlig im Klaren war, riet dem nur unzulänglich polnisch sprechenden Wilhelm Hauser, in die Ukraine zu gehen. Einige Zeit später erhielt er jedoch die Nachricht, dass Hauser und andere Juden von der Gestapo gefasst und ermordet worden seien. Er schickte daraufhin den Rest der Familie – Hausers Frau, Tochter und Schwiegermutter – zu seiner Schwester Hedwig Kretchmar nach Krakau. Sie besorgte den Dreien eine vorläufige Unterkunft und Helena einen Arbeitsplatz. Da aber in Krakau ständig die Gefahr bestand, dass die Hausers von früheren Bekannten wiedererkannt würden, schickte Kretchmar sie schliesslich als polnische Arbeitskräfte zu ihrer Schwägerin und Schwiegermutter nach Bautzen in Sachsen, ohne ihre jüdische Identität aufzudecken. Dort blieben sie bis zur Befreiung. Nach dem Krieg lud Helena, die inzwischen wieder geheiratet und sich mit ihrem zweiten Mann in England niedergelassen hatte, Hedwig Kretchmar ein, sie zu besuchen. Kretchmar kam und blieb zwei Monate bei Helena und ihrem Ehemann, schlug aber ihr Angebot, dauerhaft nach England zu ziehen, aus.

Am 13. September 1979 erkannte Yad Vashem Hedwig Kretchmar und P. Witkowski als «Gerechte unter den Völkern» an.

Der am 13. Oktober 1917 geborene Günther Krüll war 1942 Sonder-Abteilungsleiter der «Feld-Wasserstrassen-Abteilung 2» in Pinsk. Fishl Rabinow war bei dieser Abteilung als Fernmeldetechniker beschäftigt; er lebte mit seinen Eltern und Schwestern im Ghetto. Zwei seiner jüngeren Brüder waren am 9. August 1941 zusammen mit 10.000 jüdischen Männern erschossen worden.

Krüll mochte Fishl Rabinow seit dem ersten Tag, an dem er zur Arbeit im Büro erschien, und beschloss, ihn bei der Liquidierung des Ghettos zu retten. Zunächst verschaffte er ihm einen Sonderausweis, der es ihm erlaubte, nachts ausserhalb des Ghettos zu bleiben. Als die Gestapo in der Nacht vom 28. zum 29. Oktober 1942 eine grosse Razzia unter den Juden im Ghetto in die Wege leitete, brachte Krüll Rabinow mehr als drei Wochen lang in seinem Privathaus unter. In der Zwischenzeit arrangierte er es, dass Rabinow zur Arbeit in Kiew eingeteilt wurde.

Am 22. November reiste Rabinow, von Krüll mit gefälschten Papieren ausgestattet, nach Kiew, wo er sich zur Arbeit bei der dortigen «Feld-Wasserstrassen-Abteilung» meldete. In Kiew erhielt Rabinow einen neuen Ausweis auf den Namen «Piotr Rabzewitsch». Krüll hatte der Behörde mitgeteilt, dass der ur-

sprüngliche Ausweis mit der Post geschickt worden und wahrscheinlich unterwegs verloren gegangen sei.

Nach der Befreiung Kiews durch die Rote Armee im November 1943 stellte Piotr Rabzewitsch bei den Behörden einen Antrag auf Wiederannahme seines früheren Namens. Man wies ihn jedoch darauf hin, dass eine Namensänderung so kurz nach der Befreiung als Versuch angesehen werden könnte, seine Tätigkeit während des Krieges zu verschleiern. So blieb der Überlebende bei dem Namen, den Krüll für ihn erfunden hatte.

Nach dem Krieg versuchte Piotr-Fishl vergeblich, seinen Retter zu finden. Erst 1996 erfuhr er durch deutsche Bekannte, die für ihn eine Anfrage an die Wehrmachtsauskunftsstelle gerichtet hatten, dass Krüll, der in Düsseldorf gelebt hatte, 1979 gestorben war.

Am 10. Januar 1999 erkannte Yad Vashem Günther Krüll als «Gerechten unter den Völkern» an.

Krumme, Werner

Akte 0033

Im Mai 1933, drei Monate nach Hitlers Machtergreifung, heiratete der am 12. Mai 1909 in Dortmund geborene Werner Krumme eine Jüdin. Trotz der offiziellen Diskriminierung und ständig wiederkehrender Belästigungen durch die Gestapo blieb er mit ihr zusammen und weigerte sich, sich scheiden zu lassen. Nach Kriegsausbruch wurde er zunächst einberufen, ein Jahr später jedoch als «wehrunwürdig» wieder entlassen.

Am 15. November 1942 wurden Werner Krumme und seine Frau von der Gestapo in Breslau in Schlesien (heute Wroclaw in Polen) bei dem Versuch verhaftet, zwei jüngeren jüdischen Verwandten von Frau Krumme, Renate und Anita Lasker, die Flucht ins noch unbesetzte Frankreich zu ermöglichen. Das Ehepaar wurde zunächst bis zum 31. Januar 1943 in einem Gefängnis in Deutschland inhaftiert, danach wurden beide nach Auschwitz deportiert. Frau Krumme wurde dort in die Gaskammern geschickt. Ein SS-Mann informierte Werner Krumme über ihren Tod im Mai 1943 mit den Worten: «Seien Sie froh, dass Sie das Judenschwein los sind.»

Als nicht jüdischer Deutscher genoss Werner Krumme eine relativ begünstigte Stellung im «Häftlingsarbeitsdienst» des Lagers Auschwitz. Er nutzte seine Position, um «Selektionslisten» zu fälschen und jüdische Gefangene in Arbeits-einheiten mit einigermassen erträglichen Bedingungen einzusetzen. Auf diese Weise verbesserte er ihre Überlebenschancen. So fügte er die Namen von Ernst Krinski und Peter Schwartz einer Transportliste hinzu, mit der Gefangene von Auschwitz ins KZ «Warschau» verlegt wurden. In diesem Lager wurden keine Gefangenen vergast. Der jüdische Apotheker Strauss wurde von ihm der SS-Apotheke in Auschwitz zugeteilt und konnte so überleben. Werner Krumme selbst wurde am 7. Juli 1944 aus Auschwitz entlassen.

Am 16. Juni 1964 erkannte Yad Vashem Werner Krumme als «Gerechten unter den Völkern» an.

Die am 11. September 1894 in Berlin geborene Frieda Kunze war viele Jahre lang die Bürovorsteherin des jüdischen Berliner Rechtsanwalts Dr. Georg Martin Fontheim und zugleich eine enge Freundin der Familie. Die Beziehung dauerte auch nach November 1938 an, als den letzten jüdischen Rechtsanwälten die Berufsausübung untersagt wurde. Frieda Kunze besuchte die Fontheims noch 1941 und 1942, obwohl jeder gesellschaftliche Kontakt zwischen Deutschen und Juden streng verboten war.

Kunze besass ein bescheidenes Sommerhaus in dem Dorf Senzig, einige Kilometer südöstlich von Berlin. Als die Eltern Fontheim und ihre Tochter Eva Irene am 24. Dezember 1942 von der Gestapo verhaftet wurden, wandte sich der Sohn Ernst Fontheim an Frieda Kunze. Er fragte sie, ob er ihr Häuschen in Senzig für sich und eine weitere jüdische Familie, Jack und Lucie Hass und deren Tochter Margot, als Versteck mieten könne. Kunze war sofort einverstanden, ohne das erhebliche Risiko für sich selbst in Betracht zu ziehen.

Ernst Fontheim und seine Freunde zahlten ihr eine nominelle Miete von 50 Mark pro Monat, erheblich unter dem Marktpreis für ein Haus in einem Vorort, ausserhalb des Bereichs der ständig zunehmenden Luftangriffe. Fontheim und die Familie Hass besaßen falsche Papiere, die sie als Familie Hesse auswiesen. Sie gaben vor, aus Berlin weggezogen zu sein, um den Luftangriffen zu entkommen. Mit Hilfe von Vermögen, das sie versteckt und auf «schwarzen Konten» deponiert hatten, konnten sie auf dem Schwarzmarkt Lebensmittel kaufen. Vom 30. Januar 1943 bis zum 27. März 1945 lebten sie in dem Sommerhaus, dann mussten sie wegen einer Denunziation fortziehen (siehe zugehörigen Eintrag: Drossel, Paul, Elfriede und Heinz).

Am 12. Januar 1999 erkannte Yad Vashem Frieda Kunze als «Gerechte unter den Völkern» an.

Laabs, Karl

Akte 1914

In den 1920er und frühen 1930er Jahren hatte der am 30. Januar 1896 geborene Karl Laabs, ein qualifizierter Architekt, verschiedene öffentliche Positionen bei den städtischen Bauämtern in seiner Heimatstadt Hannoversch-Münden und in Kassel inne. 1935 wurde er seines Postens enthoben, da er vor der NS-Zeit Gewerkschafter und Mitglied der SPD gewesen war. Bis 1939 arbeitete er als selbständiger Architekt.

Als leidenschaftlicher Segelflieger wurde Laabs nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zur Luftwaffe eingezogen. Zunächst arbeitete er als ziviler Bezirksbauinspektor im östlichen Oberschlesien; in den letzten Jahren des Krieges war er Fluglehrer an einer Luftwaffenschule für Segelflugpiloten.

Als er die Stellung als Bezirksbauinspektor innehatte, wohnte Laabs mit seiner Familie in Chrzanow, einer kleinen Stadt in Galizien nur etwa 25 Kilometer vom Vernichtungslager Auschwitz entfernt. Er sah die unmenschliche Behand-



lung der ansässigen jüdischen Bevölkerung und war besonders empört darüber, dass Menschen, die in ihrer sprachlichen und kulturellen Orientierung der deutschen Kultur so nahestanden, durch Deutsche terrorisiert und ermordet wurden. Er beschloss, so viele Juden wie nur möglich vor dem Zugriff der Gestapo zu retten.

Durch Vermittlung der örtlichen Judenräte beschäftigte Laabs mehrere Juden, die er durch das Ausstellen von Arbeitspapieren bis zu einem gewissen Grade schützen konnte. Bei der letzten Razzia im Februar 1943 befreite er viele Juden, die für die Deportation nach Auschwitz vorgesehen waren und liess sie entkommen. Er nahm einige in seinem Heim

auf, verpflegte sie und brachte sie mit Lastkraftwagen in sichere Verstecke. Unter denen, die auf diese Weise gerettet wurden, waren Marcus Buchbinder, Frieda Weichman, Ruth Weichman, Abraham und Helen Merlinger.

Am 30. November 1980 erkannte Yad Vashem Karl Laabs als «Gerechten unter den Völkern» an.

Landmann, Otto

Akte 9533

Der in Ammendorf bei Halle wohnende Otto Landmann (geb. 5. Mai 1906) war während des Krieges in der Stadt Luck (Lutsk) in Wolhynien in der heutigen Ukraine stationiert und dort für die Lagerbestände zuständig. Während der Liquidierung des Lucker Ghettos Ende 1942 versteckten sich die siebzehnjährige Towa (heute Towa Brandwin) und ihre neunzehnjährige Schwester Rachel im jüdischen Krankenhaus. Als Otto Landmann dorthin kam, wandte sich Towa an den ihr durch ihre frühere Arbeit in den Armeelagerräumen bekannten Soldaten und bat um seine Hilfe. Landmann willigte ein und brachte die Geschwister mit einem Boot über den Fluss, der das Ghetto von dem Stützpunkt der Soldaten trennte. Dort hielten sich die Geschwister für etwa drei Monate in den Lagerräumen verborgen. Landmann besorgte ihnen Lebensmittel und Kleidung. Im Laufe der Zeit gelang es ihm, die Ausweise von zwei polnischen Mädchen zu bekommen. Nachdem Landmann die Originalfotos durch Bilder der jüdischen Mädchen ersetzt hatte, meldeten sie sich beim Arbeitsamt der Stadt Rowno an, um als polnische Arbeiterinnen nach Deutschland zu gehen. Sie wurden nach Kö-

nigsberg/Ostpreussen (heute Kaliningrad in Russland) geschickt, wo sie als Dienstmädchen arbeiteten. Von Königsberg hielten sie den Kontakt mit ihrem Retter aufrecht. In seinem letzten Brief an sie meldete er noch, dass er an die Ostfront versetzt werden sollte.

Towa und Rachel überlebten den Krieg als Einzige ihrer Familie. Otto Landmann starb in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Am 24. Dezember 2001 erkannte Yad Vashem Otto Landmann als «Gerechten unter den Völkern» an.

Landmann, Elisabeth

Akte 0240

Elisabeth Landmann, eine ausgebildete Sozialarbeiterin und verwitwete Mutter, lebte 1933 in Berlin-Friedenau. Nach der Machtübernahme entwickelte sie eine tiefe Abneigung gegen das nationalsozialistische Regime und dessen Politik der rassistischen Verfolgung. Landmann war durch ihren Vater, einen schlesischen Bauern, deutsche Staatsangehörige, ihre Mutter war jedoch Engländerin. So konnte sie ihren halbwüchsigen Sohn Christopher 1937 nach England schicken und vor der Rekrutierung durch die HJ bewahren.

Elisabeth Landmanns englische Verbindungen verschafften ihr herausragende Möglichkeiten, jüdischen Familien zu helfen, die ihre Kinder vor dem NS-Regime in Sicherheit bringen wollten. Nach den Ereignissen der «Reichskristallnacht» im November 1938 stellte die englische Regierung Einreisegenehmigungen für jüdische Kinder aus dem Deutschen Reich aus, aber die Kinder konnten nicht ohne Bürgen oder Geldgeber nach England gelangen. Hier konnte Elisabeth Landmann ihren einzigartigen Beitrag leisten. Sie arbeitete dabei sehr eng mit Frau Atkinson zusammen, einer englischen Quäkerin mit guten Beziehungen, die sie zufällig in einem Zug kennengelernt hatte. Während der letzten hektischen Monate vor Kriegsausbruch pendelte Landmann zwischen Deutschland und England hin und her und konnte englische Pflegefamilien und/oder Internate für ungefähr fünfzig jüdische Kinder aus Deutschland finden. Sie selbst verliess Berlin am 13. August 1939. Während des Krieges zeigte sie weiterhin grosse Anteilnahme am Schicksal ihrer Schützlinge. Sie erkundigte sich regelmässig nach deren Befinden und schulischen Fortschritten. Zu den Kindern, die später bestätigten, dass sie von Landmann gerettet wurden, gehörten Lothar und Ellen Markiewicz, Eva Lifschitz-Lewin, E. Meyerstein und Ernst Eduard Michaelis, Ilse Meckauer und Katie Unger. Die Eltern der meisten geretteten Kinder erlebten das Kriegsende nicht mehr.

Am 24. Januar 1967 erkannte Yad Vashem Elisabeth Landmann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Ellen Brockmann (geb. 1921), eine Sängerin am Hessischen Volkstheater, war dreiundzwanzig Jahre alt, als sie Konrad Bauer kennenlernte, den neuen Kapellmeister der Musiktruppe. Bauer war der angenommene Name Konrad Lattes, des jüdischen Sohnes von Manfred und Margarete Latte. Er und seine Eltern waren nach Februar 1943 in die Illegalität gegangen (siehe zugehörige Einträge: Andreas-Friedrich, Ruth und Friedrich, Karin; Calogeräs-Meissner, Ursula; Einem, Gottfried von; Harich, Anne-Liese; Kranz, Willi und Leissner, Auguste; Schneider, Dorothea und Schneider-Lyckhage, Christa-Maria; Siemsen, Gertie), aber Vater und Sohn wurden im September 1943 bei einer Razzia der Gestapo gefasst und in der Sammelstelle in der Grossen Hamburger Strasse in Berlin inhaftiert. Die Mutter meldete sich daraufhin selbst bei der Sammelstelle. Nur Konrad gelang es, der Deportation zu entkommen, und im Mai 1944 wurde er – unter Geheimhaltung seiner jüdischen Identität – in Goslar vom Hessischen Volkstheater engagiert.

Ellen Brockmann, die Lattes wirkliche Situation von Anfang an erahnte, versorgte ihn von ihren eigenen Lebensmittelkarten mit Nahrung. Auch sonst verteidigte sie ihn gegen den Rest des Theaterpersonals, das im Laufe der Zeit gegenüber dem Neuankömmling, der keine richtigen Papiere besass, immer misstrauischer wurde. Im September 1944, als alle Theater in Deutschland wegen des Krieges geschlossen werden mussten, wusste Konrad Latte nicht, wohin er sich wenden sollte. Ellen bot ihm daraufhin Zuflucht in ihrer Wohnung in Homburg an; neugierigen Nachbarn und Bekannten stellte sie ihn als ihren Verlobten vor. Da ihre Position rechtlich über jeden Verdacht erhaben war, verlieh ihre offene Liebesbeziehung mit Latte auch ihm einen Anschein von Legitimität, der ihn bis zum Kriegsende vor Verdächtigungen schützte. Ellen Brockmann und Konrad Latte heirateten am 28. April 1945. Am 5. November 1945 brachte Ellen Brockmann-Latte ihre älteste Tochter, Gabriele, zur Welt.

Am 29. Juni 1978 erkannte Yad Vashem Ellen Latte als «Gerechte unter den Völkern» an.

Eva de Lattré (geb. 24. Dezember 1902) war eine Jugendfreundin von Kläre Machost, einer mit einem «Arier» verheirateten Jüdin. Als sie im November 1938 von den Ausschreitungen in der «Reichskristallnacht» erfuhren, fuhren Eva und ihr Ehemann Johannes (geb. 16. März 1898) sofort nach Duisburg, um zu sehen, wie es ihren jüdischen Freunden ergangen war. Sie luden die Machosts und ein weiteres jüdisches Ehepaar, die Abramowicz, ein, vorläufig in ihrem Heim in Borth, einem kleinen Dorf am Niederrhein, unterzutauchen. Die beiden Ehepaare nahmen das Angebot an und verbargen sich im Haus der de Lattrés in der

Wallachstrasse 5. Die de Lattrés wurden jedoch von ihrem Nachbarn verraten, der sie bei der Ortspolizei anzeigte. Zum Glück war Dreibrodt, der Polizist, der das Haus durchsuchen sollte, von seiner Aufgabe nicht gerade begeistert und gerne bereit, sich täuschen zu lassen. Anschliessend fuhr Johannes de Lattré das Ehepaar Abramowicz zur niederländischen Grenze. Wären die de Lattrés von den Behörden erwischt worden, hätten sie wegen des Versteckens von Juden in ein Konzentrationslager kommen können.

Am 26. Oktober 1978 erkannte Yad Vashem Johannes und Eva de Lattré als «Gerechte unter den Völkern» an.

Ledetsch, Elsa Reissenberger, Gisela

Akte 3740

Während des Krieges lebten Elsa Ledetsch und ihre Tochter Gisela (geb. 1913) jede in einer eigenen Wohnung – im Berliner Vorort Biesdorf. Am 28. Februar 1943, einen Tag nach der «Fabrikaktion», der letzten grossen Razzia unter den noch in Berlin verbliebenen Juden, erschienen eine unbekannte jüdische Frau mittleren Alters und ihre minderjährige Tochter bei Elsa Ledetsch in der Gleiwitzer Strasse 7 und baten um Hilfe. Am Tag zuvor hatten Rachela Schipper und ihre Tochter Jenny bei dem Versuch, ihren verschwundenen Ehemann/Vater und ihre Tochter/Schwester auszumachen, vor einer Synagoge in Berlin gestanden. Eine unbekannte Dame sprach sie an und legte ihnen nahe, sich irgendwo zu verstecken. Die Fremde, Wally Nathan, stellte sich nur mit ihrem Vornamen vor, aber sie gab den beiden verzweifelten Frauen einen zerknitterten Zettel, auf den sie die Adresse einer «arischen» Bekannten geschrieben hatte – Elsa Ledetsch.

Ledetsch liess Mutter und Tochter in ihre Wohnung. Eine schmerzliche Diskussion folgte, da Ledetsch nur eine Person unterbringen konnte und darauf bestand, dass dies die Tochter sein solle. Aber Jenny war nicht bereit, sich von ihrer Mutter zu trennen, die sie gerade von einem Selbstmordversuch abgebracht hatte. Sie weinte so verzweifelt, dass Ledetsch ihre Tochter Gisela Reissenberger hinzurief, eine Berufstänzerin, die nur wenige Minuten entfernt wohnte. Schliesslich entschieden sie, beide zu verstecken – Jenny wurde im Haus von Elsa Ledetsch untergebracht, ihre Mutter in Giselas Einzimmerwohnung.

Einige Wochen später, im April 1943, nahm Gisela ein weiteres jüdisches Ehepaar auf der Flucht – Gustav und Irma Compart – in ihrer Wohnung auf. Sie waren durch einen gemeinsamen jüdischen Freund an sie verwiesen worden, Paul Sander, der später deportiert und ermordet wurde.

Unter den Kriegsbedingungen in Berlin für vier «Illegale» zu sorgen, war eine schwere Aufgabe. In Elsa Ledetschs überfülltem Haus gab es kaum Platz für vier weitere Personen, da bereits ihr erwachsener Sohn, ihre zwölfjährige Enkeltochter (Giselas Kind aus ihrer ersten Ehe) und ein älterer Untermieter bei ihr wohn-

ten. Dasselbe galt für Gisela Reissenbergers winzige Wohnung, die nur aus einem Wohnraum und einer Küche bestand. Jenny musste das Bett mit Giselas zwölfjähriger Tochter Barbara teilen. Die Compartis schliefen in Giselas Wohnung auf einem Liegestuhl in der Küche und einem grossen Sessel im Wohnraum. Keiner der vier Untergetauchten hatte Lebensmittelkarten, Geld oder Papiere. Die schwierige Situation wurde noch gefährlicher durch die Tatsache, dass in dem überschaubaren Vorort Biesdorf, mit Gartengrundstücken, Wohnlauben und kleinen Häusern, praktisch jeder jeden kannte. Die schützende Anonymität der Grossstadt gab es hier nicht, und die offene Anwesenheit von vier Fremden hätte Aufmerksamkeit erregt. Daher mussten die Schippers und die Compartis den grössten Teil des Tages und der Nacht in ihren Räumen bleiben. Jenny durfte sich, wenn sie ihre Mutter besuchen wollte, nur nach Einbruch der Dunkelheit aus Elsa Ledetschs Wohnung nach draussen wagen.

Glücklicherweise war Ledetschs Untermieter Franz Bendokat ein alter Nazigegner. Er baute hinter der verschiebbaren Rückwand eines Kleiderschranks ein Versteck ein, in das Jenny bei unerwarteten Besuchen flüchten konnte. Bei Gisela war die Situation viel problematischer, da ihr Vermieter, der im Erdgeschoss wohnte, auf keinen Fall erfahren durfte, dass sie Juden versteckte. Aus diesem Grund konnten das Ehepaar Compert und Rachela Schipper während der häufigen Luftangriffe nicht in den Keller gehen.

Ein wichtiger Teil der Hilfe für die Flüchtlinge unter diesen schwierigen Umständen war es, ihren sinkenden Lebensmut zu stärken. Um das junge Mädchen vom ständigen Nachdenken über die Gefahr und die Unmenschlichkeit in der Welt draussen abzulenken, setzte Gisela die aufbauende Wirkung der Kunst ein. Sie las mit ihr zusammen Goethes *Faust* mit verteilten Rollen. Gustav Compert war psychisch besonders labil und versank oft in Anfälle von Depression. Nur durch viel (aufgesetzte) Fröhlichkeit konnte er von selbstmörderischen Gedanken abgebracht werden.

1944 konnte den vier «Illegalen» eine andere Unterkunft auf einem Bauernhof in Beelitz in der Nähe von Berlin besorgt werden. Wegen seiner Abgelegenheit war das neue Versteck besser vor Denunziationen nationalsozialistischer Nachbarn und Entdeckung durch die Gestapo geschützt. Um das Risiko zu verringern, unterwegs einer Polizei- oder Gestapo-Kontrolle in die Arme zu laufen, begleiteten Elsa Ledetsch und Gisela Reissenberger ihre vier Schützlinge einen nach dem anderen zu ihrem neuen Unterschlupf. Den Kontakt mit ihnen hielten sie bis zum Kriegsende aufrecht.

Am 19. Oktober 1987 erkannte Yad Vashem Elsa Ledetsch und Gisela Reissenberger als «Gerechte unter den Völkern» an.

Der am 1. September 1915 in Korb im Remstal geborene Alfred Leikam war schon als Gymnasiast kirchlich engagiert und leitete ab 1930 die CVJM-Jugend-Gruppe in Korb. Nach der Machtübernahme Hitlers nahm er gegenüber dem Nationalsozialismus eine stark ablehnende Haltung ein und wurde ein aktives Mitglied der Bekennenden Kirche. Seine oppositionelle Tätigkeit lenkte schliesslich die Aufmerksamkeit des Regimes auf ihn. Am 5. Februar 1938 wurde Leikam verhaftet. Er kam zunächst in das Konzentrationslager Welzheim, dann am 5. November 1938 nach Buchenwald. Dort gehörte er als deutscher politischer Häftling bald zu den «Etablierten» oder «Prominenten». So war er einige Zeit für die Versuche in der Fleckfieberstation zuständig.

Im Februar 1941 kamen nach Buchenwald 389 holländische Juden, die bald in das berüchtigte Konzentrationslager Mauthausen abtransportiert werden sollten. Der einzige Überlebende war der 1917 geborene Max Nebig. Leikam «diagnostizierte» bei ihm beginnende Tuberkulose, sodass er in die Isolierstation verlegt werden konnte und vom Abtransport nach Mauthausen verschont blieb. Alfred Leikam wurde im November 1943 aus dem KZ Buchenwald entlassen.

Am 28. April 2002 erkannte Yad Vashem Alfred Leikam als «Gerechten unter den Völkern» an.

Sophie Mayer, eine jüdische Ärztin, lernte die 1897 geborene Maria Letnar 1940 beim täglichen Spaziergang mit ihrem Hund im Englischen Garten in München kennen. Im Verlauf ihrer Gespräche offenbarte Letnar, dass sie eine entschiedene Gegnerin des Hitlerregimes sei und bereits Juden geholfen habe, aus Deutschland zu fliehen. Als Sophie Mayer im Juli 1942 die Deportation nach Polen drohte, bat sie Maria Letnar, sie zu verstecken. Letnar brachte ihre jüdische Bekannte zu ihrer (Letnars) Schwester Rosa Mayer und deren Mann Paul nach Lenggries. Obwohl Paul Mayer (geb. 2. August 1896) als örtlicher Polizeikommandant einem besonderen Risiko ausgesetzt war, beherbergten er und seine Frau die jüdische Ärztin beinahe drei Jahre lang in ihrer Dienstwohnung, die sich direkt über der Polizeistation befand. Der Kommandant der amerikanischen Truppen, die Lenggries befreiten, stellte Sophie Mayer seinen Offizieren mit der Bemerkung vor, dass sie sich «direkt vor der Nase der Gestapo» versteckt habe.

Am 18. Februar 1969 erkannte Yad Vashem Maria Letnar sowie Paul und Rosa Mayer als «Gerechte unter den Völkern» an.

Bernhard Lichtenberg, der einzige katholische Priester in Nazi-Deutschland, der seine Stimme gegen die Verfolgung der Juden erhob, wurde am 3. Dezember 1875 in Ohlau (poln. Olawa), etwa 30 Kilometer südöstlich von Breslau (poln. Wroclaw), in der damals preussischen Provinz Niederschlesien geboren. Er war das zweite von fünf Kindern. Die Kaufmannsfamilie gehörte zu der katholischen Minderheit in der überwiegend protestantischen Stadt. 1886 stellten die Katholiken etwa 31% der 15.787 Einwohner. Es gab auch eine kleine jüdische Gemeinde von 123 Personen (0,8%). Bernhard Lichtenberg machte sein Abitur am Ohlauer Gymnasium und beschloss, Priester zu werden. Er studierte Theologie in Breslau und Innsbruck und erhielt 1899 die Priesterweihe. Seine Tätigkeit im Dienst der Kirche konzentrierte sich nach 1913 auf Berlin. Nachdem er mehr als ein Jahrzehnt Pfarrer der Herz-Jesu-Gemeinde in Charlottenburg war, wurde er 1932 als Dompfarrer an die St.-Hedwig-Kirche berufen. Lichtenberg engagierte sich auch kirchenpolitisch und war von 1913 bis 1920 Vertreter der Zentrums-*partei* im Bezirk Charlottenburg und von 1920 bis 1930 Mitglied des *Weddinger* Bezirksparlaments. Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem er als Militärkaplan diente, war er auch Mitglied des «Friedensbundes Deutscher Katholiken» geworden und 1929 wurde er in den Vorstand der «Arbeitsgemeinschaft der Konfessionen für den Frieden» berufen. Bereits 1931 wurde Lichtenberg zur Zielscheibe eines gehässigen Artikels in Goebbels' Hetzblatt «Der Angriff», nachdem er einen Aufruf unterzeichnet hatte, der Katholiken empfahl, die Verfilmung von Erich Maria Remarques Antikriegs-*novelle* «Im Westen nichts Neues» anzusehen. Am 31. März 1933, zwei Monate nachdem die Nazis an die Macht gekommen waren, arrangierte Lichtenberg für den jüdischen Bankier Oskar Wassermann ein Treffen mit Kardinal Bertram, dem Erzbischof von Breslau und Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz. Dies war ein vergeblicher Versuch, den Kardinal zum Einschreiten gegen den für den nächsten Tag geplanten Boykott gegen die Juden zu bewegen. Bertram sah die ganze Angelegenheit als nicht in den Bereich der Kirchenaktivitäten gehö-*rig* an.

In deutlichem Kontrast zur Mehrheit der katholischen und protestantischen Kirchenführung während des Holocaust war Lichtenberg von Anfang an davon überzeugt, dass er als katholischer Priester verpflichtet sei, den Juden, die zunehmend aller Bürger- und Menschenrechte beraubt wurden, zu helfen. Der «Lagebericht der Staatspolizeistelle Potsdam» für Februar 1936 berichtet von einem in Berlin gehaltenen Religionsgespräch zwischen Lichtenberg, zwei Rabbimern, zwei Pfarrern der Bekennenden Kirche und einigen «nichttarischen» Laien. «Die Versammlung soll zu dem Ergebnis gekommen sein, dass das deutsche Volk an den Juden viel wieder gutzumachen habe». Nachdem Lichtenberg 1937 zum Domprobst gewählt worden war, wurde ihm im August 1938 die Leitung des «Hilfswerkes beim Bischöflichen Ordinariat Berlin», das vielen Katholiken jüdischer Abstammung bei der Emigration aus Nazi-Deutschland half, übertragen.

Unter dem Eindruck der «Reichskristallnacht» am 9./10. November 1938 war

Lichtenberg der einzige Kirchenmann, der seine Stimme öffentlich und furchtlos gegen die Brutalität der Nazis erhob, während die deutschen Kirchen in ihrer Gesamtheit – einschliesslich der dissidenten Bekennenden Kirche – zu den Ausschreitungen gegen die Juden schwiegen:

«Was gestern war, wissen wir. Was morgen ist, wissen wir nicht. Aber was heute geschehen ist, haben wir erlebt: Draussen brennt der Tempel. Das ist auch ein Gotteshaus.»

Von diesem Abend an bis zu seiner Verhaftung am 23. Oktober 1941 betete Lichtenberg täglich auf seiner Kanzel in der St.-Hedwig-Kirche für die Juden, die Christen jüdischer Abstammung und andere Opfer des Regimes. Nach dem Kriegsausbruch bereitete er ein Schreiben an den Berliner Luftschutzleiter vor, in dem er gegen die Rassentrennung in den Luftschutzbunkern protestierte, die mit einem Dekret vom 14. Dezember 1939 angeordnet worden war.

Lichtenbergs ablehnende Haltung zum NS-Regime und seine fortdauernden Proteste gegen die Judenverfolgung brachten ihn zwangsläufig in Konflikt mit der Unterdrückungsmaschinerie des nationalsozialistischen Staates. Zwei Studentinnen, die ihn öffentlich für die Juden und die Häftlinge der Konzentrationslager beten hörten, denunzierten ihn. Bei der Hausdurchsuchung, die die Gestapo am 23. Oktober 1941 in seiner Wohnung vornahm, fand sich eine Kanzelvermeidung, die Lichtenberg am darauffolgenden Sonntag hatte verlesen wollen. Die Vermeidung war eine Reaktion auf ein von Goebbels Propagandaministerium verbreitetes Flugblatt, in dem die deutschen «Volksgenossen» davor gewarnt wurden, Juden auf irgendeine Weise zu helfen oder sie auch nur freundlich zu grüssen. Lichtenberg schrieb:

«In Berliner Häusern wird ein anonymes Hetzblatt gegen die Juden verbreitet. Darin wird behauptet, dass jeder Deutsche, der aus angeblicher falscher Sentimentalität die Juden irgendwie unterstützt, und sei es auch nur durch ein freundliches Entgegenkommen, Verrat an seinem Volk übt. Lasst euch durch diese unchristliche Gesinnung nicht beirren, sondern handelt nach dem strengen Gebote Jesu Christi: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.»

Bei seinem Verhör weigerte sich Lichtenberg, seine Worte zurückzunehmen und verschärfte sogar noch seine Aussagen. Als er zu einem mit Anmerkungen versehenen Exemplar von «Mein Kampf», das sich in seinem Besitz befand, befragt wurde, erwiderte Lichtenberg, dass er als katholischer Priester verpflichtet sei, der in «Mein Kampf» dargelegten Weltanschauung zu widersprechen, da sie unchristlich sei. Er war auch bereit, alle Konsequenzen auf sich zu nehmen, die sein Widerstand gegen die Politik des Staates für ihn haben würde:

«Das ergibt sich daraus, dass ich die Evakuierungen [d.h. die Deportation der Juden] mit all ihren Begleiterscheinungen innerlich ablehne, weil sie gegen das Hauptgebot des Christentums gerichtet sind, ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst‘. Und ich erkenne auch im Juden meinen Nächsten, der

eine unsterbliche, nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffene Seele besitzt. Da ich aber diese Regierungsverfügung nicht hindern kann, war ich entschlossen, deportierte Juden und Juden-Christen in die Verbannung zu begleiten, um ihnen dort als Seelsorger zu dienen. Ich benutze diese Gelegenheit, um die Geheime Staatspolizei zu bitten, mir diese Gelegenheit zu geben.»

Im Mai 1942 verurteilte das Berliner Landgericht Lichtenberg wegen «Kanzelmissbrauchs» und «Heimtücke» zu zwei Jahren Haft. Befragt, ob er selber noch etwas zu seiner Verteidigung anzuführen habe, äusserte Lichtenberg laut Urteilsprotokoll: «Ich gebe der Überzeugung Ausdruck, dass der Staat durch einen für die Juden betenden Bürger keinen Schaden erleide.»

Gegen Ende der zweijährigen Haft besuchte der Berliner Bischof Prey sing Lichtenberg im Gefängnis Tegel und überbrachte ihm das Angebot der Gestapo, ihn freizulassen, wenn er verspräche, nicht zu predigen, solange der Krieg dauere. Lichtenberg bat stattdessen um die Erlaubnis, Juden und Christen jüdischer Abstammung, die deportiert wurden, nach Łódź/Polen begleiten zu dürfen und dort als Seelsorger zu dienen. Preysing, der sich grosse Sorgen um Lichtenbergs schlechten Gesundheitszustand machte, versuchte vergeblich, ihn von diesem Gedanken abzubringen.

Angesichts von Lichtenbergs unerschütterter Gegnerschaft zum NS-Regime ordnete der SD seine Internierung im Konzentrationslager Dachau an. Während er noch auf die Überstellung dorthin wartete, wurde der 67-jährige schwer krank und starb am 5. November 1943.

Am 7. Juli 2004 erkannte Yad Vashem Bernhard Lichtenberg als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Kock, Erich: Er widerstand: Bernhard Lichtenberg, Domprobst bei St. Hedwig, Berlin, Berlin 1996.

Spicer, Kevin Paul: Choosing between God and Satan: The German Catholic clergy of Berlin and the Third Reich, Boston College, Dissertation 2000 [<http://escholarship.bc.edu/dissertations/AA19961597/>].

Liedtke, Max

Akte 1979a

Major Max Liedtke, der höchstrangige deutsche Offizier, der von Yad Vashem geehrt wurde, war der Sohn eines evangelischen Vikars aus Preussisch-Holland, einer kleinen Bezirksstadt in Ostpreussen (heute Paslek in Polen), wo er am 25. Dezember 1894 geboren wurde. Er legte sein Abitur in Gumbinnen (Gusev) ab und war dabei, ein Theologiestudium in Königsberg (Kaliningrad) aufzunehmen, als ihn der Ausbruch des Ersten Weltkrieges dazu bewog, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden. Nach Kriegsende machte Liedtke eine halbwegs erfolgreiche Karriere als Journalist und brachte es bis zum Posten des Chefredak-

teurs der Lokalzeitung in Greifswald. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten brachte ihn jedoch in eine zunehmend schwierige Lage, und 1935 verlor er seine Stellung. Danach versuchte er sein Glück in den verschiedensten Berufen, bis er schliesslich im Juli 1939 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Nach Kriegsausbruch nahm er an einigen Kampfhandlungen während des Feldzuges in Polen teil und wurde dann der deutschen Militärverwaltung zugeteilt – zunächst in Belgien, dann in Piräus in Griechenland.

Anfang Juli 1942 kehrte Liedtke auf Einladung General von Gienanths, des Oberbefehlshabers der Militärverwaltung des Generalgouvernements, aus Griechenland nach Polen zurück und übernahm die Aufgabe des Militärkommandeurs von Przemyśl. In dieser südpolnischen Grenzstadt am Ufer des Flusses San kam es noch im selben Monat zu einer einzigartigen bewaffneten Konfrontation zwischen SS und Gestapo einerseits und Wehrmachtsoffizieren andererseits, wobei Letztere vergeblich versuchten, die örtliche jüdische Bevölkerung vor der Vernichtung zu bewahren. Die treibende Kraft hinter diesem Widerstand war der Adjutant Oberleutnant Albert Battel (siehe eigenen Eintrag). Jedoch erst als Liedtke erschien, hatte Battel (der sich wegen seiner Freundschaften mit Juden bereits den Zorn der Gestapo und die Missbilligung seiner unmittelbaren Vorgesetzten zugezogen hatte) die Unterstützung des höchstrangigen Offiziers vor Ort.

Zur Eskalation kam es am Morgen des 26. Juli 1942, als die Gestapo das jüdische Ghetto auf dem Ostufer des San zur Vorbereitung einer «Aktion» abspernte. In einer dringenden Stabsbesprechung der örtlichen Wehrmachtsoffiziere schlug Battel vor, die Sperrung der San-Brücke für SS- und Gestapo-Personal unter dem rechtlichen Vorwand des «Belagerungszustandes» anzuordnen. Unter erheblichem Risiko für sich selbst übernahm Liedtke die vorgeschlagene Taktik, die unausweichlich zu einem Konflikt mit der allmächtigen SS führen musste. «Das Schlimmste, was sie mit uns machen können», bemerkte er halb im Spass, halb im Ernst, «ist, dass sie uns erschiessen.»

Bei ihrem kühnen Widerstand gegen die SS rechneten Liedtke und Battel wahrscheinlich mit der Unterstützung des militärischen Oberkommandos in Polen. Dies stellte sich als Fehleinschätzung heraus. Liedtke wurde noch am selben Tag von seinen Vorgesetzten angewiesen, den «Belagerungszustand» aufzuheben, und am folgenden Tag konnte die Sicherheitspolizei die vorgesehene Deportation von etwa 8.000 Juden in das Vernichtungslager Belzec durchführen. Liedtke konnte jedoch kurzfristig eine gewisse Erleichterung für diejenigen Juden erreichen, die für die Wehrmacht arbeiteten, indem er sie und ihre Familien unter den Schutz des Militärs stellte. Nach dem Bericht des Leiters des örtlichen Büros der Sicherheitspolizei in Przemyśl, SS-Untersturmführer Benthin, trug sich Liedtke sogar mit dem Gedanken, im Rahmen seiner Befehlsgewalt eine «jüdische Mustergemeinde» einzurichten, die den Schutz der Wehrmacht geniessen sollte.

Dies liess sich jedoch nicht verwirklichen. Am 30. September 1942 wurde Liedtke seines Postens als Militärkommandant von Przemyśl enthoben und der Kommandantur der 1. Panzerarmee zugeteilt, die an der Südrussischen Front im

Kaukasus eingesetzt war. Diese Versetzung war wahrscheinlich eine Strafmassnahme für Liedtkes Widerstand gegen die SS. Jedenfalls konnte nach seiner Entfernung die SS ihren Willen durchsetzen und die Liquidierung der gesamten jüdischen Bevölkerung von Przemyśl ungehindert durchführen. Liedtke selbst musste den langen Rückzug der deutschen Besatzungsarmee aus Russland mitmachen. Er marschierte die ganze Strecke vom Kaukasus bis Danzig zurück und wurde von dort per Schiff auf die dänische Insel Bornholm evakuiert. Von dort wurde er nach Kriegsende an die Russen ausgeliefert. Als angeblicher Kriegsverbrecher angeklagt, wurde er in einem russischen Gefangenenlager in den Bergen des Ural bis zu seinem Tod 1955 inhaftiert.

Am 24. Juni 1993 erkannte Yad Vashem Major Max Liedtke als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Haase, Norbert: «Oberleutnant Dr. Albert Battel und Major Max Liedtke. Konfrontation mit der SS im polnischen Przemyśl im Juni 1942», in: Wette, Wolfgang (Hg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt am Main 2002, S. 181-208.

List, Heinrich List, Maria

Akte 5525

Heinrich (geb. 15. Februar 1882) und Maria (geb. 25. Februar 1881) List, ein älteres Bauern Ehepaar, lebten in dem überwiegend evangelischen Dorf Ernsbach in Hessen, in dem Maria geboren worden war. Eines Morgens etwa Mitte November 1941 erschien ein Jude, Ferdinand Strauss, auf dem Hof der Lists und bat um Unterschlupf. Heinrich List arbeitete auf dem Feld, aber seine katholische Frau Maria nahm den jungen Mann auf. Das Ehepaar hatte vor dem Krieg die Familie Strauss durch Geschäftsbeziehungen kennengelernt. Sie beherbergten Ferdinand Strauss bis zum 16. März 1942 in ihrem Haushalt und verheimlichten seine Anwesenheit vor der Polizei und den anderen Dorfbewohnern.

Die Lists wurden jedoch von ihrem polnischen Landarbeiter verraten, der nach einem Streit mit seinem Arbeitgeber einem benachbarten Bauern erzählte, dass sich auf dem Hof ein Fremder aufhalte. Nachdem sich der Bauer davon überzeugt hatte, dass die Geschichte stimmte, machte er dem Bürgermeister des Dorfes und der Gendarmerie in Ernsbach Meldung. Am 23. März 1942 wurde eine Untersuchung eingeleitet. Heinrich List stritt zunächst die Anschuldigung ab, musste aber schliesslich ein Geständnis ablegen, nachdem seine Frau bei der Gegenüberstellung mit dem polnischen Landarbeiter zusammengebrochen war. Nach seinen Gründen, Strauss zu verstecken, befragt, antwortete List (nach dem Bericht, den die Gendarmerie an die Gestapo in Darmstadt schickte): «Weil wir uns seit Kindheit gut kennen (...) packte mich das Mitleid.»

Heinrich List wurde verhaftet und in das KZ Dachau gebracht. Am 10. Oktober 1942 erhielt Maria List einen amtlichen Brief des Lagerkommandanten, in dem er ihr mitteilte, dass ihr Ehemann am 5. Oktober in der Krankenabteilung an einer Infektion des Unterschenkels gestorben sei; seine Leiche sei eingeäschert worden. Zu dieser Tragödie kam für die Witwe noch, dass ihr einziger Sohn Jacob im August 1944 an der russischen Front vermisst gemeldet wurde.

Ferdinand Strauss hatte rechtzeitig entkommen können und rettete sich über die Schweizer Grenze. Er starb 1983 in Jamaika.

Die Geschichte der Lists wurde durch die Nachforschungen von Schülern und Lehrern des Michelstädter Gymnasiums der Vergessenheit entrissen. Sie untersuchten die Vorgänge im Rahmen eines Schulprojekts, das sich mit der Erforschung der nationalsozialistischen Vergangenheit beschäftigte.

Am 23. Dezember 1992 erkannte Yad Vashem Heinrich und Maria List als «Gerechte unter den Völkern» an.

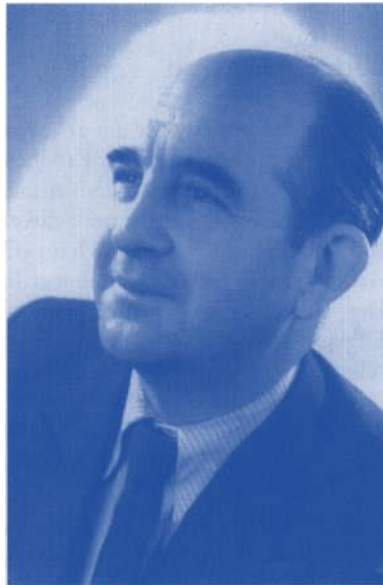
Loringhoven, Baron Evert von Freytag

Akte 0255

Der in Riga geborene deutsche Adlige Baron Evert von Freytag Loringhoven besass ein Familiengut in Grodno, etwa 1,5 Kilometer von Mirakowo (Merch)/Kreis Torun (Thorn) in der früheren deutschen Provinz Westpreussen.

Im November 1944 kam ein Transport mit etwa 2.800 jüdischen Frauen aus dem KZ Stutthof am Bahnhof MiRakówo an. Sie wurden auf verschiedene Arbeitslager in der Umgebung verteilt und dafür eingesetzt, Panzergräben auszuheben. Etwa 135 Frauen wurden in Grodno in einem Zeltlager untergebracht, das auf dem Gut von Baron von Freytag Loringhoven ohne seine Genehmigung errichtet wurde. Die körperliche Verfassung der Zwangsarbeiterinnen war erbärmlich. Monate der

Unterernährung und Misshandlungen hatten sie zu wandelnden Skeletten gemacht. Die meisten hatten keine Kleider mehr und mussten sich stattdessen in zwei alte Militärdecken wickeln. Sie waren so ausgehungert, dass sie sich auf den Boden warfen, um Zuckerrüben zu essen. Die SS-Aufseher unter dem Kommando von Obersturmführer Ehle waren brutal und empfanden sadistischen Ge-



nuss an den Quälereien und Erniedrigungen. Die Frauen, die nicht mehr arbeiten konnten oder wollten, wurden mit Knüppelschlägen ins Genick getötet. Bis zum Rückzug der Deutschen aus Grodno am 17. Januar 1945 waren 118 der Zwangsarbeiterinnen ums Leben gekommen. Sie wurden in einem Massengrab auf einer Insel in einem nahegelegenen See begraben. Baron von Freytag Loringhoven konnte die Leben von zwei Frauen, Tereze Aufrecht und Klara Schwartz, retten, indem er sie in seinem Haushalt beschäftigte. Weitere zehn Frauen, die unter besseren Bedingungen im Kuhstall arbeiteten, konnten wahrscheinlich ebenfalls bis zur Ankunft der Russen durchhalten.

Baron von Freytag Loringhoven floh, bevor die Russen sein Gut erreichten, das nun sowieso für seine Familie verloren war. Nach 1945 liess er sich in Hessen nieder. Durch eine zufällige Begegnung mit einem Israeli auf einer Zugfahrt von Frankfurt nach Stuttgart konnte er 1960 eine der Überlebenden von Grodno, Tereze Aufrecht, in Israel ausfindig machen. Dadurch konnte Baron von Freytag Loringhoven auch dem Wiesenthal-Dokumentationszentrum in Wien wichtige Hilfe bei der Verfolgung einiger Naziverbrecher geben, die für die Untaten in Grodno verantwortlich waren.

Am 28. Februar 1967 erkannte Yad Vashem Baron Evert von Freytag Loringhoven als «Gerechten unter den Völkern» an.

Luckner, Gertrud

Akte 0280

Gertrud Luckner wurde am 26. September 1900 in Liverpool in England geboren, lebte aber seit früher Kindheit in Deutschland. Da sie keine Geschwister hatte, stand sie nach dem frühen Tod ihrer Eltern ohne Familie da. Sie studierte Volkswirtschaft mit Schwerpunkt auf Sozialfürsorge an den Universitäten Königsberg, Birmingham (Quäker-College für religiöse und soziale Arbeit), Frankfurt und Freiburg. In Freiburg wurde sie 1938 promoviert. Der Titel ihrer Dissertation lautete: «Selbsthilfe unter den Arbeitslosen in England und Wales – auf der Grundlage der englischen Ideen- und Wirtschaftsgeschichte».

Luckner entwickelte früh ein dauerhaftes Interesse an Sozialfürsorge und internationaler Solidarität und war seit 1933 beim Deutschen Caritasverband in Freiburg tätig. 1939, nach Kriegsausbruch, organisierte sie mit Zustimmung und Unterstützung des Freiburger Erzbischofs Conrad Gröber die «Kirchliche Kriegshilfsstelle» innerhalb der Caritas. Im Verlauf des Krieges wurde diese Einrichtung zum Hauptinstrument der Freiburger Katholiken bei der Unterstützung rassistisch verfolgter «Nichtarier», Juden wie Christen.

Luckner war die treibende Kraft hinter dieser Hilfsaktion. Sie benutzte Gelder des Bistums, um Juden über die Schweizer Grenze zu schmuggeln und Botschaften der verfolgten jüdischen Gemeinschaft in die Freie Welt zu bringen. Mit Leo Baeck, dem Vorsitzenden der «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland», blieb sie bis zu dessen Verhaftung und Deportation nach Theresienstadt Anfang 1943 in engem Kontakt.

Als Luckner am 5. November 1943 auf dem Weg war, den letzten verbliebenen Berliner Juden 5.000 Mark zu überbringen, wurde sie im Zug von der Gestapo verhaftet und in das KZ Ravensbrück gebracht. Sie verbrachte dort neunzehn quälende Monate bis zur Befreiung des Lagers am 3. Mai 1945.

Nach dem Krieg widmete sich Luckner der Aufgabe, Brücken des Verständnisses zwischen Juden und Christen zu bauen. Auf Einladung von Leo Baeck besuchte sie 1951 als eine der ersten Deutschen Israel.

Am 15. Februar 1966 erkannte Yad Vashem Gertrud Luckner als «Gerechte unter den Völkern» an.

Maas, Hermann

Akte 0074

Hermann Maas wurde am 5. August 1877 in Gengenbach im Schwarzwald geboren. Sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits entstammte er einer Familie evangelischer Pfarrer aus Baden. Nach dem Theologiestudium an den Universitäten von Halle, Strassburg und Heidelberg trat er im Herbst 1900 ein Amt als Hilfspfarrer an; dies war der Anfang einer lebenslangen Karriere in der evangelischen Kirche.

Seit dem Sechsten Zionistischen Kongress im Jahr 1903, den Maas aus Neugier während eines Aufenthaltes in Basel besucht hatte, war er ein Freund des jüdischen Volkes und ein glühender Sympathisant der zionistischen Bewegung. Während des Kongresses erlebte er die leidenschaftliche Debatte zwischen den Befürwortern des «Uganda-Plans» und denen, die «Zion» treu blieben, und hatte Gelegenheit, prominente jüdische Führungspersonlichkeiten wie Herzl und Weizmann zu treffen sowie den deutsch-jüdischen Philosophen Martin Buber, mit dem er zeitlebens in Kontakt blieb. Als Anhänger der christlichen ökumenischen Bewegung wurde Maas ein glühender Verfechter der Verständigung zwischen den monotheistischen Religionen und besonders der christlich-jüdischen Aussöhnung.

Am 1. April 1933, genau an dem Tag, an dem die Nationalsozialisten den allgemeinen wirtschaftlichen Boykott gegen die Juden in Deutschland in Gang setzten, machte sich Maas zu einer dreimonatigen Reise ins Heilige Land auf, finanziert durch ein Stipendium des «Deutschen Palästina-Komitees». Die Begegnung mit dem jüdischen Palästina, der Besuch neu gegründeter jüdischer Siedlungen, Begegnungen mit gerade eingetroffenen deutsch-jüdischen Emigranten wie auch mit hebräischsprachigen Gelehrten hinterliessen einen unauslöschlichen Eindruck bei dem evangelischen Theologen, der selbst fließend Hebräisch sprach.

Bei seiner Rückkehr nach Heidelberg Anfang Juli war Maas einer Verleumdungskampagne und Drohungen ausgesetzt, die einvernehmlich von lokalen Nazi-Propagandaführern und der SA angezettelt wurden. Lokale Nazi-Partei-kreise verlangten, dem «Judenpfarrer» die Predigterlaubnis zu entziehen. Doch Maas war eine zu hoch angesehene Persönlichkeit in der weltweit operierenden ökumenischen Bewegung und das Regime war noch zu vorsichtig, einen internationalen Skandal zu riskieren.

Dieser erste ernstliche Konflikt mit den neuen Machthabern in Deutschland schien Maas' Widerstand und seine Identifikation mit dem jüdischen Volk nur noch zu verstärken. Er verfasste Artikel für die *Jüdische Rundschau*, die Zeitung der deutschen Zionisten, übersetzte Gedichte des hebräischen Dichters Chaim Nachman Bialik und zögerte nicht, seine älteste Tochter nach Palästina zu schicken, um dort junge Zionisten die Kunst des Handwebens zu lehren. Er lud religiöse jüdische Führungspersonlichkeiten in Heidelberg ein, den Heiligen Abend mit ihm zu verbringen, und nahm im Gegenzug an der jüdischen Pessach-Feier (*Seder*) teil. Die Verbindung war so intensiv, dass der Heidelberger Rabbiner Dr. Fritz Pinkuss ihm eindringlich davon abraten musste, jüdische Gottesdienste zu besuchen, um sich nicht selbst in Gefahr zu bringen.

Maas war Mitglied des «Pfarrernotbundes», den Martin Niemöller im September 1933 ins Leben gerufen hatte, und schloss sich der Bekennenden Kirche an, der gegen die nationalsozialistischen «Deutschen Christen» gerichteten Oppositionsbewegung innerhalb der evangelischen Kirche. Auch war er zusammen mit seinem Amtsbruder und Freund Pfarrer Heinrich Grüber (siehe eigenen Eintrag) an der Entstehung des «Büros Grüber» in Berlin beteiligt.

Als die jüdische Bevölkerung aus Baden, der Pfalz und einigen Orten Württembergs bereits Ende Oktober 1940 in einem geheimen Unternehmen in französische Internierungslager verschleppt wurde, gelang es Hermann Maas, einzelne, gebrechliche Personen vor der Deportation zu bewahren. Mit den Deportierten blieb er in Kontakt und konnte später einigen von ihnen zu Pässen und Visa verhelfen, mit denen sie nach Übersee auswandern konnten.

Im März 1942 startete das Reichsministerium für kirchliche Angelegenheiten eine Kampagne gegen Maas, die Mitte 1943^{zu} seiner erzwungenen Versetzung in den Ruhestand führte. Einer der belastendsten Beweise gegen ihn war die Entdeckung eines Bündels Briefe, in denen der oppositionelle Kirchenmann seine Abscheu vor dem nationalsozialistischen Regime und dessen rassistischer Verfolgung der Juden ausdrückte. Das war dem Regime aber noch nicht genug: Der Siebenundsechzigjährige wurde 1944 in einem Arbeitslager in Frankreich interniert. Erst die Ankunft der Amerikaner führte zu seiner Freilassung und beendete seinen Leidensweg.

1950 war Hermann Maas der erste Deutsche, der offiziell eingeladen wurde, den Staat Israel zu besuchen. Er schrieb mehrere Bücher über Israel, das Judentum und das Christentum. 1970 starb er in Heidelberg.

Am 28. Juli 1964 erkannte Yad Vashem Hermann Maas als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Keller, Werner et al. (Hg.): *Leben für Versöhnung. Hermann Maas. Wegbereiter des christlich-jüdischen Dialoges*, Karlsruhe²1997.

Josef Maciejok, ein Postbeamter, der mit seiner Familie in der Nähe des KZ Buchenwald wohnte, rettete das Leben des KZ-Häftlings Oskar-Yeheskel Eissland. Die Maciejoks gewährten Eissland Zuflucht, als er im April 1945 einem «Todesmarsch» entkam. Obwohl sie sich der jüdischen Identität des Geflüchteten bewusst waren, nahmen sie ihn in ihrem Heim auf und verpflegten ihn drei Wochen bis zur Befreiung. Ein ganzes Jahr lang nach Kriegsende, während Eissland wegen Tuberkulose im Krankenhaus behandelt wurde, besuchten die Maciejoks ihn regelmässig und versorgten ihn mit Lebensmitteln und anderen Gütern des täglichen Bedarfs.

Eissland wanderte 1950 nach Israel aus, blieb aber mit seinen Wohltätern, die jetzt in der DDR lebten, in Kontakt. Nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten konnte Eisslands Witwe 1991 die Familie Maciejok in ihrem Heim besuchen.

Am 4. Oktober 1995 erkannte Yad Vashem Josef Maciejok als «Gerechten unter den Völkern» an.

Maria Isabel Helene von Maltzan (Kosename Maruska) wurde am 25. März 1909 als jüngstes von sieben Geschwistern auf dem Schloss von Militsch in Schlesien (heute Milicz in Polen) geboren. Der Gutsbesitz der preussischen Adelsfamilie, aus der sie stammte, umfasste 48.000 Morgen Land. Lebenslange Rebellin und ausgesprochen eigenwillig, kam Maria von Maltzan nicht gut mit ihrer konservativen, altmodischen Mutter aus. Bald nach dem Tod ihres Vaters kam die Zwölfjährige nach Berlin in ein Mädcheninternat. Die vornehme Erziehungsanstalt war sehr gefragt sowohl bei alteingesessenen Junkern aus Brandenburg-Preussen als auch bei wohlhabenden Juden aus Berlin, mit deren Töchtern von Maltzan bald ausgezeichnete Beziehungen pflegte. Ermutigt durch ihre Schulleiterin Marga von Kühl wein, setzte sich das aufgeweckte Mädchen über die Ablehnung ihrer Familie hinweg und legte erfolgreich das Abitur ab, das ihr den Weg zu akademischen Studien öffnete.

1932, kurz vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten, arbeitete Maria von Maltzan in München an einer naturwissenschaftlichen Doktorarbeit. Dort engagierte sie sich in einer antinazistischen Organisation, die von dem Jesuitenpater Friedrich Muckermann gegründet worden war. Ihre Tätigkeit blieb der Gestapo nicht verborgen und im Laufe des Jahres 1933 wurde sie mehrfach verhört. Ihre antifaschistischen Überzeugungen entzweiten sie auch mit ihrem Bruder Carlos, einem begeisterten Sympathisanten des Regimes, der ihr den Zugang zum Familienbesitz in Schlesien verbot. Sie versöhnten sich erst kurz bevor Carlos 1940 in Frankreich fiel. Von da an hatte von Maltzan keinerlei Skrupel, den

Namen ihres gefallenen Bruders oder den ihres berühmten Schwagers Feldmarschall Walter von Reichenau einzusetzen, um aufdringliche Nazibeamte abzuwehren.

Im Jahr 1933 war sie noch der Versuchung erlegen, den Verfolgungen durch das Regime zu entfliehen und nach Afrika zu gehen. Erst nach dem Tod ihrer Mutter 1935 war sie nach Deutschland zurückgekehrt und eine kurzlebige und stürmische Ehe mit dem Kabarettisten Walter Hillbring eingegangen. Danach hatte sie ein veterinärmedizinisches Studium in Berlin aufgenommen. 1938 zog sie in eine bescheidene Wohnung im Erdgeschoss des Hauses Detmolder Strasse 11 in Berlin-Wilmersdorf und begann eine zusätzliche, geheime Karriere als Untergrundaktivistin und Retterin rassistisch verfolgter Juden. 1939 machte sie die Leiterin ihres Internats, von Kühlwein, mit Hans Hirschel bekannt, dem Sohn eines jüdischen Richters aus Schlesien und einer wohlhabenden jüdischen Mutter. Hirschel, ein hochgebildeter Literat und Herausgeber einer angesehenen literarischen Zeitschrift, war arbeitslos, seit die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren. Die beiden verliebten sich – ungeachtet der Tatsache, dass ihre Affäre nach den Nürnberger Gesetzen als «Rassenschande» angesehen wurde, ein Vergehen, auf das die denkbar härtesten Strafen standen. Als Hirschel 1942 ebenso wie seine Mutter unmittelbar von der Deportation bedroht war, zog er heimlich in die Wohnung seiner Geliebten. Um seine Spuren zu verwischen, liess die Gräfin ihn einen angeblichen Selbstmordbrief an seine Mutter schreiben. Wenige Wochen später wurde die alte Dame nach Theresienstadt deportiert, von wo sie nicht zurückkehrte.

Im September 1942 brachte von Maltzan ein frühgeborenes Kind zur Welt, das nach einem Tag im Brutkasten des Krankenhauses starb, da während eines Luftangriffs der Strom ausfiel. Als Vater gab sie einen schwedischen Freund, Eric Svensson, an, der sowohl verheiratet als auch homosexuell war. Gegen Ende des Jahres 1943 die Gestapo, vermutlich aufgrund einer Denunziation, von Maltzans Wohnung gründlich von zwei Beamten durchsuchen. Hirschel hatte gerade noch genug Zeit, in den Kasten eines grossen Schlafsofas im Wohnzimmer zu springen, der ihm als Versteck diente. Als einer der Gestapo-Beamten mit gezogener Pistole versuchte, den Bettkasten aufzuziehen, schlug von Maltzan ihm vor, doch einfach durch das Möbelstück hindurchzuschliessen. Zuvor wollte sie allerdings eine schriftliche Bestätigung von ihm, dass er den entstandenen Schaden bezahlen würde. Vor dieser Provokation wich der Nazischerge zurück, doch von diesem Zeitpunkt bis zum Kriegsende wurde das Haus von der Gestapo streng überwacht.

Völlig unabhängig von ihrer Liebesbeziehung zu Hirschel spielte von Maltzan eine wichtige Rolle bei den Rettungsbemühungen der Schwedischen Kirche in der Landhausstrasse. Die drei nacheinander dort tätigen Geistlichen – Birger Forell, Erik Perwe und Erik Myrgren – waren alle an Untergrundaktivitäten zugunsten politisch und rassistisch verfolgter Opfer des nationalsozialistischen Regimes beteiligt. Von Maltzan kam durch einen evangelischen Vikar, Sivkovicz, mit der Schwedischen Kirche in Kontakt. Sie beteiligte sich an der geheimen Rettungsarbeit, indem sie zeitweilig Unterschlupf gewährte und versteckten Juden «arische» Papiere verschaffte.

Im Oktober 1944 beteiligte sich von Maltzan an einer kühnen Rettungsoperation, durch die zwanzig Juden in Eisenbahncontainern von Berlin nach Schweden geschmuggelt werden sollten. Die Schweden waren berechtigt, ihre Möbel in versiegelten Kisten ausser Landes zu bringen. Aufgrund einer geheimen Absprache mit deutschen Eisenbahnangestellten, die durch den Sozialarbeiter Erik Wesseln ausgehandelt (und durch die Lieferung solch wertvoller Luxusgüter wie Kaffee und Zigaretten gesichert) worden war, sollte der Güterzug an einem vereinbarten Punkt am Stadtrand von Berlin noch einmal anhalten. Dort sollten die «illegalen» Juden den Zug besteigen und die Stelle der für Schweden bestimmten Möbel einnehmen. Von Maltzans Aufgabe war es, die versteckten Juden zu dem vereinbarten Treffpunkt zu bringen. Sie führte ihre Mission planmässig durch, aber auf dem Rückweg fand sie sich im Wald plötzlich von SS-Leuten mit Taschenlampen und Suchhunden eingeschlossen. Um die Hunde abzuschütteln, schmierte sie sich mit Pferdedung ein, watete knietief im Wasser und verbrachte einen Tag und zwei Nächte versteckt in einem Baum. Als sie nach Berlin zurückkam, war sie am Rande des körperlichen Zusammenbruchs. Ein weiteres Mal entkam sie nur knapp, als die Gestapo in der Nacht des 10. September 1943 ein geheimes Treffen des «Kreisauer Kreises» im Heim von Elisabeth von Thadden überwachte. Alle Anwesenden wurden vier Monate später verhaftet. Von Maltzan, die zu dem Treffen eingeladen war, hatte eine Vorahnung, dass etwas passieren würde, und beschloss im letzten Moment fernzubleiben.

Insgesamt kann man davon ausgehen, dass von Maltzan auf verschiedenen Wegen bei der Rettung von ungefähr sechzig Menschen half, die Opfer der rassistischen und politischen Verfolgungen durch die Nazis geworden waren – zusätzlich zu ihrem Lebenspartner und späteren Ehemann Hans Hirschel.

Am 19. Februar 1987 erkannte Yad Vashem Gräfin Maria von Maltzan als «Gerechte unter den Völkern» an. Die Verleihungszereemonie fand jedoch nicht statt, da die Gräfin aus politischen Gründen die Einladung in die israelische Botschaft ablehnte.

Literatur

Maltzan, Maria Gräfin von: *Schlage die Trommel und fürchte dich nicht! Erinnerungen*, Frankfurt am Main und Berlin 1988.

Gross, Leonard: *Last Jews in Berlin*, New York 1982.

Bothe-von Richthofen, Felicitas: *Widerstand in Wilmersdorf [= Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, Bd. 7]*, Berlin 1993.

Marquardt, Gerhard
Niermann, Fritz

Akten 3161
3161a

Gerhard Marquardt und Fritz Niermann, beide Einwohner der Ruhrgebietsstadt Essen, waren an der Rettung von sechs jungen jüdischen Gefangenen des kleinen Konzentrationslagers an der Humboldtstrasse beteiligt.

Die Mädchen hatten Essen im Spätsommer 1944 auf der letzten Etappe einer mörderischen Reise erreicht, zu der auch eine Selektion in Auschwitz gehört hatte. Sie wurden als Zwangsarbeiterinnen den Krupp werken zugeteilt. Marquardt, Arbeiter bei Krupp, freundete sich mit einer von ihnen, Rosa Katz, an. Er schmuggelte sie bei mehreren Gelegenheiten aus der Fabrik, um ihr zu ermöglichen, auf dem verwaisten jüdischen Friedhof zu beten. Er versprach auch, ihr zu helfen, wenn die Zeit gekommen sei.

Im Februar 1945 verbreiteten sich in der Fabrik Gerüchte, dass die amerikanische Armee sehr nahe sei. Als die Zwangsarbeiterinnen an diesem Tag in das Lager zurückkehrten, gab es einen grossen Luftangriff. Die SS-Wachen flüchteten in die Luftschutzbunker und niemand blieb zurück, um die Mädchen zu bewachen. Sie entschieden, dass dies ihre einzige Chance sei, zu entkommen, und machten sich zu sechst – Rosa Katz, Gisella Israel, Elisabeth und Erna Roth, Renée und Agnes Königsberg – davon. Rosa führte sie zu dem jüdischen Friedhof, wo sie sich im Keller der zerstörten Leichenhalle versteckten. Am folgenden Nachmittag gingen Rosa und ein zweites Mädchen zu Marquardt, der in der Nähe des Friedhofs wohnte und bat ihn um Hilfe. Er liess sie nicht im Stich. Jeden Tag kam er zum jüdischen Friedhof und versorgte sie mit Wasser und Brot.

Nach einigen Tagen auf dem Friedhof wurden die Mädchen von einem Passanten entdeckt und mussten woanders hin. Zunächst übernachteten sie in Marquardts Haus, aber auf die Dauer war das zu riskant, da die Nachbarn auf sie hätten aufmerksam werden können. In jedem Fall gab es nicht genug Lebensmittel, um alle sechs zu ernähren. Die Mädchen erinnerten sich dann an einen anderen Deutschen in der Fabrik, der versprochen hatte, ihnen zu helfen – Karl Schneider. Schneider nahm eines der Mädchen bei sich auf und leitete die anderen weiter zu Fritz Niermann. Nach ein paar Tagen trennten sich damit die sechs: Vier Mädchen fanden Unterschlupf in Fritz Niermanns Haus in der Markscheide 50 in Essen, während die beiden anderen Hilfe von Karl Schneider und einem weiteren namenlosen Retter erhielten.

Niermann hatte ein Lebensmittelgeschäft und lebte alleine in einem Haus, das von einer jungen deutschen Haushälterin namens Gertrud versorgt wurde. Seine Frau und seine beiden Töchter hatten vor den Bombenangriffen Zuflucht in Süddeutschland gesucht. Niermann brachte die jüdischen Mädchen in einem der leeren Zimmer unter und erlaubte ihnen sogar, die Kleider seiner Töchter zu tragen. Die Haushälterin kochte auch für sie. Regelmässig berichtete Niermann ihnen über den Verlauf des Krieges und stärkte ihre Moral. Sie blieben bis zur Befreiung und Einrichtung der DP-Lager in seinem Haus. Aber auch danach besuchten die vier Mädchen die Niermanns häufig in Essen und wurden von ihnen wie Familienangehörige behandelt.

Am 19. März 1985 erkannte Yad Vashem Gerhard Marquardt und Fritz Niermann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Hauptwachtmeister Max Maurer, in mittlerem Alter, war Leiter einer kleinen Polizeidienststelle in Ergoldsbach nahe Landshut in Bayern. Am 27. April 1945 wurde ihm die Aufsicht über dreizehn jüdische Gefangene übertragen. Ihre SS-Bewacher hatten sie gerade bei dem Versuch gefasst, dem «Todesmarsch» vom KZ Buchenwald nach Niederbayern zu entfliehen. Der Befehl an den Wachtmeister lautete, die Flüchtlinge in das Gefängnis von Landshut zu überstellen, wo man sie aller Wahrscheinlichkeit nach erschiessen würde.

Einer der dreizehn, ein brillanter slowakischer Rechtsanwalt namens Josua Lusztig, nahm seinen Mut zusammen und bat ihren neuen Bewacher, ihre Leben zu verschonen. Maurer bekam Mitleid mit den ausgehungerten, verlausten, kaum noch menschlichen Gestalten und brachte sie, entgegen den Befehlen der SS, zum Bauernhof seiner Freunde, der Familie Gnadl. Dort versteckten sie sich in der Scheune der Gnadls bis zum Einmarsch der Amerikaner in Ergoldsbach am folgenden Tag.

Unter denen, die von Maurer gerettet wurden, waren zwei Jugendliche, Jancsi-John Weiner und Bandi-Andrew Rauchwerk, die die edle und selbstlose Tat ihres Retters bezeugten.

Am 13. Dezember 1995 erkannte Yad Vashem Max Maurer als «Gerechten unter den Völkern» an.

Meier, Albert

Akte 4365

Meier, Maria**Overath, Katharina****Weeg, Ludwig****Weeg, Elisabeth**

Maria Meier (geb. Henseler) hatte in ihrer Jugend als Kindermädchen bei der Familie Bernauer gearbeitet, die in Troisdorf bei Köln ein grosses Fotoatelier besass. Noch lange nach ihrer Heirat und ihrem Umzug nach Donrath hielt sie den freundschaftlichen Kontakt zu ihnen aufrecht. Als die Bernauers 1944 im Sammellager in Köln-Müngersdorf interniert wurden und von dort nach Theresienstadt deportiert werden sollten, konnte die Tochter Karola entkommen und bat die Meiers um Hilfe. Die achtzehnjährige Katharina Meier (später verheiratete Overath) wurde nach Köln-Müngersdorf geschickt, um dem Ehepaar Bernauer einige Lebensmittel zu bringen. Sie fand sie in verzweifelter Situation um Hilfe flehend. Spontan beschloss sie, sie aus dem Lager herauszuholen.

Blond und attraktiv, hatte sie keine Schwierigkeiten, den SS-Wachen weiszumachen, dass sie gekommen sei, um ihre «arischen» Eltern abzuholen. Die List hatte Erfolg. Die Bernauers verbargen ihre jüdische Identität und durften ihre «Tochter» begleiten, die sie in den Schutz ihres Hauses brachte. Die drei Bernauers wurden dann von Mutter und Tochter viereinhalb Monate lang versorgt,



Katharina Overath

bis die Heimkehr des Vaters während eines Fronturlaubs die Situation zu gefährlich machte.

Als überzeugter Gegner des Naziregimes war Albert Meier bereits zweimal von der Gestapo unter der Beschuldigung der «Wehrkraftersetzung» verhaftet worden, und seit seiner Heimkehr stand das Haus unter ständiger polizeilicher Überwachung. Zusätzlich machten in der Nachbarschaft Gerüchte die Runde, die Meiers versteckten Fremde in ihrem Haus. Albert Meier kontaktierte daher Ludwig und Elisabeth Weeg, ein befreundetes Bauernhepaar, von denen er wusste, dass sie seine antifaschistischen Überzeugungen teil-

ten, und vereinbarte mit ihnen die Unterbringung der Bernauer auf ihrem Hof in Scheiderhöhe. Das Ehepaar Bernauer und Karola – zu denen später eine weitere Tochter, Erna, stiess – wurden als Flüchtlinge aus Düren ausgegeben. Alle vier blieben bis Kriegsende auf dem Hof der Weegs.

Am 8. Januar 1990 erkannte Yad Vashem Albert und Maria Meier, Katharina Overath sowie Ludwig und Elisabeth Weeg als «Gerechte unter den Völkern» an.

Meier, Luise Höfler, Josef Höfler, Elise

Akte 9427

Die Witwe Luise Meier (geb. Bemm, geb. am 13. Januar 1885 in Vorhalle) wohnte in der Tauberstrasse 5 in Berlin-Grünwald. Meiers Wohnung gegenüber lag eine Pension, deren jüdische Mieter sie kennenlernte. Zu ihnen gehörte Frau Franke, der die Flucht in die Schweiz gelang. Von dort schickte sie an Meier einen geheimen Kurier des Schweizer Rotes Kreuzes namens Friedrich, der ihr Ausweise übergab, die von anderen jüdischen Flüchtlingen verwendet werden sollten. Darüber hinaus bat er sie, einer jungen Frau, Lotte Schloss-Kahle (siehe zugehörige Einträge: Sapandowski, August; Strindberg, Friedrich und Utje), bei der Flucht in die Schweiz behilflich zu sein. Meier setzte sich mit ihr in Verbindung und reiste mit ihr im Mai 1943 im Zug von Berlin nach Singen am Hohentwiel. Dort erwartete sie schon ein ihr unbekannter Mann, der Lotte zu Fuss zum Haus der Familie Höfler in Gottmadingen brachte. Am nächsten Nachmittag führte Josef Höfler Lotte Schloss bei einem anscheinend harmlosen Sonntagsspaziergang in Begleitung seiner Frau Elise und seiner vierjährigen Tochter über die Grenze.

Dies war der Anfang eines jahrelangen Zusammenwirkens zwischen Luise Meier in Berlin und Josef Höfler in Singen. Mit der Unterstützung seiner Frau Elise, einer gebürtigen Schweizerin aus dem nahen Grenzgebiet, konnte der zweiunddreissigjährige Schmied (geb. am 25. September 1911 in Bietingen) mehr als zwanzig jüdische Flüchtlinge über die Grenze schmuggeln. Unter ihnen befanden sich auch Lottes Verlobter Herbert Strauss und sein Freund Ernst-Ludwig Ehrlich.

Im Mai 1944 gelang es der Gestapo, zwei Jüdinnen zu verhaften, die sich bei dem Versuch die Schweizer Grenze zu überqueren, verirrt hatten. Bei ihrem Verhör gaben sie die Namen ihrer Helfer preis. Josef Höfler und Luise Meier wurden verhaftet und wegen «fortgesetzter Beihilfe zur illegalen Auswanderung nach der Schweiz» der «Feindbegünstigung» beschuldigt. Das Reichsjustizministerium soll einen Schauprozess geplant haben, aber da die Akten bei der Bombardierung des Volksgerichtshofes in Berlin im Februar 1945 zerstört wurden, konnten die beiden einer Verurteilung entgehen und überlebten im Gefängnis.

Am 16. Juli 2001 erkannte Yad Vashem Luise Meier, Josef Höfler und Elise Höfler als «Gerechte unter den Völkern» an.

Mensching, Wilhelm

Akte 9242

Wilhelm Mensching (geb. am 5. Oktober 1887 in Lauenhagen), der evangelische Pastor in Petzen bei Bückeberg, war vor 1933 leitender Aktivist in der internationalen kirchlichen Friedensbewegung. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde der deutsche Zweig des Internationalen Versöhnungsbundes aufgelöst und Mensching selbst auf die schwarze Liste der Regimegegner gesetzt. Er blieb aber trotz zahlreichen Schikanen, denen er ausgesetzt war, seinen humanistischen und pazifistischen Überzeugungen treu. So verfasste er die von den Quäkern heimlich verbreiteten «Erbguthefte». Diese Flugblätter setzten der von dem Nationalsozialismus propagierten Lehre von Menschenverachtung und Rassenhass die geistige Überlieferung des Alten Testaments wie auch deutscher Philosophen, Dichter und Sozialreformer entgegen.

Mensching liess es aber nicht bei reinem geistigem Widerstand bewenden. Als ihn 1943 Berliner Quäker baten, ein jüdisches Mädchen bei sich im Pfarrhaus zu verstecken, willigte er ohne weiteres ein. Ruth Lilienthal, die Tochter eines Juden und einer «Arierin», war nach den NS-Rassengesetzen «Geltungsjüdin», da sie als Kind der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörte. Unter dem Decknamen Rose Schwendinger verbarg sich Lilienthal von Oktober 1943 bis Frühling 1944 in Menschings Pfarrhaus. Im März 1944 fand sie eine Stelle bei einer Bückeburger Firma und konnte dort ein kleines Zimmer mieten. Sie überlebte und wanderte in die USA aus.

Am 4. März 2001 erkannte Yad Vashem Wilhelm Mensching als «Gerechten unter den Völkern» an.

Josef Meyer wurde am 27. Mai 1898 in Schweinfurt in Bayern geboren, als Sohn eines frommen katholischen Ehepaares mit einem leidenschaftlichen Glauben an die Werte von Humanismus und Demokratie. Als Kind hatte er viele jüdische Freunde und Bekannte. Im Ersten Weltkrieg meldete er sich als Freiwilliger und erlangte den Offiziersrang. Nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst nahm er ein Landwirtschaftsstudium auf. Viele Jahre lang arbeitete er in Landwirtschaftsämtern in Thüringen und Bayern, aber 1938 wurde er gezwungen, seinen Dienst aufzugeben, da das Regime von seinen nazifeindlichen Einstellungen erfahren hatte.

Beim Ausbruch des Krieges im September 1939 wurde Meyer von der Gestapo wegen angeblicher «Wehrkraftzersetzung» festgenommen; fünf Wochen später wurde er jedoch wieder entlassen, ohne dass eine formelle Anklage gegen ihn erhoben worden war. Ein einflussreicher Freund, der sich für ihn einsetzte, erreichte in der Folgezeit einen lukrativen Posten für ihn in der deutschen Landwirtschaftsverwaltung im besetzten Polen. Er arbeitete in den Städten Opatów und Radom im Bezirk Kielce, bis das Generalgouvernement ihn im November 1941 zum Leiter der Abteilung für Ernährung und Landwirtschaft in Złoczów ernannte. Im Januar 1942 kamen seine Frau Elfriede und seine beiden Töchter Hanne und Herta zu ihm.

In der ostgalizischen Stadt Złoczów hatten vor dem Krieg nicht weniger als 9.000 Juden gelebt, bei einer Gesamtbevölkerung von 16.000. Mehr als 14.000 Juden kamen während der deutschen Besetzung um, einschliesslich tausender von Flüchtlingen aus Westgalizien.

Bald nach seiner Ankunft in Złoczów, gegen Ende 1941, kam Meyer in eine Bäckerei, um in seiner Funktion als für die Lebensmittelversorgung zuständiger deutscher Offizier eine Inspektion durchzuführen. Sein Begleiter während des Besuches war der Deutsch sprechende Dr. Altmann, ein polnisch-jüdischer Rechtsanwalt, der wenige Monate zuvor zur Arbeit in der Bäckerei eingeteilt worden war. Als Meyer hörte, dass Altmann Jude und Rechtsanwalt war, bat er ihn, ihm nach draussen zu seinem Auto zu folgen, und sprach offen über seine antifaschistischen Überzeugungen und sein Entsetzen angesichts der Behandlung der Juden. Er sagte:

«Ich bin ein gläubiger Katholik und kompromissloser Gegner dieses verbrecherischen Regimes (...) Bitte teilen Sie all Ihren Freunden vertraulich mit, dass ich im Rahmen meiner Verantwortlichkeit alles tun werde, um ihnen zu helfen.»

Von da an wurden die beiden Freunde. Meyers Freundschaft hörte jedoch nicht bei Dr. Altmann auf; er versuchte, sie auf alle bedrängten Juden auszudehnen.

Am nächsten Tag bestellte Meyer den jüdischen Rechtsanwalt in sein Haus,

wo sie zusammen über Möglichkeiten nachdachten, die Lebensmittelversorgung der hungernden jüdischen Bevölkerung zu verbessern. Sie entwickelten ein Zuteilungssystem, durch das der örtliche Judenrat die registrierte Zahl der «produktiven Kräfte» erhöhen konnte. Diesen standen – im Gegensatz zu den übrigen Ghettoinsassen – doppelte Lebensmittelrationen zu. Meyer beschaffte auch Sonderzuteilungen für das Jüdische Krankenhaus, indem er es in seinen Formularen nicht als «Jüdisches Krankenhaus», sondern als «Allgemeines Krankenhaus» bezeichnete.

Als das lokale jüdische Hilfskomitee im Frühjahr 1942 eine fahrbare Suppenküche für die Bedürftigen einrichtete, sandte man Altmann zu Meyer, der sich nach kurzem Zögern bereit erklärte, die Lebensmittelzuteilungen für diesen Zweck zu erhöhen. Auf die offiziellen Zuteilungsformulare setzte er die Namen fiktiver Einrichtungen, wie z.B. deutscher Armeeeinheiten oder der Forstbehörde. Die Suppenküche versorgte täglich rund 200 Personen, die so vor dem Hungertod gerettet wurden.

Im Sommer 1942 begannen die «Judenaktionen». Tausende von Ghettoinsassen wurden auf der Stelle ermordet oder in die Vernichtungslager deportiert. Bis Ende Juli 1943 war die Auflösung des Ghettos abgeschlossen, und Łódź wurde für «judenrein» erklärt. Jedes Mal, wenn Meyer Kenntnis von bevorstehenden Razzien erhielt, benachrichtigte er seinen jüdischen Freund, der die Information dann weiterleitete. Im Juli 1943 berichtete Altmann Meyer von dem Vorhaben, im Keller eines Fabrikgebäudes ein Versteck für etwa 24 Juden zu bauen. Meyer übernahm es, die Lebensmittel zu beschaffen. Ein polnischer Bauer übergab sie – gegen gute Bezahlung – Irena Polwaska, einer der Versteckten, die zu diesem Zweck durch einen geheimen Tunnel hinaus auf die Strasse kroch.

Im Mai 1943, als die Nazis ihre tödliche Schlinge um die Juden von Łódź zusammenzogen, sorgte Meyer dafür, dass Frau Altmann in seinem eigenen Auto ins 80 Kilometer entfernte Lwiv geschmuggelt wurde. Von Lwiv aus konnte sie per Zug mit Hilfe eines gefälschten «arischen» Reisepasses unerkannt Warschau erreichen. Altmann selbst fand mit seinem fünfundsechzigjährigen Vater und seinem zehnjährigen Sohn Unterschlupf bei einem vertrauenswürdigen polnischen Bauern in Jelechowice, einem nahegelegenen Dorf. Sie lebten dort mehr als ein Jahr lang, zusammengezwängt in einem Loch, das aus der unterirdischen Kuhstallwand herausgegraben worden war. Tagsüber konnten sie buchstäblich nicht einen Fuss bewegen. Meyer versorgte sie mit Lebensmitteln und Alkohol, der als Desinfektionsmittel diente. Auf diese Weise überlebten sie bis zum Einmarsch der Russen im Juli 1944.

Bald nach ihrer Ankunft in Łódź im Januar 1942 hatten die Meyers einen jungen jüdischen Buchhalter eingestellt, Josef Batsch, der ihnen als «Mädchen für alles» diente. Binnen kurzem wurde er ein enger Freund, besonders die beiden Töchter, neun und elf Jahre alt, hingen an ihm. Während der «Judenaktionen» sorgten sie sich ständig um «ihren Josef».

Nach Juli 1943 war es für Juden nicht mehr sicher, sich in Łódź sehen zu lassen. Aufgrund Meyers Bemühungen und Unterstützung gelang es jedoch, für Josef Batsch und seine Frau eine Unterkunft bei einem polnischen Bauern in

Remizowce, zehn Kilometer südlich von Złoczów, zu finden. Sie lebten dort versteckt in einem Kartoffelkeller bis zum Einmarsch der Russen. Ihr einjähriger Sohn, der bei einem anderen polnischen Bauern ins Versteck gegeben worden war, überlebte nicht.

Direkt nach dem Krieg traf Meyer auf Batisch, der inzwischen in einem DP-Lager in Österreich lebte. Nach Batsichs Auswanderung in die USA blieben sie noch in Briefkontakt. Der Kontakt mit Altmann, der sich mittlerweile in Israel niedergelassen und seinen Namen in Bieltski geändert hatte, wurde erst viel später wieder aufgenommen.

Am 21. September 1965 erkannte Yad Vashem Josef Meyer als «Gerechten unter den Völkern» an. Elfriede und Hanne Meyer sowie Herta Weber-Meyer wurden am 28. April 1974 anerkannt.

Middendorf, Heinrich

Akte 5837

Heinrich Middendorf wurde am 31. August 1898 in Aschendorf/Hümmling geboren. Aus einer einfachen bäuerlichen Familie stammend, entschloss er sich schon früh zu einer Laufbahn innerhalb der katholischen Kirche. 1917 trat er in den Missionsorden der Herz-Jesu-Priester ein, und neunzehnjährig legte er als Priester-Anwärter die drei lebenslangen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Nach seiner Ordination zum Priester im Jahr 1923 arbeitete der junge Geistliche als Rektor bzw. Leiter verschiedener religiöser Lehranstalten. 1938 wurde er zum Rektor des Ordenshauses Stegen in der Nähe von Freiburg im Breisgau ernannt, eine Stellung, die er bis 1946 innehatte. Die einzigartige Abgeschlossenheit Stegens – es lag in einem abgelegenen Tal am Fuss der malerischen Hänge des Schwarzwalds, weit ab von der profanen Welt – schuf die Voraussetzung für die Rettungsbemühungen Pater Middendorfs.

Lotte Paepcke, die jüdische Ehefrau eines «Ariers», und ihr neunjähriger Sohn Peter gehörten zu denen, die in den späteren Kriegsjahren Zuflucht in Stegen fanden. Da sie in Leipzig in einer «privilegierten Mischehe» lebten, fühlten sich die Paepckes zunächst weitgehend sicher vor der Deportation. Mit fortschreitender Dauer des Krieges jedoch wurde die Situation auch für in «Mischehe» lebende Juden zunehmend unsicherer und Lotte Paepcke versuchte, bei Freunden in ihrer Geburtsstadt Freiburg Unterschlupf zu finden. Als sie im Herbst 1944 spürte, dass sich das Netz der Nazis um sie und ihren Sohn zusammenzog, wandte sie sich um Hilfe an Pater Middendorf. Früh am nächsten Morgen schickte er Mutter und Sohn einen Kleintransporter, auf dem sie sich zwischen Kartoffelsäcken versteckten. In Stegen angekommen, brachte Middendorf Lotte Paepcke – wie auch eine weitere Jüdin – in einer Mönchszelle unter. Der Junge kam in eine Gruppe von Waisen, die man wegen der Bombenangriffe aus Norddeutschland evakuiert hatte. Zur Tarnung wurde er bei den Gottesdiensten als Messdiener eingesetzt. Er erfüllte seine Aufgabe so gut, dass niemand bemerkte, dass er kein Katholik war. Da das Kloster seine eigenen Feldfrüchte an-

baute, konnten auch die Flüchtlinge problemlos ohne Lebensmittelkarten ernährt werden. Dieser Zustand dauerte bis zum Einmarsch der französischen Armee im April 1945.

Während der gesamten Zeit gab es immer wieder Momente, in denen Pater Middendorf besonders darauf achtete, dass Paepcke nicht ausserhalb ihrer Zelle gesehen wurde, da er fürchtete, die Gestapo könnte sie entdecken. Wenn er von den Behörden befragt wurde, gab er an, nur Personen zu beherbergen, die wegen der Luftangriffe evakuiert worden seien, und verwies auf die vielen Kinder auf dem Gelände.

Neben der Familie Paepcke hatte Pater Middendorf noch weitere rassisch verfolgte aufgenommen, darunter Irmgard Giessler, die jüdische Ehefrau eines katholischen Journalisten, und Eva und Dieter Bachenheimer, Kinder einer christlichen Mutter und eines getauften jüdischen Vaters. Pater Middendorf machte offensichtlich keine Unterschiede hinsichtlich der politischen Überzeugung oder der Religionszugehörigkeit derer, die er schützte; sein einziger Massstab war ihre bedrängende Notlage.

Am 11. September 1994 erkannte Yad Vashem Heinrich Middendorf als «Gerechten unter den Völkern» an.

Mirbach, Baroness Maimi Celina von

Akte 2040

Baroness Maimi Celina von Mirbach (geb. 9. April 1899), die in Potsdam in der Alleestrasse wohnte, war Mitglied der Potsdamer Gemeinde der Bekennenden Kirche. Sie verabscheute die Rassenideologie der Nazis und hielt ihre freundschaftlichen Beziehungen zu jüdischen Bekannten lange nach der Machtübernahme der Nazis aufrecht.

1938 half von Mirbach Dr. Lazarus und Dr. Hirschfeld, aus Berlin zu entkommen, indem sie ihre Wertgegenstände nach Holland schmuggelte. Als die beiden nach der deutschen Besetzung der Niederlande nach Theresienstadt deportiert wurden, schickte sie ihnen regelmässig Lebensmittelpakete – einige unter ihrem eigenen Namen, andere mit falschem Absender. Gegen Ende 1941 nahm sie Gisela Brendel, eine frühere Musikstudentin aus Hamburg, als Untermieterin auf. Gisela war gezwungen worden, ihr Studium zu unterbrechen, weil sie «Halbjüdin» war; ausserdem hatte sie eine verbotene Beziehung zu einem «Arier», von dem sie ein uneheliches Kind erwartete. Von Mirbach, die die Beziehung vor den Behörden geheim hielt, beteiligte sich damit an einem Vorgang, der nach den Nürnberger Gesetzen das Verbrechen der «Rassenschande» darstellte.

Nach Beginn der Deportationen aus Berlin brachte sich von Mirbach noch weiter in Gefahr, indem sie mehrere Tage lang Charlotte Kaiser, einer «Volljüdin», die sich vor der Gestapo verbarg, Unterschlupf gewährte.

Am 2. April 1981 erkannte Yad Vashem Baroness Maimi von Mirbach als «Gerechte unter den Völkern» an.

Der Gemeindepfarrer – später Dekan – Otto Mörike (geb. 7. April 1897) war Mitglied des «Bruderrates» der Bekennenden Kirche in Württemberg. Dieser bot in Reaktion auf einen Aufruf seines Berliner Zweiges flüchtigen Juden Zuflucht und Hilfe, vor allem in der Endphase des Zweiten Weltkrieges.



Trotz früherer Zusammenstöße mit der Gestapo – einmal erhielt er wegen seiner antifaschistischen Einstellung sogar Predigtverbot – zögerte Mörike nicht, weitere Risiken einzugehen. Im November 1943 nahmen er und seine Frau Gertrud (geb. 1904) in ihrem Haus im Dorf Flacht das jüdische Ehepaar Krakauer auf, zusätzlich zu fünf eigenen Kindern, einem verletzten Pflegekind, und drei weiteren Personen. Um möglichen Gerüchten vorzubeugen, zeigte sich Mörike mit dem jüdischen Ehepaar in der Öffentlichkeit und verbreitete, die beiden wären «arische» Bekannte, die aus Berlin geflüchtet seien. Die Krakauer konnten jedoch nicht länger als vier Wochen in Flacht bleiben, da sie sich sonst polizeilich hätten anmelden müssen. Mörike übernahm es, ihnen weiterhin bis zum Ende des Krieges geheime Verstecke zu verschaffen – an insgesamt 41 verschiedenen Orten (siehe zugehörige Einträge: Dilger, Alfred und Louise; Goes, Elisabeth; Gölz, Richard und Hildegard; Stöffler, Eugen, Johanna und Ruth).

Am 3. November 1970 erkannte Yad Vashem Otto und Gertrud Mörike als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Krakauer, Max: *Lichter im Dunkeln*, Stuttgart 1947 (Neuaufgaben 1974 und 1992).

Moser, Ernst Richard

Akte 9452

Der am 13. Mai 1885 geborene Ernst Richard Moser leitete in Hamburg ein erfolgreiches Grosshandelsgeschäft. Nach der Machtübernahme widersetzte er sich dem Druck der Nazis, seinem jungen jüdischen Angestellten Wilhelm Bernstein zu kündigen. Als Bernstein nach der «Reichskristallnacht» am 9./10. November 1938 verhaftet und in ein Konzentrationslager verschleppt wurde, setzte sich Moser bei der Gestapo für seine Befreiung ein. Kurz darauf wurde Bernstein tatsächlich entlassen und konnte mit seiner Frau und seiner zweijährigen Tochter nach Amerika auswandern.

Moser versuchte auch, den zurückgebliebenen Eltern von Bernstein zu helfen. Er besuchte sie häufig in ihrem «Judenviertel» am Grossneumarkt und versorgte sie mit Geld und Lebensmitteln, obwohl der Kontakt mit Juden wenigstens seit Oktober 1941 streng verboten war. Er konnte aber nicht verhindern, dass das Ehepaar 1942 schliesslich nach Auschwitz und damit in den Tod deportiert wurde. Darüber hinaus stellte Moser während des Krieges seiner Schwester Gertrud und ihrem Mann Philipp Rappaport, der von den Nazis wegen seiner jüdischen Abstammung verfolgt wurde, sein Landgut in Mecklenburg zur Verfügung. Rappaport wurde trotzdem in das Konzentrationslager Dora-Mittelbau verschleppt, konnte aber später entkommen (siehe zugehörigen Eintrag: Held, Heinrich).

Am 22. Oktober 2001 erkannte Yad Vashem Ernst Richard Moser als «Gerechten unter den Völkern» an.

Motzko, Ernst-Bruno

Akte 0520

Ernst-Bruno Motzko wurde am 2. August 1899 in Kattowitz im heutigen Polen geboren und wuchs in einer Familie mit vierzehn Kindern auf. Seit dem Ersten Weltkrieg war er mit Dr. Martin Dzialoszynski aus Beuthen in Oberschlesien (heute Bytom in Polen) befreundet. Der jüdische Arzt hatte ihm das Leben gerettet, als er ihn während des Krieges nach einer schweren Kopfverletzung behandelt hatte.

Im November 1938 wurde Dr. Dzialoszynski zusammen mit Tausenden anderer jüdischer Männer in das KZ Buchenwald verschleppt. Bald nach seiner Freilassung gelang es ihm, zusammen mit seiner Frau und seinen beiden Kindern nach Bolivien auszuwandern. Motzko versprach ihm, sich um seine alte Mutter und seine Schwester Hildegard zu kümmern, die Zurückbleiben mussten.

Nach Kriegsausbruch wurde Motzko als Oberwachtmeister der Luftschutzpolizei zur Armee eingezogen. Dr. Dzialoszynskis Mutter und Schwester wurden im neu errichteten Ghetto Sosnowiec gefangengesetzt. Zuerst ging Motzko nur das Risiko ein, Lebensmittel und Medizin in das Ghetto zu schmuggeln. Als das Ghetto jedoch abgesperrt wurde und die Deportationen begannen, wurde ihm klar, dass direkte Hilfe nötig war. Unter den Ghettoinsassen, die im August 1942 zum Zug nach Auschwitz geführt wurden, entdeckte Motzko die Schwester seines Freundes und zog sie in ein Restaurant. Von dort brachte er sie in ein Versteck, einen Lagerraum für Möbel, der früher einem Friseur gehört hatte. Dort versorgte er sie mehr als zwei Jahre lang.

In dem engen Raum, etwa 3 mal 5 Meter gross, fanden bald auch zwei weitere Flüchtlinge, Dr. Maximilian Dreyfuss und seine Schwester, Unterschlupf. Motzko hatte den jüdischen Arzt über die bevorstehende Auflösung des Ghettos informiert und vorgeschlagen, dass er und seine Schwester das Versteck mit Dr. Dzialoszynskis Schwester teilen sollten. Später fuhr er Dr. Dreyfuss zu seiner alten Mutter und half ihm, sie in einem Krankenhaus unterzubringen. Das Versteck selbst war stark gefährdet, denn im selben Gebäude war die Gestapo einquartiert. Trotz der Gefahr zögerte Motzko nicht, seine Schützlinge 22 Monate lang täglich zu besuchen, um ihnen Essen und andere notwendige Dinge zu bringen. Einmal brachte er Dr. Dreyfuss die notwendigen medizinischen Geräte, um an seiner Schwester, die eine akute Blinddarmentzündung hatte, eine Notoperation vorzunehmen.

Am 27. Mai 1969 erkannte Yad Vashem Ernst-Bruno Motzko als «Gerechten unter den Völkern» an.

Mühlhof, Fritz

Akte 1419

Fritz Mühlhof wurde am 4. September 1902 in Hagen/Westfalen geboren. Während des Zweiten Weltkrieges war er der Befehlshaber der Fabrikwache in Raków nahe Tschenschow in Polen. In dieser Position unterstützte er die Aktivitäten der jüdischen Untergrundbewegung (Z.O.B.) und liess ihre Anführer ungehindert zwischen dem Arbeitslager in Raków und der Aussenwelt hin- und hergehen.

Bei der Liquidierung des kleinen Ghettos in Tschenschow im Juni 1943 fuhr er mit einer kleinen Gruppe Juden zu den brennenden Häusern, angeblich, um Möbel und Einrichtungsgegenstände zu bergen. Tatsächlich brachte er jedoch Patienten des jüdischen Krankenhauses nach Raków, wo er sie später beschäftigte. Als die SS ins Ghetto eindrang, fand sie im Krankenhaus keine Juden mehr vor. Mühlhof hatte sie alle fortbringen können und damit ihr Leben gerettet. Er holte auch zwei jüdische Jungen, die deportiert und ermordet werden sollten, aus dem Ghetto heraus. Während der Selektion brachte er sie zuerst nach Raków, und von dort in das Hasag-Arbeitslager, wo sie überleben konnten. Als einer der ukrainischen Wachtposten in seiner Gegenwart einen Juden verprügelte, schritt Mühlhof ein und schlug den Nazischergen mit seinem Gewehrkolben. Nach die-

sem Vorfall behandelten die ukrainischen Sicherheitskräfte die jüdischen Arbeiter vorsichtiger und rücksichtsvoller.

Mühlhof kaufte auch regelmässig Medikamente für die in der Fabrik arbeitenden Juden und veranstaltete Sammlungen, um Brot zur Aufstockung der Hungerrationen zu kaufen, die jüdischen Arbeitern offiziell zugeteilt wurden. Schliesslich jedoch gelangten Gerüchte über Mühlhofs menschliches und freundliches Verhalten den Juden gegenüber zur Gestapo. Infolge einer Denunziation wurde er von seiner Arbeit in Raków abgezogen und an die Ostfront versetzt.

Nach dem Krieg liess sich Mühlhof jenseits des Eisernen Vorhangs in der DDR nieder. Zwei jüdische Widerstandskämpfer, Ignaz Jakobson und Zwi-Henrik Wiernik, legten Zeugnis über seine edle und mutige Hilfe für Juden ab. 1985 besuchte Jakobson Mühlhofs Witwe und Tochter und liess auf seinem Grab eine Gedenkplakette zu seinen Ehren errichten.

Am 21. September 1978 erkannte Yad Vashem Fritz Mühlhof als «Gerechten unter den Völkern» an.

Mueller (Hammer), Carola

Akte 1714

Carola Mueller (damals Hammer) war eine enge Freundin des jüdischen Ehepaares Louis und Victoria Hagen aus Berlin. Nach Ausbruch des Krieges wurde Louis Hagen, der bereits Vorbereitungen zur Emigration getroffen hatte, von der Gestapo verhaftet. Im Zusammenhang mit einer Devisenaffäre, in der er gegen einen «arischen» Rechtsanwalt ausgesagt hatte, wurden erfundene Beschuldigungen gegen ihn erhoben. Sein Reisepass wurde bis zum Abschluss des Verfahrens eingezogen.

Während dieser Wartezeit waren die Hagens, die unter scharfer Polizeiüberwachung standen, ohne jeden Lebensunterhalt. Ohne die Lebensmittel, die sich Carola Mueller von ihren eigenen knappen Rationen absparte, wären sie verhungert. Trotz aller Vorsichtsmassnahmen entdeckte die Gestapo jedoch ihre Beziehung zu dem jüdischen Ehepaar und hielt sie sieben Tage lang zum Verhör in dem berüchtigten Gestapo-Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Strasse gefangen. Nur dank des energischen Einschreitens ihrer Mutter, einer Ärztin, wurde sie entlassen.

Schliesslich erhielten die Hagens am Ende des Gerichtsverfahrens ihre Reisepässe zurück und konnten in die Vereinigten Staaten auswandern – wenn auch nur auf dem Umweg über Russland, Sibirien und Charbin, kurz bevor der Krieg mit Japan ausbrach.

Am 29. November 1979 erkannte Yad Vashem Carola Mueller (Hammer) als «Gerechte unter den Völkern» an.

Der Wehrmachtssoldat Fritz Müller war während des Krieges als Gärtner auf einem landwirtschaftlichen Gut in Choroszcz nahe Bialystok in Polen stationiert. Unter den Arbeitern befand sich der polnische Jude Ignacy Bucholc, ein Landvermesser. Müller, der mit ihm bei der Aufstellung eines Bepflanzungsplans für die Gärten zusammenarbeitete, freundete sich mit ihm an. Nach der Liquidierung des Ghettos Bialystok wurde Bucholc, der beinahe ein Jahr lang in Choroszcz gelebt hatte, vermutlich bei der Gestapo denunziert. Als Müller am Abend des 10. Februar 1944 von dem deutschen Verwalter hörte, dass sein jüdischer Kollege verhaftet werden sollte, teilte er dies Bucholc sofort mit. Sie beschlossen, dass Bucholc sich auf dem Gut verstecken solle, und wenn die Gestapo ihn suchen sollte, würde Müller melden, dass er geflüchtet sei und sich den Partisanen angeschlossen habe. Der Hofhund, der Bucholc immer nachlief, musste erschossen werden, damit er sein Versteck nicht verriet.

Diese Situation dauerte bis zum 18. Februar 1944. Müller brachte jede Nacht Lebensmittel in das Versteck. Angesichts des Risikos beschloss Bucholc jedoch, nach Bialystok in das Haus von Bekannten zu gehen; Müller brachte ihn in seinem Wagen dorthin. Kurz danach zogen sich die Deutschen aus Choroszcz zurück, und Bucholc verlor den Kontakt zu seinem deutschen Retter. Erst lange nach dem Krieg fand er Müllers Adresse in Mönchengladbach heraus.

Am 25. Dezember 1984 erkannte Yad Vashem Fritz Müller als «Gerechten unter den Völkern» an.

Müller, Herta

Akte 0678

Herta Müller und ihr Ehemann, die in Berlin eine Tischlerei betrieben, hielten die freundschaftlichen Beziehungen zu ihren jüdischen Bekannten und Geschäftsfreunden aufrecht und brachten so ihre Verachtung des Naziregimes und seiner rassistischen Ideologie zum Ausdruck. Leo Witkowski und seine Frau Lieselotte, geborene Blumenthal, hatten durch Hedwig Cohn von Herta Müller und ihrer aktiven Unterstützung für Juden gehört. Als den Witkowskis die Deportation drohte, gingen sie zunächst in den Untergrund. Sie fanden auf der Spree ein verlassenes Boot und verbargen sich dort für einige Zeit (siehe zugehörigen Eintrag: Zubeil, Gustav und Agnes). Als das Leben auf dem Boot zu unsicher wurde, versuchten sie, ein anderes Versteck zu finden. Sie wandten sich an Müller in der vagen Hoffnung, bei ihr zumindest vorübergehend Unterschlupf zu finden. Ohne einen Moment zu zögern, erklärte sie sich bereit, ihr Möglichstes zu tun, um ihnen zu helfen. Sie gab ihnen Lebensmittel und sagte deutlich, dass sie sie – wenn nötig – in ihrem Haus in Berlin-Weissensee verstecken würde. Dies tat sie mit der vollen Zustimmung ihres Ehemannes. Neugierigen und misstrauischen Nachbarn erzählten die Müllers, dass die Witkowskis entfernte Verwandte wä-

ren, die bei einem der letzten Luftangriffe ausgebombt worden seien. Zur Tarnung erzählten sie auch, Leo Witkowski sei als Soldat schwer verwundet und deshalb aus dem aktiven Dienst entlassen worden.

Die Witkowskis blieben von Mitte 1943 bis zum Zusammenbruch Nazi-Deutschlands bei Familie Müller. Da ihr Ehemann die meiste Zeit bei der Wehrmacht war, lag die Last hauptsächlich bei Herta Müller. Sie verzichtete sogar auf die Möglichkeit, mit ihrer vierjährigen Tochter aus dem schwer bombardierten Berlin evakuiert zu werden, nur um die Witkowskis in ihrem Versteck weiter schützen zu können. Müller unterstützte auch andere «illegale» Juden, indem sie ihnen Lebensmittelkarten beschaffte. Für ihre edlen und aufopferungsvollen Taten erhielt sie keinerlei finanzielle oder materielle Anerkennung.

Am 20. April 1971 erkannte Yad Vashem Herta Müller als «Gerechte unter den Völkern» an.

Müller, Maria Müller, Gerhard

Akte 3157

Während der letzten Kriegsjahre lebten Gerhard und Maria Müller (geb. 1902) in einem grossen Wohnhaus in Essen neben einer «halbjüdischen» Familie, den Kerklys. Die kinderlosen Müllers pflegten sehr enge und herzliche Beziehungen zu ihren Nachbarn und deren acht Kindern. Der nichtjüdische Familienvater wurde im August 1942 von der Firma Krupp nach Mulhouse (Mülhausen) im Elsass versetzt. Im September 1944 deportierte die Gestapo die jüdische Mutter und die fünf älteren Kinder an einen unbekanntem Ort. Daraufhin begannen die Müllers, sich um die alleine zurückgelassenen drei jüngsten Töchter zu kümmern: Edith, acht Jahre alt; Ruth, elf Jahre alt; und Else, zwölf Jahre alt. Gerhard Müller tat sein Möglichstes, um genügend Essen für sie alle zu beschaffen, während seine Frau sich bemühte, den Mut der verzweifelten Mädchen aufrechtzuerhalten.

Während eines besonders heftigen Luftangriffs wurden die Mädchen von einem Nachbarn erkannt, der verlangte, dass die jüdischen Kinder den öffentlichen Luftschutzbunker verlassen sollten. Maria Müller nahm daraufhin ihre Schützlinge bei der Hand und verliess den Bunker demonstrativ mit ihnen zusammen – obwohl alle vor Angst zitterten. Als die Gestapo die Kinder im Oktober 1944 in die «Kinderlandverschickung» schicken wollte, drohte Gerhard Müller, selbst NSDAP-Mitglied, für immer die Uniform auszuziehen, wenn man nicht wenigstens auf die Heimkehr des Vaters warte. So gelang es ihm, eine Atempause zu gewinnen und die Deportation der drei Mädchen zu verhindern. Ihr Vater konnte sich etwa sechs Wochen später nach Essen durchschlagen. Durch einen unglaublichen Glücksfall kehrten auch alle deportierten Familienmitglieder am Ende des Krieges nach Hause zurück.

Am 19. März 1985 erkannte Yad Vashem Gerhard und Maria Müller als «Gerechte unter den Völkern» an.

Zweieinhalb Jahre versteckte Klara Grüger den jüdischen Anwalt Dr. Hans Münzer in ihrer Wohnung in der Droysenstrasse 10 in Berlin. Die Wohnung war ein Anbau an die Bäckerei, die sie betrieb. Zusätzlich half Grüger zwei jüdischen Frauen – Inge Deutschkron und ihrer Mutter –, die während des Krieges in Berlin im Untergrund lebten (siehe zugehörige Einträge: Görner, Theodor; Gumz, Emma; Holländer, Lisa; Rieck, Walter; Schwarz, Käthe; Weidt, Otto). Sie versorgte die beiden mit lebenswichtigen Waren aus ihrer Bäckerei und verschaffte ihnen gefälschte Papiere, mit denen sie unter angenommenem Namen ein Zimmer mieten konnten. Als wäre all dies nicht schon gefährlich genug gewesen, legte sie ausserdem jeden Tag Brot und Brötchen unter die Bäume vor ihrem Laden, sodass die russischen Kriegsgefangenen, die dort vorbeikamen, sie aufnehmen konnten. Nach dem Krieg heiratete Grüger, die sich von ihrem ersten Mann hatte scheiden lassen, Dr. Münzer.

Am 11. September 1986 erkannte Yad Vashem Klara Münzer als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Deutschkron, Inge: Sie blieben im Schatten. Ein Denkmal für «stille Helden», Berlin 1996, S. 11-29.

**Muttje (?), Karl
Rosenkrantz, Walter**Akten 1094
1095

In den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges gehörte Hannah Hochberg zu einer Gruppe von Partisanen, die im Bezirk Przemysł in Ostgalizien Angriffe auf die zurückweichenden deutschen Truppen durchführten. Im Mai 1944 kesselte die Wehrmacht im Rahmen ihrer Säuberungsaktionen gegen die Partisanen das Waldstück ein, in dem sich das Hauptquartier ihrer Gruppe befand. Hannah Hochberg, die zusammen mit einer Freundin versuchte auszubrechen, wurde schwer verwundet und von der Wehrmacht gefangengenommen. Sie erhielt erste Hilfe und wurde dann in ein Feldlazarett im Dorf Biala gebracht. Der Name des Militärarztes, der sie behandelte, war Dr. Karl Muttje. Als sie ihn in ihrer Verzweiflung bat, ihr Gift zu geben, lautete seine Antwort: «Ich bin Militärarzt. Meine Aufgabe ist es, Ihnen zu helfen, nicht Ihnen Gift zu besorgen. « Als anderthalb Stunden später ein Soldat erschien, um die Gefangene zum Verhör abzuholen, weigerte sich der Militärarzt, Hannah auszuliefern, und behauptete, sie wäre bewusstlos und transportunfähig. Danach brachte er sie in einem Kuhstall in der Nähe unter und gab Befehl, niemanden an sie heranzulassen.

Etwa drei Tage später erschien ein Wehrmachtsoffizier namens Walter Rosenkrantz, um die Gefangene über den Aufenthaltsort der übrigen Partisanen zu verhören. Anstatt sie jedoch zu foltern, gab Rosenkrantz ihr Kleidung und legte

ihr nahe, eine nichtjüdische Identität vorzuschützen. Als die verblüffte Hannah Hochberg fragte, ob er etwa auch Jude sei, antwortete Rosenkrantz knapp: «Es gibt auch noch Deutsche, die ihre Menschlichkeit nicht verloren haben.» Weiterhin riet er ihr, den Partisanen eine Warnung zukommen zu lassen, sofort ihren Standort zu wechseln, um der Gefangennahme durch die Deutschen zu entgehen. Das tat sie.

Als die russische Front näher kam, setzte Rosenkrantz Hochberg in ein gepanzertes Fahrzeug und schickte sie zur Nachhut. Er gab ihr einen Ausweis, der belegte, dass ihr Name Anna Stavinska sei und sie für die Küche der 1. Panzerdivision arbeite.

Nach dem Krieg machte Hannah Hochberg-Peretz Walter Rosenkrantz in Ostdeutschland ausfindig und lud ihn ein, sie in Israel zu besuchen. Weder sie noch Yad Vashem waren je imstande, den Verbleib von Dr. Muttje zu klären, obwohl weitreichende Untersuchungen angestrengt wurden.

Am 9. September 1975 erkannte Yad Vashem Karl Muttje (?) und Walter Rosenkrantz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Neff, Dorothea
Schmitt, Meta
Driessen, Martha-Ma-

Akte 1652
1652a
1652b

Die Geschichte der Rettung der jüdischen Mode-Designerin Lilli Wolff spielte sich in den drei Städten Köln, Berlin und Wien ab und schloss drei Retterinnen ein. Alle vier Frauen waren durch gemeinsame berufliche und geschäftliche Interessen miteinander verbunden und kannten einander lange vor dem Krieg. Wolff hatte die damals achtundzwanzigjährige Meta Schmitt (geb. 2. April 1890 in Bonn) schon 1918 kennengelernt. Zwei Jahre später eröffneten die Freundinnen ein «Studio für Design und Herstellung von Damenoberbekleidung und Bühnenkostümen» in der Hohen Strasse 148 in Köln. Martha-Maria Driessen (geb. 13. April 1910) fing 1932 als Praktikantin in dem Geschäft an, die Wiener Schauspielerinnen Dorothea Neff (geb. 21. Februar 1903), die Hauptfigur der Rettungsgeschichte, lernten die drei 1934 durch einen Freund kennen.

Während der ersten Jahre der NS-Herrschaft konnte das Studio mehr oder weniger normal betrieben werden und hatte zeitweise bis zu vierzig Angestellte. 1938 wurde Wolff jedoch gezwungen, aus der Geschäftsverbindung auszusteigen. Sie fand eine neue Stelle in Berlin als Kostümbildnerin für das Theater des Jüdischen Kulturbundes, hielt aber engen Kontakt zu ihren früheren Freundinnen und Kolleginnen aufrecht. Im September 1940 hatte Dorothea Neff, die eine bekannte Schauspielerin war, einen Vertrag beim Deutschen Volkstheater in Wien unterschrieben und lud Wolff ein, bei ihr zu wohnen. Der Besitzer der Wohnung kündigte jedoch bald den Mietvertrag. Dank der Vermittlung des Theaterdirektors war es Neff möglich, eine leerstehende Wohnung in der Annagasse 8 zu mieten; die Kosten für die Einrichtung bestritten Schmitt und Driessen. Sie be-

nutzten dazu einen grossen Teil der Entschädigungszahlung, die sie von der Kölner Stadtverwaltung für Schäden am Studio durch einen alliierten Bombenangriff bekommen hatten. Einige Zeit später begann Neff, eine monatliche Summe zu zahlen, um ihre jüdische Untermieterin von der Liste der Arbeitspflichtigen streichen zu lassen.

Schliesslich musste Lilli Wolff Neffs Wohnung in der Annagasse verlassen und in die Ferdinandgasse umziehen, die in der abgesonderten jüdischen Zone im 2. Bezirk lag. Bald bekam sie die Aufforderung, sich in einem Schulgebäude in der Kastelitzgasse zu melden. Da sie wusste, dass dies die Deportation bedeutete, beschloss sie, nach Berlin zurückzukehren, wo ihr Vater immer noch lebte. Sie wandte sich an Meta Schmitt und gemeinsam durchstreiften sie die Stadt auf der Suche nach einem möglichen Versteck. Da ihre Bemühungen jedoch zu nichts führten, kehrte Wolff nach Wien in das «Judenhaus» in der Ferdinandgasse 8 zurück, wo ihr bald wieder die Deportation drohte. Dorothea Neff kam, um ihr packen zu helfen, doch plötzlich sagte sie: «Lass uns aufhören (...) Du wirst nicht gehen. Ich werde dich verstecken.» Daraufhin entschieden die beiden, dass Wolff in die Illegalität «verschwinden» sollte. Die Hausmeisterin des grossen Hauses in der Annagasse 8, Frau Ottensteiner, schien mit der Erklärung, dass es sich bei der neuen Mitbewohnerin um eine ausgebombte Besucherin aus Köln handele, die immer nur jeweils einige Tage bleiben wolle, zufrieden zu sein. Sie stellte zumindest keine weiteren Fragen. Als Lilli Wolff ernstlich erkrankte und operiert werden musste, gab sie im Krankenhaus vor, dass all ihre Papiere in Köln verbrannt seien und wurde so als «arisch» eingewiesen.

Während der Zeit des Versteckens kamen Meta Schmitt und Martha-Maria Driessen regelmässig aus Köln, um ihre jüdische Freundin zu besuchen, und brachten oft auch Lebensmittelkarten mit. Als Wolff 1942 glaubte, sie könnte für 3.500 Reichsmark einen gefälschten Pass erhalten, wandte sie sich an Driessen in Köln. Diese liess sich das Geld von Curt Neven DuMont, dem Besitzer der *Kölnischen Zeitung*, der genau wusste, zu welchem Zweck er das Geld verlieh. Driessen reiste sogar extra nach Wien, um Wolff das Geld zu übergeben. Der Pass kam jedoch nie an. Der Mann, der ihn ihr versprochen hatte, stellte sich als Betrüger heraus. Trotzdem zahlten Driessen und Schmitt das geliehene Geld vollständig an DuMont in Köln zurück.

Am 13. September 1979 erkannte Yad Vashem Dorothea Neff, Meta Schmitt und Martha-Maria Driessen als «Gerechte unter den Völkern» an.

Neyses, Joseph Neyses, Hilde Luise Ottilie

Akte 2039

Professor Dr. Joseph Neyses (geb. 1893) und seine Frau Hilde (geb. Möllenhoff) beherbergten die jüdische Witwe eines nicht jüdischen Bekannten vom 17. September 1944 bis zum Einmarsch der Amerikaner in Düsseldorf am 3. März 1945. Joseph Neyses hatte Erna Etscheid schon bald nach dem Tod ihres «arischen»

Ehemannes im März 1944 vorgeschlagen, in seinem Haus Zuflucht zu suchen. Etscheid mochte das grosszügige Angebot zunächst jedoch nicht annehmen, da sie sich voll bewusst war, welchem Risiko sie die Familie Neyses ausgesetzt hätte. Erst als sie sich Mitte September 1944 auf Aufforderung der Gestapo im städtischen Schlachthof zum Abtransport an ein unbekanntes Ziel melden sollte, beschloss sie, sich im Heim der Neysesens am Kaiser-Friedrich-Ring 65 in Düsseldorf-Oberkassel zu verstecken. Das Ehepaar brachte Etscheid bis zur Befreiung im Untergeschoss des Hauses unter. Sie blieb dort während der ganzen Zeit ihres illegalen Aufenthaltes und konnte trotz der ständig heftiger werdenden Luftangriffe nicht in den Luftschutzraum gehen, aus Angst entdeckt zu werden.

Am 2. April 1981 erkannte Yad Vashem Joseph und Hilde Luise Ottilie Neyses als «Gerechte unter den Völkern» an.

Nickel Maria

Akte 0474

Von Januar 1943 bis zum Kriegsende beherbergte Maria Nickel, eine junge Mutter von zwei Kindern, in ihrer Wohnung im Berliner Arbeiterbezirk Tempelhof das Kleinkind Reha Abraham, dessen jüdische Eltern untergetaucht waren. Nickel hatte die Familie Abraham zu einem Zeitpunkt kennengelernt, an dem bereits jeder Kontakt zwischen Juden und Deutschen streng verboten war. Gegen Ende 1942, etwa zwei Monate vor ihrer Niederkunft, war die schwangere Ruth Abraham auf dem Weg zur Zwangsarbeit in der pharmazeutischen Fabrik Starke in Tempelhof. Sie bemerkte, dass ihr jemand folgte und beschleunigte ihren Schritt. Aber ihre «Verfolgerin», Maria Nickel, holte sie ein und fragte, ob sie ihr irgendwie helfen könne. Ruth Abraham, die den Judenstern trug, sagte nachdrücklich, dass es nichts gäbe, was die Deutsche für sie tun könne. Noch mehrmals danach wiederholte Nickel ihr Angebot, und jedes Mal lehnte Abraham ab. Sie besprach die Begegnung abends mit ihrem Ehemann Walter, und beide waren der Meinung, die Frau sei entweder verrückt oder eine von der Gestapo geschickte Provokateurin. Am Heiligen Abend jedoch gelang es Nickel, das Eis zu brechen. Sie kam zur Starke-Fabrik und bat, die «blonde Frau» sprechen zu dürfen. Als Ruth Abraham erschien, überreichte sie ihr einen Korb mit Lebensmitteln mit den Worten: «Ich könnte es nicht ertragen, mein Weihnachtsmahl zu essen und zu wissen, dass Sie hungrig sind.»

Es stellte sich heraus, dass Maria Nickel vor kurzem ein Kind geboren hatte. Bald nach Januar 1943, als die Tochter der Abrahams, Reha, geboren wurde, mussten die Eltern untertauchen, um der Deportation zu entgehen. Nickel bot an, sich neben ihrem eigenen Säugling auch um Reha zu kümmern. Sie lud auch Ruth Abraham ein, das Kind in ihrer Wohnung zu besuchen, wann immer sie wolle. Als Walter Abraham in den Untergrund ging, gab Nickel ihm die «arischen» Papiere ihres Mannes, die den Besitzer als «kriegswichtigen» LKW-Fahrer auswiesen. Während der nächsten beiden Jahre bis zum Kriegsende half Ni-

ckel Reha und ihren Eltern, in Berlin zu überleben. Ihre Bemühungen gingen so weit, das Kleinkind regelmässig zu Bestrahlungen in die Klinik zu bringen, als ein bösartiger Tumor entdeckt wurde.

Etwa drei Jahre nach dem Krieg zogen die Abrahams nach New York, wo Walter Abraham ein erfolgreiches Möbelgeschäft eröffnete. Ihre deutsche Retterin, mit der sie regelmässigen Kontakt pflegten, weigerte sich mehrmals, finanzielle Hilfe anzunehmen.

Am 1. Dezember 1970 erkannte Yad Vashem Maria Nickel als «Gerechte unter den Völkern» an.

Nickel, Otto

Akte 0304

Otto Nickel (geb. 1897), ein Landwirt aus Waplitz (Kreis Osterode) in Ostpreussen (heute Waplewo/Ostroda in Polen), diente im Krieg als Feldwebel bei einer Einheit, die in Nowe Miasto (Neustadt) bei Ciechanow (Zichenau) stationiert war. Im Frühjahr 1941, als Nickel sich mit seiner Kompanie auf eine Inspektion vorbereitete, bemerkte er, wie zwei junge Burschen mit erhobenen Händen von SS-Leuten abgeführt wurden. Er sah sofort, dass die beiden Juden waren. Auf seine Nachfrage antworteten die SS-Männer, dass das «Judenbengel» seien, die gerade aus einem Lager geflohen seien. Nickel befahl ihnen, ihm die zwei zu überlassen, da er sie für verschiedene Hilfsarbeiten bei seiner Kompanie brauche.

Die beiden jungen Juden waren Viktor Gonschorek und Jan Lubinetzki. Später bot Nickel an, sie als landwirtschaftliche Arbeiter auf seinen Hof in Waplitz mitzunehmen. Das wurde ihre Rettung. Der deutsche Feldwebel nahm unter einem Vorwand zwei Tage Sonderurlaub von der Truppe und schmuggelte die Jungen durch die SS-Grenzkontrollen. Da sie keine Papiere hatten, versteckte er sie in kritischen Momenten in der Zugtoilette. Um die ganze Zeit in der Nähe seiner beiden Schützlinge bleiben zu können, schützte er schweren Durchfall vor. So wurden sie nicht kontrolliert.

In Waplitz meldete Nickel die Neuankömmlinge bei den örtlichen Behörden als polnische Fremdarbeiter an. Von da an bis zum deutschen Rückzug aus Ostpreussen im Januar 1945 lebten und arbeiteten Gonschorek und Lubinetzki auf dem Hof. Obwohl sie gelegentlich jüdischer Abstammung verdächtigt wurden – was sowohl sie wie Nickel in grosse Gefahr brachte –, konnten die beiden Jugendlichen sich aufgrund ihrer fliessenden Beherrschung der polnischen Sprache erfolgreich als Polen ausgeben. Einmal wurde einer von ihnen sogar vom Bürgermeister von Waplitz zur Arbeit requiriert.

Am 12. Dezember 1967 erkannte Yad Vashem Otto Nickel als «Gerechten unter den Völkern» an.

Otto Noerenberg aus der Dürerstrasse 45 in Berlin besass ein Umzugsunternehmen. Er lernte die jüdische Familie Lax kennen, als er ihre Möbel in ein «Judenhaus» transportierte. Im Februar 1943, als die Gestapo die letzten Juden in Berlin zusammentrieb, gelang es den beiden Söhnen Lax, Hans und Wolfgang, der Deportation zu entkommen. Sie hatten jedoch keine Unterkunft und keinerlei Besitz ausser den völlig unzureichenden Kleidern, die sie auf dem Leib trugen.

Hans versuchte, seine nicht jüdischen Freunde in Berlin anzusprechen, aber alle wiesen ihn mit verlegenen Entschuldigungen ab. In seiner Verzweiflung erinnerte er sich an den freundlichen Möbeltransporteur. Obwohl er ein völlig Fremder war, hatte er einige nazifeindliche Bemerkungen fallenlassen, während er ihren Hausrat transportierte, und hatte sogar ein paar vage Andeutungen gemacht, dass er ihnen helfen würde, wenn es wirklich hart auf hart käme. Noerenberg schickte den verängstigten jungen Mann nicht fort. Er versorgte ihn mit warmen Kleidern und nahm ihn und seinen Bruder für mehr als zwei Jahre in seine Obhut, trotz des Risikos für seine eigene Frau und Tochter. Als Versteck diente eine Grube auf Noerenbergs Grundstück, die nur durch eine schwere eisenverkleidete Luke zugänglich war.

In dieses unterirdische Verlies, das ursprünglich mit Gerümpel angefüllt war, brachte Noerenberg zwei Feldbetten, einen Nachttopf und genügend Decken, um die Brüder in dem kalten Berliner Winter vor dem Erfrieren zu schützen. Als der Schnee taute und das Schmelzwasser durch Ritzen in der Luke ins Innere tröpfelte, gab er ihnen einen Regenschirm, um das Wasser von den Betten fernzuhalten. Über der Luke parkte er zur Tarnung einen seiner Lastwagen. Obwohl Lebensmittel rationiert und äusserst knapp waren, sparte die Familie Noerenberg bei ihrem eigenen Essen, um es mit den beiden Brüdern zu teilen. Erst viel später gelang es Otto Noerenberg, sie mit «geborgten» Identitäten als Fremdarbeiter zu versehen.

Otto Noerenberg war Protestant und tiefreligiös, aber seine Religiosität zeigte sich nicht so sehr in der Einhaltung äusserer Riten als vielmehr in der Hilfe für seine Mitmenschen. Seine Frau und seine Tochter waren in das Geheimnis eingeweiht und halfen Noerenberg aktiv mit derselben Furchtlosigkeit und völligen Missachtung ihrer eigenen Sicherheit. Weder verlangten noch erhielten sie je irgendeine materielle Entschädigung für ihre selbstlose Hilfe.

Am 28. Mai 1978 erkannte Yad Vashem Otto, Gertrud und Edith Noerenberg als «Gerechte unter den Völkern» an.

Erhard Oewerdieck und seine Frau Charlotte (geb. Porath) verbargen während des Krieges in ihrem Heim in der Ilsestrasse 16a in Berlin-Neukölln einen jüdischen Büroangestellten, Martin Lange. Die ganze Zeit über teilten sie auch Nahrung und Kleidung mit ihm. Das Risiko und die Last, die sie auf sich nahmen, waren umso grösser, als Oewerdieck, ein überzeugter Gegner der Nazis, während der ganzen Zeit seinen Beruf als Buchprüfer und Steuerberater wegen «politischer Unzuverlässigkeit» nicht ausüben durfte.

1939 zögerte Oewerdieck nicht, mit seinem eigenen Geld Arno Lachmann, seiner Frau und seinem alten Vater die Überfahrt nach Shanghai zu bezahlen und so ihre Leben zu retten. Oewerdieck trug im März 1941 ausserdem dazu bei, den berühmten jüdischen Wissenschaftlern Eugen Taebier und Selma Stern-Taebier in letzter Minute die Emigration in die USA zu ermöglichen; er bewahrte für sie auch Teile ihrer Bibliothek und ihrer Privatpapiere auf.

Am 21. September 1978 erkannte Yad Vashem Erhard und Charlotte Oewerdieck als «Gerechte unter den Völkern» an.

Oppenheim, Baron Friedrich Carl von

Baron Friedrich Carl von Oppenheim wurde am 5. Oktober 1900 in Köln geboren. Er war ein entfernter Nachkomme des deutsch-jüdischen Bankiers Salomon Oppenheim jun. (1772-1828), der gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Köln die berühmte Bank Sal. Oppenheim jun. & Cie. gegründet hatte. Die Bank spielte eine wichtige Rolle bei der Industrialisierung des Rhein-Ruhrgebietes, besonders durch die Finanzierung von Eisenbahn- und Wasserstrassenbau und durch die Entwicklung der Kohle- und Stahlindustrie. Salomon Oppenheim jun.'s Söhne Simon und Abraham wurden 1867 bzw. 1868 geadelt, Simons Söhne, Albert und Eduard, traten 1858 bzw. 1859 zum Christentum über und heirateten nichtjüdische Frauen. Baron Friedrich Carl von Oppenheim und sein Bruder Waldemar, Salomon Oppenheim jun.'s Urenkel, wurden von den Nationalsozialisten als «Vierteljuden» oder «Mischlinge zweiten Grades» eingestuft. Obwohl ihnen die Mitgliedschaft in der NSDAP und damit der Aufstieg in Macht- und Führungspositionen verwehrt war, durften «Vierteljuden» ihre deutsche Staatsbürgerschaft behalten, in der Wehrmacht dienen und sich mit Deutschen verheiraten.

Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurden das Bankhaus Oppenheim in Köln und seine Mitarbeiter mit Schikanen aus den Reihen der NSDAP konfrontiert. Besonders tat sich dabei Baron Schröder hervor, der Führer der Gruppe der Privatbanken innerhalb der NSDAP und «Gauwirtschaftsberater». Im Grossen und Ganzen jedoch konnte die Bank ihre Geschäfte normal fortsetzen, abgesehen davon, dass sie 1938 ihren Namen in

«Pferdmenge & Co» ändern musste (nach Dr. Robert Pferdmenge, einem nicht zur Familie gehörenden Teilhaber, der seinen Namen zur Verfügung stellte).

Friedrich Carl von Oppenheim, der aus seiner Abneigung gegen den Faschismus nie einen Hehl gemacht hatte, wurde ab 1938 von der Gestapo überwacht. Dennoch genoss er einigen Schutz aufgrund seiner für die Wirtschaft unverzichtbaren Geschäftsverbindungen ins Ausland. Wie sein älterer Bruder Waldemar wurde er nach Ausbruch des Krieges in die «Abwehr» von Admiral Canaris eingebunden und hatte damit das Recht auf Sonderpässe und praktisch unbegrenzte Reisemöglichkeiten ins Ausland.

Auch nach der Machtübernahme hielt Baron von Oppenheim enge Geschäftskontakte und freundschaftliche Beziehungen zu Juden aufrecht, ungeachtet der Propaganda der Nationalsozialisten und seiner eigenen gefährdeten Stellung als «Mischling». Als er 1938 erkannte, dass die Juden in unmittelbarer Gefahr waren, drängte er die Familien Griessman und Lissauer, mit denen er enge Geschäftsbeziehungen unterhielt, Deutschland zu verlassen. Er half ihnen zu emigrieren und ihre Metallherstellungsunternehmen in Den Haag und Amsterdam neu aufzubauen. Auch nach ihrer Emigration hielt er den Kontakt mit ihnen aufrecht.

Im Mai 1940 brachte der deutsche Überfall auf die Niederlande von Oppenheims jüdische Freunde wieder in Gefahr, aber er war nicht bereit, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Im September 1940 gelang es ihm schliesslich, Ausreisevisa für sie von den Niederlanden nach Portugal und von dort weiter nach Südamerika zu bekommen. Er reiste persönlich in die Niederlande, um sich von seinen Freunden zu verabschieden und die Einzelheiten ihrer Flucht zu arrangieren. Am 7. September 1940 fuhr ein deutscher Sonderbus, der von Offizieren der «Abwehr» befehligt wurde, vor dem Domizil der Lissauers in Minerva Plein Nr. 4 in Amsterdam vor und brachte sie zusammen mit der Familie Griessman – insgesamt elf Personen – durch das besetzte Belgien und Frankreich an die spanische Grenze bei Irún in Sicherheit. Von Spanien fuhren sie mit dem Zug weiter nach Portugal und von dort per Schiff nach Brasilien.

Als die Deutschen 1942 begannen, die niederländischen Juden zu deportieren, beteiligte sich von Oppenheim an einem weitgehend erfolglosen Versuch, die jüdischen Angestellten der Firma Oxid in Amsterdam zu retten. Das Unternehmen, das früher den Familien Griessman und Lissauer gehört hatte, war 1940/41 vom Bankhaus Oppenheim – inzwischen Pferdmenge & Co – in Partnerschaft mit einer weiteren deutschen Firma übernommen worden. Da die Firma Oxid Metalllegierungen herstellte, die für die deutsche Rüstungsindustrie wichtig waren, genossen ihre jüdischen Angestellten – zum grössten Teil deutsche Juden, die nach Holland geflüchtet waren – einen relativ geschützten Status. Diese Tatsache wurde von von Oppenheim benutzt, um gegen ihre Deportation zu argumentieren. Er wandte sich dabei auch an andere Institutionen, zu denen er Verbindungen hatte, wie die Reichsbank und das Rüstungsministerium. Seine Bemühungen zerschlugen sich jedoch aufgrund der Intensivierung der antijüdischen Massnahmen in den Niederlanden fast völlig. 1943 ging von Oppenheim persönlich zu Aus der Funten, dem SS-Leiter in den Niederlanden, und bat um

die Freistellung von Dr. Hugo Weil, dem früheren jüdischen Direktor von Oxid, der in Westerbork inhaftiert war und deportiert werden sollte. Es war vergeblich: Dr. Weil wurde einem Transport nach Bergen-Belsen zugeteilt und kam dort um. Am Ende überlebten von schätzungsweise achtzig jüdischen Arbeitern der Oxid nur zehn den Holocaust.

Es gibt auch zahlreiche Dokumente über von Oppenheims Bemühungen zur Rettung weiterer Juden, die entweder versteckt lebten oder schon verhaftet waren. So schickte er im November 1941 seinen Schweizer Angestellten Ernst Gut in die Schweiz, nur damit er Freunde in New York anrufe, die Geld für die Einreisevisa einiger Juden auftreiben sollten. Von Oppenheim half auch dem Kölner Polizeichef Karl Winkler, der aufgrund seiner jüdischen Abstammung Anfang 1944 mit seiner Familie in den Untergrund ging – bis er selbst im September verhaftet wurde.

Zur Verhaftung von Oppenheims, der schon lange ins Blickfeld der Gestapo geraten war, kam es im Gefolge des gescheiterten Attentats auf Hitler im Juli 1944. Er wurde ins Gefängnis geworfen und sollte unter der Anklage des Verrats vor Gericht gestellt werden. Um etwas gegen ihn in der Hand zu haben, fabrizierte die Gestapo im August 1944 gefälschte Beweise, dass seine Mutter jüdischer Abstammung sei, und er daher als «Halbjude» bzw. «Mischling ersten Grades» zu behandeln sei. Dies allein hätte sich schon verhängnisvoll auf den Verlauf des Prozesses auswirken können. Glücklicherweise zog sich die Untersuchung bis zum Ende des Krieges hin, und von Oppenheim konnte im Gefängnis überleben, bis er von den Amerikanern befreit wurde.

Nach dem Krieg nahm das Bankhaus Oppenheim, das 1947 seinen ursprünglichen Namen wieder annahm, seine Geschäfte von Neuem auf, und wurde zu einem der grössten privaten Bankkonzerne in der Bundesrepublik Deutschland.

Am 10. Oktober 1996 erkannte Yad Vashem Baron Friedrich Carl von Oppenheim als «Gerechten unter den Völkern» an.

Otto, Willi Otto, Anne

Akte 2328

1939 stellte Willi Otto, Besitzer einer Schneiderei in der Braunsberger Strasse 41 (heute: Hans-Otto-Strasse) in Berlin, den jüdischen Massschneider Martin Moses ein, der ihm von der jüdischen Arbeitsvermittlung geschickt worden war. Als die Situation der Juden in Berlin sich verschlechterte, taten Otto und seine Ehefrau Anne alles in ihrer Macht stehende, um ihren jüdischen Angestellten und dessen Frau mit zusätzlichen Lebensmittelrationen zu unterstützen und ihre Moral aufrechtzuerhalten. Otto, der Einfluss auf einige hochrangige Nazifunktionäre hatte, da er ihnen verbotene Zivilanzüge geschenkt hatte, benutzte seine Position, um dem Ehepaar Moses und dessen Verwandten Manfred Fackenheim und Meta Moses zu helfen. Als ihre Deportation nicht mehr verhindert werden

konnte, sorgte er dafür, dass sie auf einen Transport nach Theresienstadt kamen, anstatt auf einen nach Auschwitz, was ihren sicheren Tod bedeutet hätte.

Am 8. Juli 1982 erkannte Yad Vashem Willi und Anne Otto als «Gerechte unter den Völkern» an.

Palme, Melida Heuer (Palme), Marta

Akte 0928

Die deutsche Familie Palme lebte in Warschau. Nach Kriegsausbruch meldeten sich Vater und Sohn zum Militär. Die beiden Frauen, die etwa fünfzigjährige Melida und ihre etwas über zwanzig Jahre alte Tochter Marta, zogen zu einer Verwandten und liessen ihre Wohnung in der Warschauer Okolnastrasse 3 oder 4 leerstehen. Die Palmes waren nicht reich, und um über die Runden zu kommen, ging die Mutter über die Dörfer in der Umgebung Warschaus und kaufte und verkaufte verschiedene Waren, um etwas dazuzuverdienen.

Als Warschau im Herbst 1942 «judenrein» gemacht wurde und jeder Jude, der auf der Strasse entdeckt wurde, damit rechnen musste, an Ort und Stelle erschossen zu werden, freundeten sich Melida und ihre Tochter mit Maria Abramska an, einer Jüdin, die mit falschen Papieren auf der «arischen» Seite lebte. Abramska, die ein typisch «arisches» Aussehen hatte, suchte verzweifelt nach einem Versteck für ihren Ehemann und fünf weitere Verwandte: Fela und Heniek Schwarzfuchs, sowie Renia, Jacob und Alina Goldspiegel. Die Palmes erklärten sich einverstanden, die flüchtigen Juden in ihrem Heim aufzunehmen, unter der Bedingung, dass sie nicht nach draussen gehen würden.

Die Zweizimmerwohnung befand sich in einem Neubau, der für deutsches Zivilpersonal und deutsche Soldaten, die in Warschau stationiert waren, reserviert war. Abramska, die den deutschen Nachbarn als eine Verwandte der Palmes vorgestellt wurde, kam regelmässig, um die «leere» Wohnung zu putzen und den Bewohnern Lebensmittel zu bringen. Dem Vater wurde das alles verheimlicht, aber der Sohn Josef Palme, der die Wohnung in Uniform besuchte, war freundlich zu den jüdischen «Illegalen», ermunterte sie, und brachte ihnen sogar Nahrungsmittelpakete.

Dieses Arrangement dauerte von Mitte 1943 bis zum Ausbruch des polnischen Aufstandes in Warschau im August 1944. Zu diesem Zeitpunkt mussten die Palmes nach Deutschland zurückkehren, aber sie liessen ihren sechs jüdischen Schützlingen ihre Adresse im Sudetenland zurück. Nach der Niederschlagung des Aufstandes wurden zwei aus der Gruppe, das Ehepaar Renia und Jakob Goldspiegel, als Juden identifiziert und ermordet. Die übrigen wurden als Polen in Konzentrationslager in Deutschland abtransportiert. Von dort korrespondierten sie mit Mutter und Tochter Palme, die ihnen weiterhin halfen, indem sie sich als ihre deutschen Verwandten ausgaben und ihnen Lebensmittelpakete sandten.

Die Palmes waren nicht ausgesprochen religiös, auch erhielten sie keine materielle Vergütung für ihre äusserst riskante Hilfe, ausser einer monatlichen Miet-

zahlung, von der sie die Kosten für Strom, Gas, Heizung usw. zu begleichen hatten.

Am 18. Februar 1975 erkannte Yad Vashem Melida Palme und Marta Heuer (Palme) als «Gerechte unter den Völkern» an.

Paulo, Olga
Paulo, Vinzenz

Akte 6098

Der in Italien geborene Vinzenz Paulo (geb. 20. April 1893) und seine in Ungarn geborene Ehefrau Olga (geb. 12. Mai 1898) lebten vor dem Krieg in Winniki, einer Kleinstadt in Ostgalizien, etwa 7 Kilometer südöstlich von Lwiw. Beide betrachteten sich als Volksdeutsche und schickten ihre Kinder in die örtliche deutsche Schule. Nach wechselvollen Ereignissen während der ersten sowjetischen Besetzung Ostgaliziens konnten sie mit Beginn des deutschen Einmarsches im Sommer 1941 in ihr Heim zurückkehren.

Anfang 1942 wurden die Paulos von Charlotte Eisenstein, einer jüdischen Bekannten aus der Vorkriegszeit, gebeten, sie und ihre beiden Töchter, Soniuta und Nina, aufzunehmen. Später beherbergten sie ausserdem die zehnjährige Tochter eines ermordeten polnisch-jüdischen Rechtsanwalts, Barbara Bürger (deren eigentlicher Name Irena Rogoza war). Die vier Flüchtlinge bewohnten gemeinsam einen einzigen Raum im Haus, der einen Notausgang hatte. Die Paulos behielten sie bis zum Einmarsch der Russen im Sommer 1944 bei sich. Sie liessen sich auch nicht mit den abziehenden deutschen Truppen nach Westen evakuieren, da dies zur Entdeckung ihrer Schützlinge geführt hätte.

Am 22. Mai 1994 erkannte Yad Vashem Olga und Vinzenz Paulo als «Gerechte unter den Völkern» an.

Pentrop, Hubert
Aschoff, Heinrich
Siekmann, Bernhard
Silkenbömer, Heinrich
Südfeld, Bernhard

Akte 0463

Die Familie Spiegel – Siegmund, Marga und ihre dreijährige Tochter Karin – gehörte zu den letzten jüdischen Einwohnern Dortmunds. Die Deportationen zu den Vernichtungslagern in Osteuropa liefen bereits auf Hochtouren, als Siegmund Spiegel, vormals wohlhabender Pferdehändler in Ahlen, jetzt mit einem aufgenähten gelben Davidstern auf dem linken Revers, seinen alten Bekannten Hubert Pentrop (geb. 14. Januar 1895) ansprach und um Nahrungsmittel bat. Pentrop gab seinem heruntergekommenen Besucher mehr als nur Nahrung: Er erzählte ihm von den furchtbaren Gerüchten, die über das Schicksal der Juden

«im Osten» die Runde machten und warnte ihn, um nichts in der Welt nach Polen zu gehen. Als Siegmund verzweifelt fragte, was er denn tun solle, antwortete Pentrop sofort: «Komm zu mir, ich verstecke dich!»

Als die Spiegel die Aufforderung der Gestapo erhielten, sich am 27. Februar 1943 morgens um acht Uhr zu melden, vorgeblich «um ihre Arbeitspapiere zu überprüfen», beschlossen sie, in den Untergrund zu gehen.

Nach einigem hektischen Suchen fanden sie für Marga Spiegel und ihre Tochter auf dem Bauernhof von Heinrich Aschoff ein Obdach. Marga(rete), die, wie in dem Gedicht von Paul Celan, «goldenes» Haar hatte, ging als «arisch» durch. Sie machte sich durch verschiedene Arbeiten im Haushalt nützlich. Dennoch musste sie, um das Risiko der Entdeckung möglichst gering zu halten, mehrmals ihr Versteck wechseln. Die anderen Familien, bei denen sie untergebracht wurde, waren die Siekmanns in Werne und die Südfelds in Südkirchen.

Es erwies sich jedoch als äusserst schwierig, eine geeignete Unterbringungsmöglichkeit für Margas Mann Siegmund zu finden: Die meisten, die sie ansprachen, waren nicht bereit, das Risiko einzugehen, mitten im Krieg einen «illegalen» Juden aufzunehmen. Nachdem ein geplantes Versteck bei einem Grundbesitzer in Heessen (heute Teil von Hamm) aufgegeben werden musste, weil die Töchter der Familie die Nerven verloren hatten, wandte sich Siegmund erneut an die Pentrops als seine letzte Zuflucht.

Der katholische Bauer aus Nordkirchen, dessen Ratschlag die Odyssee der Spiegel ausgelöst hatte, stand zu seinem Wort. Er versteckte den jüdischen Pferdehändler acht Monate lang auf seinem Bauernhof, manchmal auf dem Heuboden, dann wieder im Keller und schliesslich auch auf dem Dachboden. Nur nach Einbruch der Dunkelheit durfte der «unsichtbare» Gast draussen kurze Spaziergänge unternehmen. Doch die umfangreichen Vorsichtsmassnahmen wurden zu nichts gemacht, als Siegmund zufällig von einem Hitlerjungen entdeckt wurde. Er musste den Bauernhof der Pentrops umgehend verlassen. Schliesslich fand er Zuflucht bei der Familie Silkenbömer, die ihn bis zum Tag der Befreiung versteckte. Die Söhne – alle drei Soldaten, von denen zwei nicht aus dem Krieg zurückkehrten – wussten ebenfalls um das Geheimnis der Familie.

Nach dem Krieg scheute Marga Spiegel keine Mühe, um zu erreichen, dass ihren Rettern für ihr Handeln die angemessene Ehrung zuteil wurde.

Am 20. Juli 1969 erkannte Yad Vashem Hubert Pentrop, Heinrich Aschoff, Bernhard Siekmann, Heinrich Silkenbömer und Bernhard Südfeld als «Gerechte unter den Völkern» an.

Peschel, Rolf (Rudolf)

Akte 2813

Von 1940 bis 1944 war Rolf (Rudolf) Peschel, ein Kriminalpolizeibeamter, im besetzten Warschau stationiert. In seiner Funktion als Polizeioffizier im Kriminaldienst lernte er 1942 Sandra Brand kennen, eine junge flüchtige Jüdin aus

Lwiw, die in Warschau unter dem angenommenen Namen Cycilia Szarek auf der «arischen» Seite lebte.

Brand hatte eine Beschwerde gegen zwei Männer in deutscher Uniform eingereicht, die unter dem Vorwand, nach versteckten Juden zu suchen, in die Pension in der Mazowiecka Strasse, in der sie zusammen mit zwei polnischen Familien lebte, eingebrochen waren und Geld und Schmuck gestohlen hatten. Peschel spürte die Diebe auf und konnte den Besitzern einiges von dem gestohlenen Gut zurückgeben.

Da ihm Brands wirkliche Identität nicht bekannt war, begann Peschel, sich persönlich für die junge «Polin» zu interessieren und bat sie immer wieder, mit ihm auszugehen. Brand, die in Lwiw ihren Ehemann und ein Kind – die sie nie wiedersehen würde – zurückgelassen hatte, lehnte zunächst die Annäherungsversuche des deutschen Polizeibeamten ab. Nach einiger Zeit machte sie sich jedoch klar, dass sie Peschels «Schwäche» für sie für sich selbst und für andere Juden ausnutzen konnte, besonders auch für ihre jüngere Schwester, die sie mittlerweile ebenfalls nach Warschau gebracht hatte. Als sie Peschel bat, die Deportation von 25 jüdischen Ghettoarbeitern, die Waren für ihre Firma lieferten, zu verhindern, wandte sich dieser tatsächlich an einen Freund bei der Gestapo und konnte 22 von ihnen auf dem «Umschlagplatz» befreien.

Als der Deutsche Sandra Brand einige Zeit später sehr bedrängte, brach sie zusammen und gestand, dass sie Jüdin sei. Peschel war zunächst bestürzt, kam aber bald zu dem Sommerhaus, in dem sich Brand und ihre Schwester zu diesem Zeitpunkt versteckten, zurück. Er nahm Brand in die Arme und schwor, dass es von nun an das Ziel seines Lebens sei, dafür zu sorgen, dass sie am Leben bliebe. Während der nächsten Monate benutzte Peschel seine Stellung und seine Verbindungen, um Brand, ihre Schwester und andere Juden zu schützen. Eines Tages erzählte er ihr, dass er bei einer Routineuntersuchung einen Polen verhaftet und dann entdeckt hatte, dass der «Pole» in Wirklichkeit ein Jude namens Kahane war. Peschel gab ihm ein Entlassungsformular und befahl ihm, einen polnischen Namen einzusetzen. In einem anderen Fall versorgte er einen jüdischen Freund von Brand, Julek, der gerade aus dem bertüchtigten Pawiak-Gefängnis entkommen war, mit gefälschten Personalpapieren.

Peschels Affäre mit einer «Polin» und seine Sympathie für Juden entgingen der Aufmerksamkeit der Gestapo nicht. Er wurde aufgefordert, die Beziehung zu ihr abzubrechen und mehr als einmal zum Verhör vorgeladen. Als Strafmassnahme wurde er für einige Zeit nach Vitebsk an der russischen Front versetzt, nahm aber die Beziehung zu Sandra Brand nach seiner Rückkehr nach Warschau im Frühjahr 1943 wieder auf.

Am 12. Juni 1944 wurden Peschel und ein anderer Kripobeamter namens Willi Leitberger von polnischen Untergrundkämpfern erschossen, als sie den Drei-Kreuze-Platz in Warschau überquerten. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Peschels Tod nicht vorgesehen; die Attentäter hatten es in erster Linie auf seinen Begleiter Leitberger abgesehen, gegen den die Armia Krajowa (die polnische Untergrundorganisation) ein Todesurteil ausgesprochen hatte. Peschel wurde auf dem deutschen Friedhof in Warschau beigesetzt.

Am 2./3. Januar 1997 erkannte Yad Vashem Rolf (Rudolf) Peschel als «Ge-rechten unter den Völkern» an.

Literatur

Brand, Sandra: I Dared to Live, New York 1978.

Pfau, Ernst

Akte 0263

Ernst Pfau, der in seiner Heimatstadt Ludwigshafen einen Lebensmittelladen be-trieb, besass nahe Bad Dürkheim in der Rheinpfalz ein Stück Land mit zwei höl-zerne Hütten. Gustel Wagner und ihr «arischer» Ehemann fanden hier einige Male im Laufe des Jahres 1943 und erneut von August 1944 bis zum Ende des Krieges Zuflucht vor der in Pirmasens stationierten Gestapo. Im Oktober 1944 schlossen sich ihnen ihre eigenen Kinder sowie die Kinder der beiden jüdischen Schwestern Gustel Wagners an.

Während dieser Zeit versorgten Ernst Pfau und seine Schwiegereltern, die in der benachbarten Hütte lebten, die Untergetauchten mit Lebensmitteln. Pfau meldete sie bewusst nicht den örtlichen Behörden, wozu er nach dem Gesetz verpflichtet gewesen wäre.

Am 10. November 1975 erkannte Yad Vashem Ernst Pfau als «Gerechten un-ter den Völkern» an.

Plagge, Karl

Akte 9557

Karl Plagge wurde am 10. Juli 1897 in Darmstadt als Sohn eines praktischen Arztes geboren. Sein Vater starb, als er kaum sechs Jahre alt war. Wenn auch über die Familienverhältnisse wenig Konkretes bekannt ist, so ist doch anzuneh-men, dass der vorzeitige Tod des Familienvaters materielle Not mit sich brachte. Plagge besuchte das angesehene Georg-Wilhelm-Gymnasium, musste aber spä-ter aus Geldmangel auf seinen frühen Berufsplan Arzt zu werden verzichten. 1916, während des Ersten Weltkrieges, wurde er zum Militärdienst eingezogen. Er wurde sofort an die Front geschickt und nahm noch als Leutnant an den gros-sen Schlachten im Westen – Somme, Verdun und Flandern – teil, bevor er 1917 in englische Gefangenschaft kam. Die Kriegsgefangenschaft war wohl der Grund dafür, dass Plagge 1924 an Kinderlähmung erkrankte und gehbehindert wurde. Nach seiner Freilassung im November 1918 studierte er an der Techni-schen Hochschule in Darmstadt Maschinenbau und Chemie. Obwohl er sein Stu-dium als qualifizierter Diplom-Ingenieur abschloss, machte es ihm die sich stän-dig verschlimmernde Wirtschaftskrise ausserordentlich schwer, seinen Lebens-unterhalt zu verdienen. Unter dem Eindruck der wirtschaftlichen und politischen Krise zu Anfang der 1930er Jahre liess sich auch Plagge von der Nazi-propaganda



und ihren verführerischen Versprechungen täuschen. Am 1. Dezember 1931 trat er der NSDAP bei in der Überzeugung, «einer guten Sache zu dienen». Seine frühzeitige Begeisterung wandelte sich aber in Abscheu, als das Regime nach 1933 immer deutlicher sein wahres Gesicht zu zeigen begann.

Seit 1932 war Plagge mit Kurt Hesse, der eine Fabrik für elektrotechnische Maschinen leitete, bekannt. 1934 trat er in die Hessenwerke ein, zunächst als technischer Berater und später als leitender Projekt- und Entwicklungsingenieur. Hesse, dessen Frau jüdischer Abstammung war, stand nach der Machtübernahme Hitlers unter zunehmendem Druck seitens der NSDAP. In dieser Not hat ihn Plagge – wie Hesse später bezeugte, «seelisch unterstützt und aufgerichtet».

1935 nahm Plagge jedoch auf Drängen des Ortsgruppenleiters der NSDAP das Amt eines Blockleiters an und ein Jahr später die ehrenamtliche Leitung der Volksbildung der «Deutschen Arbeitsfront» (NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude). Da er sich aber an den «vorgeschriebenen weltanschaulichen Schulungslehrgängen» teilzunehmen weigerte, kam es bald zu einer Konfrontation mit dem Kreisschulungsleiter. Dieser warf Plagge vor, er «verwässere die Idee» und verkehre «fast ausschliesslich mit jüdisch Versippten und mit Freimaurern». Plagge liess sich aber nicht einschüchtern und lehnte es ab, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Hesse und seiner jüdischen Frau abzubrechen. Kurz nach der «Reichskristallnacht» (9./10. November 1938) übernahm er noch die Patenschaft für Hesses Sohn, der als «Mischling ersten Grades» galt. Das war ein unerhörter Affront gegen die nationalsozialistische Ideologie und ihre Rassenlehre, besonders seitens eines Parteigenossen. Plagges Unbehagen verschärfte sich im Frühjahr 1939, als er anlässlich einer Fachtagung in Stuttgart war und hörte, wie der Gründer der «Arbeitsfront», Dr. Robert Ley, zum Krieg hetzte.

Bei Kriegsausbruch im September 1939 wurde Plagge sofort zur Wehrmacht eingezogen. Er war zwar bereits über vierzig und zudem infolge seiner Kinderlähmung körperbehindert, aber auch ein qualifizierter Ingenieur und Reserveoffizier. Im Verlauf des Krieges wurde er vom Leutnant zum Major befördert. Weil er Ingenieur war, wurde er als Kommandant eines Heereskraftfahrparks (HKP), der für die Instandhaltung von Militärfahrzeugen zuständig war, eingesetzt. Kurze Zeit nach der Besetzung Litauens durch die deutsche Wehrmacht Ende Juni 1941 gelangte Plagge mit seiner Einheit – HKP 562 – nach Wilna. Während der etwa drei Jahre dauernden deutschen Besetzung wurde die jüdische Bevölke-

rung Wilnas, einst eines der grossen Zentren der jüdischen Kultur, fast vollkommen vernichtet. Man schätzt, dass nur 2.000-3.000 der ursprünglich etwa 57.000 jüdischen Einwohner den Krieg überlebt haben. In dem nahe liegenden Ort Ponary, der bis Ende der 1930er Jahre ein beliebtes Ausflugsziel war, wurden bis Ende 1941 40.000 Juden exekutiert, die meisten von ihnen aus Wilna und Umgebung.

Entsprechend der Grundsätze der deutschen Dezimierungspolitik, die die jüdischen Arbeitskräfte zugunsten der deutschen Kriegsanstrengungen auszubeuten versuchte, wurde nach der Mordwelle der Vernichtungsprozess verlangsamt, und zunächst wurden die «unbrauchbaren» Juden ermordet. Die Beschäftigung bei einer Dienststelle der deutschen Wehrmacht oder der SS war – wenn auch nur vorübergehend – eine Rettungschance für die seit dem 6. September 1941 im Ghetto zusammengepferchten Wilnaer Juden. Wer sich keine Arbeitsbescheinigung beschaffen konnte, war zusammen mit seinen Familienangehörigen zur Vernichtung verurteilt. Als Kommandant des Kraftfahrzeugparks 562 beschäftigte Plagge in seiner Einheit über 1.000 jüdische Arbeitskräfte einschliesslich ihrer nächsten Angehörigen, die so dem sicheren Tod entkommen konnten. Er verfuhr bei der Erteilung von Arbeitsbescheinigungen recht grosszügig. Nach der Zeugenaussage von Rechtsanwalt Alfred Stumpf, der beim HKP 562 vom 16. Juni bis 2. Oktober 1942 als Oberleutnant diente, befanden sich unter den Zivilarbeitern viele, die für die eigentlichen Aufgaben einer Autoreparaturwerkstatt kaum verwendbar waren – Friseure, Schuster, Schneider und Küchenpersonal sowie mit Aufräumungs- und Gartenarbeiten beschäftigte Frauen. Ein anderer HKP-Soldat, Christian Bartholomae, bezeugte, dass Plagge ihm im September 1941 den Befehl gab, zwei verhaftete Juden aus dem Gefängnis Lukisczki zu befreien. «Einige Tage später waren es die Eltern zweier jüdischer Friseure, die [Bartholomae] auf [Plagges] Anweisung aus dem Gewahrsam des Geheimdienstes befreite.» Plagge stellte auch – so erinnerten sich mehrere Zeugen – dem jüdischen Arzt Dr. Wolfsohn und seinem 75-jährigen Vater Ausweise als Kraftfahrzeugmechaniker aus, durch die sie der Verhaftung entgehen konnten. In Plagges amtlicher Berichterstattung wurden alle diese Personen als Facharbeiter getarnt, um sie vor dem Zugriff des SD und der SS zu schützen.

Plagges jüdische Arbeitskräfte wohnten zunächst weiterhin im Ghetto. Auf seinen ausdrücklichen Befehl hin wurden sie während ihrer Arbeit im HKP anständig und human behandelt. Er bemühte sich auch, die unzureichenden Rationen, die ihnen im Ghetto zugeteilt wurden, durch zusätzliche Lebensmittel zu ergänzen. Nach der Zeugenaussage von Oberfeldwebel Georg Raab richtete Plagge ein parkeigenes Krankenhaus «für die Belegschaft nebst Angehörigen (ca. vierzig Betten) unter Gestellung heeres eigener Medikamente» ein. Der Wilnaer Überlebende William Beigel-Begell (geb. 1927) erklärte, dass Plagges Name überall im Ghetto bekannt war. «Er wurde berühmt für seine anständige Behandlung seiner jüdischen Arbeiter und ständige Auseinandersetzungen mit dem SD, der SS und der Gestapo, um seine Arbeitskräfte intakt zu erhalten.» Andere Überlebende, wie z.B. Pearl Good, haben Plagges menschliches Verhalten bezeugt.

Die letzte kritische Phase für die jüdische Bevölkerung in Wilna begann im Sommer 1943, als Himmler nach zwei Jahren scheinbarer Stabilität den Befehl zur endgültigen Liquidierung der Ghettos im Reichskommissariat Ostland gab. Wie sich aus neu entdeckten Dokumenten aus der Kriegszeit ergibt, verhandelte Plagge mit der obersten SD-Führung in Riga, um seine jüdischen Arbeiter und ihre Familien bei der bevorstehenden Auflösung des Wilnaer Ghettos vor der Deportation zu schützen. Er erreichte, dass ca. 500 jüdische Facharbeiter von der Deportation ausgenommen wurden, und zwar unter der – zweifelsohne vom SD gestellten – Bedingung, dass sie «in einem geschlossenen Konzentrationslager zum Einsatz gebracht werden». Die Plagge eigene Menschlichkeit kam in der folgenden – im Februar 1944 rekapitulierten – Argumentation zum Ausdruck:

«Da der Leistungswille und die Arbeitsfreudigkeit der jüdischen Arbeiter im wesentlichen davon abhing, dass nicht nur die Männer, sondern auch ihre Frauen und Kinder in Wilna verbleiben können, wurden im ausdrücklichen Einverständnis der SD die dazugehörenden Frauen und Kinder ebenfalls zurückbehalten und dem Arbeitslager Subotschstrasse überführt.»

Dieses Arbeitslager oder «geschlossene Konzentrationslager», das aus zwei grossen Häusern («Blocks») bestand, wurde am 17. September 1943 errichtet. Eine Woche später wurde das Ghetto liquidiert. Danach lebten in Wilna nur noch insgesamt 3.000 Juden in vier geschlossenen Arbeitsstellen, über ein Drittel von ihnen im HKP-Lager. Im Februar 1944 befanden sich dort noch 1.243 Juden – 499 Männer, 554 Frauen und 190 Kinder. Plagge war eigentlich nur für die HKP-Werkstatt zuständig; das Konzentrationslager stand unter der unmittelbaren Aufsicht der SS und des SD. Je mehr die Niederlage absehbar wurde, desto brutaler wurde die SS, desto hemmungsloser ihre Methoden. Ein erschütterndes Beispiel dafür war die öffentliche Exekution – etwa im Oktober 1943 – eines jüdischen Ehepaars und seiner zwölfjährigen Tochter, die bei einem Fluchtversuch aus dem Lager gefasst worden waren. Während der «Kinderaktion» vom 27. März 1944 wurden die Kinder im Lager aussortiert und in den Tod geschickt. Der Arzt Dr. Mosche Feigenberg schilderte 1960 in seiner Aussage das brutale Benehmen der Gestapo-Schergen:

«Die verängstigten Juden begannen, ihre Kinder in verschiedenen Schlupfwinkel zu verstecken, z.B. in Öfen, im Abort, in Fässern und unter den Betten. Aber die Gestapo veranstaltete eine genaue Durchsuchung. Mit Hilfe von Äxten und Hämmern untersuchte sie die Wände und holte alle Kinder heraus. Sie brachten sie auf den Hof hinaus und luden sie auf Lastautos.»

Eine Frau, die sich nicht von ihrem Töchterchen trennen wollte, wurde von dem Gestapo-Offizier vom Hof weggeführt und auf der Stelle erschossen.

In den letzten Junitagen des Jahres 1944 war das Ende der deutschen Besetzung schon in Sicht; die Rote Armee stand vor den Toren der Stadt. Angesichts der heranrückenden Front sollte auch Plagges Einheit von Wilna nach Ostpreussen abgezogen werden. Am 30. Juni hielt Plagge vor den versammelten Arbei-

tern und in Gegenwart der SS-Offiziere eine Rede, in der er den bevorstehenden Rückzug ankündigte. Er «beruhigte» die Juden – so erinnerten sich mehrere Zeugen – mit der zynischen Versicherung, dass sie durch die SS begleitet würden, die «wie Sie wohl wissen, eine Organisation für den Schutz der Flüchtlinge» sei. Für etwa 500 von 1.000 Lagerinsassen war das ein unverkennbarer Hinweis, noch am selben Abend aus dem Lager auszubrechen oder sich in vorher vorbereiteten Schlupfwinkeln zu verstecken. Ungefähr 200 von ihnen hielten bis zum Einmarsch der Roten Armee wenige Tage später durch. Sie verdanken Wehrmachtsmajor Karl Plagge ihr Leben.

Nach dem Krieg wurde gegen Plagge wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP ein Entnazifizierungsverfahren eröffnet. Eine Reihe seiner ehemaligen Wehrmachtuntergebenen in Wilna sagten zu seinen Gunsten aus und bezeugten seine uneigennützig und mutige Hilfe für die rassistisch Verfolgten. Besonders entlastend wirkte das unerwartete Erscheinen einer Zeugin aus Stuttgart, die im Auftrag jüdischer Überlebender im DP-Lager Ludwigsburg Plagge suchte, um ihm Dank und Hilfe anzubieten. Die Richter betrachteten dies als einen bedeutenden Beweis, «dass der Betroffene in ungewöhnlichem Masse die damals der Vernichtung Preisgegebenen vor dem Tode bewahrte und ihnen auch sonst jede mögliche Hilfe angedeihen liess». Trotzdem entschied das Spruchkammergericht in Übereinstimmung mit Plagges eigenem Wunsch, ihn nicht gänzlich freizusprechen, sondern in die Gruppe 4 der Mitläufer einzustufen.

In seinen Verhandlungen mit dem SD hatte Plagge einen begrenzten Handlungsspielraum und musste sich an die Regeln halten. Er konnte seinen Einsatz für seine jüdischen Arbeiter nicht offen mit humanitären Erwägungen rechtfertigen, sondern musste ihn als Bemühungen zugunsten der Wehrmacht und der Kriegsproduktivität tarnen. Dabei vollführte er eine gefährliche Gratwanderung und überschritt auch manchmal die Grenze, wie z.B. bei der Ausstellung von gefälschten Ausweisen als Kraftfahrzeugmechaniker für Dr. Wolfsohn und seinen Vater. In einem von Oberfeldwebel Raabe bezeugten Fall riskierte Plagge – letztendlich vergeblich – eine offene Konfrontation mit dem SD, als er mit Hilfe einer Militäreskorte versuchte, etwa hundert Juden aus dem Deportationszug in die estländischen Schieferbergwerke zu befreien.

Warum exponierte sich Plagge in diesem wie in anderen Fällen, um verachteten Juden zu helfen? Warum unterschied sich sein Handeln so sehr von dem der überwiegenden Mehrheit der Deutschen in Wilna und anderswo in dem von den Nazis besetzten Europa? Es gibt mehrere Erklärungen – eine humanistische Erziehung, eine liberale Gesinnung, ein althergebrachter militärischer Sittenkodex –, aber wahrscheinlich keine allein befriedigende Antwort. Vor allem war es wohl seine ungewöhnliche geistige Selbständigkeit, die Ablehnung jeder Form von Indoktrination. Als Plagge 1948 befragt wurde, warum er 1934 aus der evangelischen Kirche ausgetreten sei, erklärte er:

«Ich lehne religiöse Dinge nicht ab. Ich habe aber eine Trennung vollzogen. Denn was geglaubt werden sollte, konnte ich nicht glauben. Eine Kompromisslösung gab es für mich nicht wie es die deutschen Christen taten. Ich glau-

be, dass ich trotzdem religiös veranlagt bin. Mein Verhalten wird bestimmt durch einen klaren Kompass, den ich habe, der mir sagt, was ich tun und lassen soll, was Recht und was Unrecht ist. Ich habe nie das Gefühl gehabt, dass ich Unrecht täte. Sonst hätte ich es eben nicht getan.»

Dieses Verhalten setzte eine ethische Autonomie voraus, die in scharfem Gegensatz zu den hergebrachten deutschen Werten von Gehorsam und Respekt vor der Obrigkeit stand. Plagges Bemerkungen über die SS-Funktionäre in Wilna sind in dieser Hinsicht besonders aufschlussreich:

«Wenn man sich einen dieser Leute persönlich vorknöpfte, haben sie die Greuel auch eingesehen. Aber sie sagten alle: es sei ihnen befohlen. Sie hatten alle eine starke Bindung an das, was ihnen befohlen worden war.»

In der Geschichte des Holocaust ist Karl Plagge der beispiellose Fall eines Wehrmachtsoffiziers, der sich als Einzelner der Vernichtungsmaschinerie zu widersetzen wagte.

Am 22. Juli 2004 erkannte Yad Vashem Karl Plagge als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Viefhaus, Marianne: «Für eine Gemeinschaft der ‚Einsamen unter ihren Völkern‘. Major Karl Plagge und der Heereskraftfahrpark 562 in Wilna», in: Wolfram Wette (Hg.): Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS, Frankfurt am Main, 2004, S. 97-113.

Poelchau, Harald Poelchau, Dorothee

Akte 0009

Der am 5. Oktober 1903 in Potsdam geborene Harald Poelchau wuchs in Brauchitschdorf auf, einem kleinen schlesischen Dorf von etwa 600 Bauern (heute Chrostnik in Polen). Als gebildeter und relativ wohlhabender Sohn eines evangelischen Pfarrers fühlte er sich in der einfachen bäuerlichen Gemeinschaft isoliert und fehl am Platz. Er überwand seine soziale Entfremdung erst Jahre später, gegen Ende des Ersten Weltkrieges, als er sich in Liegnitz (heute Legnica in Polen) einer idealistischen christlichen Jugendgruppe anschloss.

1922 begann Poelchau in Bethel Theologie zu studieren. Dieser erste Studienort wurde ihm von seinem konservativen Vater aufgenötigt, der der «liberalen» Richtung an der theologischen Fakultät der Universität Marburg ablehnend gegenüberstand. Trotzdem setzte der junge Poelchau nach einiger Zeit seine Studien in Marburg, Berlin, Tübingen und Breslau fort. Den entscheidenden intellektuellen und spirituellen Einfluss auf sein späteres Leben übte Paul Tillich aus, einer der Begründer des «religiösen Sozialismus». Poelchaus bei Tillich ge-

schriebene Doktorarbeit trug den Titel «Die sozialphilosophischen Grundlagen der deutschen Sozialgesetzgebung».

Bald nach Abschluss seiner Promotion im Herbst 1932 bewarb sich Poelchau um den Posten des Gefängnisgeistlichen in Berlin-Tegel. Seine Anstellungsurkunde wurde jedoch erst im April 1933 von dem neuen preussischen Justizminister Kerri unterzeichnet.

Als Gefängnispfarrer im Dritten Reich musste Poelchau trotz tiefer innerer Abscheu bei den ständig zunehmenden Hinrichtungen anwesend sein. Die erste Hinrichtung, der er beiwohnte, war die eines gewöhnlichen Kriminellen, am 17. April 1934. Bis zum Ende der Herrschaft Hitlers würde er noch mehr als 1.000 Menschen zum Galgen begleiten müssen, viele davon Regimegegner. Unter den Verurteilten waren auch die Verschwörer des gescheiterten Attentats auf Hitler vom 20. Juli 1944.

Die Gestapo wusste nicht, dass Poelchau selbst seit 1941 dem Kreis antifaschistischer Widerstandskämpfer um den Grafen von Moltke – dem Kreisauer Kreis – angehörte und an ihrem ersten Treffen teilgenommen hatte. Nach dem Beginn der Deportationen wurde Poelchau oft gebeten, untergetauchten Juden Unterkunft und Hilfe zu gewähren (siehe zugehörige Einträge: Andreas-Friedrich, Ruth und Friedrich, Karin; Kranz, Willi und Leissner, Auguste; Schneider, Dorothea und Schneider-Lyckhage, Christa-Maria; Siemsen, Gertie). Seine Stellung als Gefängnisgeistlicher und seine geheimen Verbindungen zum Widerstand machten dies für ihn umso gefährlicher.

Eine der dramatischsten Episoden ereignete sich in den letzten Kriegsmonaten, als Rita und Ralph Neumann plötzlich um Mitternacht in Poelchaws Wohnung erschienen, als der Pfarrer und seine Frau gerade dabei waren, nach einem langen und zermürbenden Aufenthalt im Luftschutzbunker ins Bett zu gehen. Die jüdischen Geschwister hatten mit Hilfe der Familie Wendland (siehe eigenen Eintrag: Wendland, Ruth und Agnes) schon einige Monate illegal in Berlin gelebt, als Ralph im Februar 1945 von einer Patrouille angehalten, als Jude identifiziert und der Gestapo übergeben wurde. Unter schweren Folterungen nannte der Siebzehnjährige die Namen seiner Schwester und seiner Wohltäter. Nach deren Verhör beschloss die Gestapo, die Geschwister bis zu ihrer Deportation «in den Osten» zu inhaftieren. Sie wurden in dem Sammellager gefangengesetzt, das sich im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Strasse befand. Bei einem nächtlichen Luftangriff wurde das Gebäude so schwer beschädigt, dass sie fliehen konnten. Ralph und Rita liefen ohne Pause zweieinhalb Stunden, bis sie



blaus, erschöpft und atemlos an der Tür der Poelchau standen. Ralph kannte die Adresse, weil er für den Pfarrer und seine Frau Aufträge erfüllt hatte, als er sich noch bei den Wendlands versteckte.

Die beiden jungen Leute waren in einem Schockzustand, insbesondere der Junge hatte sich die Hände erheblich an der Wäscheleine verletzt, mit der sie sich aus dem Gebäude abgeseilt hatten. Poelchau und seine Frau empfingen sie mit offenen Armen und freuten sich mit ihnen über ihre erfolgreiche Flucht. Sie gaben ihnen zu essen, holten einen Arzt, um Ralphs Wunden zu behandeln, und brachten die beiden bis zum Ende des Krieges in ihrer Zweieinhalbzimmerwohnung unter – was ein erhebliches persönliches Risiko bedeutete.

Am 30. November 1971 erkannte Yad Vashem Harald und Dorothee Poelchau als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Grossmann, Kurt R.: Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen, Berlin 1957, S. 99-104.

Maser, Werner: Der Mann, der tausend Tode starb, Rastatt 1986.

Poelchau, Harald: Die Ordnung der Bedrängten, München und Hamburg 1965.

Pohl, Agneta Manthe, Angela

Akte 5151

Die Rettungstat von Angela Manthe (geb. Pohl, geb. 25. Januar 1918) und ihrer Mutter Agneta Pohl (geb. 24. April 1884) – beide in Berlin geboren – entstand aus einer persönlichen Freundschaft, die die Schranken überwand, die das NS-Regime in Deutschland zwischen Juden und Nichtjuden zu errichten suchte. Angela und ihre jüdische Altersgenossin Erna Niedermayer waren seit der Schulzeit miteinander befreundet, und durch Erna freundete sich Angela auch mit deren Stiefschwester Else Studinski an. Die Freundschaft der jungen Frauen hatte durch die Jahre der Rassenverfolgungen Bestand und dauerte auch nach dem Ende ihrer Schulzeit 1936 an.

1941 gelang es Erna Niedermayer noch in letzter Minute, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren. Else dagegen sass zusammen mit ihrem jüdischen Ehemann Arthur Klein in dem Land fest, das für seine jüdischen Bürger zu einer Todesfalle geworden war. Trotzdem besuchte sie weiterhin – entgegen der Trennungsbestimmungen der Nürnberger Gesetze – die Pohls. Als dem Ehepaar im November 1942 die Deportation «in den Osten» unmittelbar bevorstand, wandte sich Else an die Pohls und bat um einen vorübergehenden Unterschlupf für sich und ihren Ehemann. Sie rechneten damit, dass sie in Kürze mit einer Gruppe jüdischer Flüchtlinge über die Ostsee nach Schweden entkommen könnten.

Angela und ihre Mutter – der Vater war schon gestorben – waren bereit, sie in ihrem kleinen Haus in Berlin-Rahnsdorf, einem abgeschiedenen Vorortbezirk am Waldrand im Osten der Stadt, unterzubringen. Zur gleichen Zeit, von November bis Ende Dezember 1942, brachten die Pohls in ihrem Haus auch die Schwester und den Schwager von Arthur Klein mit deren zweijährigem Sohn unter.

Mittlerweile hatte sich der Plan einer Flucht über die Ostsee nach Schweden zerschlagen – höchstwahrscheinlich handelte es sich um eine von der Gestapo gestellte Falle – und der «zeitweilige» Aufenthalt der Kleins dauerte schliesslich volle zweieinhalb Jahre. Sie blieben praktisch bis zum Tag der Befreiung im April 1945. Die Kleins fuhren täglich in die Stadt, als ob sie arbeiteten, um nicht die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu erregen. Auch an den Sonntagen mussten sie tagsüber unterwegs sein, da man befürchtete, dass Else von Verwandten oder Bekannten der Pohls gesehen werden könnte, die wussten, dass sie Jüdin war.

Im Sommer 1944 beherbergten die Pohls noch einen weiteren jüdischen Flüchtling, ein siebzehnjähriges Mädchen namens Sonja Weissbrod. Sie blieb ungefähr vierzehn Tage bei ihnen, bis sie eine andere Unterkunft gefunden hatte.

Am 31. Januar 1994 erkannte Yad Vashem Agneta Pohl und Angela Manthe als «Gerechte unter den Völkern» an.

Pütz, Christian
Pütz, Christine
Köhn, Adele

Akte 3114a

Christian und Christine Pütz aus Niederkassel-Rheidt hatten ein Pflegekind aus einem Waisenhaus aufgenommen. Weder sie noch das Mädchen, Karola Stern, wussten zunächst, dass sie jüdischer Herkunft war. 1938 jedoch, als Karola dreizehn geworden war, überprüfte der Schuldirektor ihre Herkunft und stellte fest, dass beide Elternteile Juden waren. Es stellte sich heraus, dass der Chef der Polizeidienststelle, Baendorf, und sein Assistent Matthias Köhn, der Schwiegersohn der Pützens, die einschlägige Akte zurückgehalten hatten. Sie hatten geglaubt, das Kind auf diese Weise vor Verfolgung schützen zu können.

Nach der Entdeckung ihrer jüdischen Abstammung musste Karola die Schule verlassen und ihre Pflegeeltern hatten keinen Anspruch mehr auf staatliche Unterstützung für sie. Trotzdem behielten sie sie bei sich und sorgten in den folgenden sechs Jahren für all ihre Bedürfnisse, bis zu ihrer Verhaftung durch die Gestapo im September 1944. Nachdem man sie in das Auffanglager in Köln-Müngersdorf gebracht hatte, gelang Karola Stern die Flucht nach Leverkusen, zu der Familie einer ehemaligen Schulfreundin, Elfriede Eich (siehe eigenen Eintrag: Stichnoth, Elfriede).

Christian Pütz, der über ihren Verbleib informiert wurde, fuhr den ganzen Weg von Rheidt nach Leverkusen, um Karola Lebensmittel zu bringen. Ein wei-

terer Helfer war Toni Doelger, ein junger Soldat auf Urlaub von der Front, den Pützens verheiratete Tochter Adele Köhn in das Geheimnis eingeweiht hatte. Nach einiger Zeit wurde es Karolas «Gastgebern» in Leverkusen jedoch zu gefährlich, sie weiter zu verstecken. In ihrer Notlage kehrte sie nach Rheidt zur Familie Pütz-Köhn zurück. Sie versteckte sich dort zehn Tage, bis Kaethe Stephan, eine verheiratete Cousine von Adele Köhn, sie mit nach Schlesien nahm. Dort gelang es Stephan, «arische» Papiere als «Ausgebombte» für sie zu besorgen.

Am 5. Februar 1985 erkannte Yad Vashem Christian und Christine Pütz sowie Adele Köhn als «Gerechte unter den Völkern» an.

Radke, Gerhard

Akte 1162

Vor dem Krieg war Gerhard Radke ein junger ausserordentlicher Dozent an der Universität Berlin. Als Soldat kam er kurz nach der deutschen Besetzung im Frühjahr 1941 nach Belgrad. Die Wehrmacht brachte ihn und einen Freund in einer Villa in Topcidersko Bardo unter, einem vornehmen Vorort 15 Kilometer von Belgrad entfernt. In derselben Villa lebte auch die sechzehnjährige, in Berlin geborene Beatrice Pinças mit ihren Eltern und Verwandten. Obwohl das Haus vollkommen christlich wirkte, mit einer Ikone der Jungfrau Maria und einem ewigen Licht, spürte Radke sofort, dass die Bewohner Juden waren. Es stellte sich heraus, dass die Pinças-Familie, die von bulgarisch-jüdischer Abstammung war, aber iranische Reisepässe besass, vor 1933 in Berlin gelebt hatte. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten hatten sie Deutschland verlassen und zuerst in Bulgarien, dann in Jugoslawien gelebt; dort wurden sie 1941 von dem deutschen Einmarsch überrascht. Als die deutsche Bombardierung Belgrads begann, flohen die Pinças aus ihrer Wohnung und suchten in der Villa ihrer reichen Verwandten im Vorort Topcidersko Bardo Zuflucht. Aber in der Eile hatten sie all ihren Besitz zurückgelassen, einschliesslich der lebenswichtigen iranischen Pässe.

Der junge Universitätsdozent, der in das Geheimnis der jüdischen Familie eingeweiht wurde, beschloss, ihnen zur Flucht aus der Todesfalle der Nazis zu verhelfen. Zuerst fuhr er sie in seinem Militärwagen zu ihrer früheren Wohnung, um ihre iranischen Pässe und andere Wertgegenstände herauszuholen. Als sie das Haus erreichten, fanden sie die Eingangstür versiegelt vor. Ungeachtet des von der Armee angebrachten Warnschildes erbrach Radke das Siegel und half der Familie, ihre Sachen zu finden. In zwei hektischen Wochen besorgte er dann alle notwendigen Reisepapiere und Visa für die unter den Kriegsbedingungen nahezu unmögliche Reise über Bulgarien und die Türkei nach Palästina. Er selbst wurde dann von Jugoslawien an die russische Front versetzt.

Beatrice Pinças, die so in den frühen 1940er Jahren nach Palästina kam, wurde schliesslich Leiterin des israelischen Tourismusbüros am Flughafen Ben Gurion bei Tel Aviv. Da sie in all den Jahren nichts von ihrem Retter gehört hat-

te, nahm sie an, dass er im Krieg getötet worden sei. Ein zufälliges Zusammenreffen mit deutschen Touristen jedoch, die sie 1964 zum Badeort Eilat begleitete, führte zur Wiederherstellung des Kontakts zwischen ihr und ihrem Wohltäter.

Am 22. März 1967 erkannte Yad Vashem Gerhard Radke als «Gerechten unter den Völkern» an.

Rebhun, Charlotte

Akte 7809

Charlotte Rebhun aus Berlin war mit dem Juden Max Rebhun verheiratet. Sie hatten einen Sohn Wolfgang (geboren 1927) und eine Tochter Adele (geboren 1930). Nach der «Reichskristallnacht» im November 1938 wurde Max Rebhun verhaftet und nach Polen ausgewiesen. Seine Familie folgte 1939, und nach Kriegsausbruch lebten sie alle im Warschauer Ghetto.

1942 flüchtete Charlotte Rebhun aus dem Ghetto. Nach einer Odyssee durch das Land konnte sie für sich und die beiden Kinder eine grosse Wohnung in Warschau finden, in der sie illegal lebten. Der jüdische Vater dagegen wurde am 20. August 1942 gefangengenommen und nach Treblinka deportiert. Seine Familie hörte nie wieder von ihm.

Das tragische Ende ihres Mannes hielt Charlotte Rebhun aber nicht davon ab, sich und ihre Kinder noch mehr in Gefahr zu bringen und in ihrer Wohnung acht Juden Zuflucht zu geben. Unter ihnen befand sich ein neun Monate altes Baby, das von seinen verzweifelten jüdischen Eltern bei ihr abgegeben worden waren. Die Rebhuns behielten das kleine Mädchen etwa achtzehn Monate bei sich und gaben ihr den neuen Namen «Barbara», mit Kosenamen «Basia».

Nach der Niederschlagung des polnischen Aufstandes in Warschau im Sommer 1944 wurde die Familie Rebhun zusammen mit der übrigen polnischen Bevölkerung aus der Stadt verschleppt. Bei einer Selektion am Bahnhof wurden die Familienmitglieder auseinandergerissen. Der Sohn Wolfgang wurde zur Strafe für seine Teilnahme am Aufstand in das KZ Mauthausen deportiert. Charlotte und ihre Tochter wurden in ein Arbeitslager bei Tschenschow gebracht. Das Kleinkind – zu dieser Zeit zweieinhalb Jahre alt – blieb alleine auf dem Bahnsteig zurück. Eine Polin fand sie dort und brachte sie zu einer polnischen Familie namens Kaczmarek. Dort blieb sie bis 1948.

Das kleine Mädchen nannte sich selbst «Rebhun». Ihre polnischen Retter, die aufgrund der Umstände ihrer Auffindung und ihres Aussehens annahmen, dass sie jüdisch sei, übergaben sie schliesslich dem Zentralen Jüdischen Komitee in Warschau. Dieses liess sie von einer jüdischen Familie adoptieren, die 1950 mit ihr nach Israel emigrierte. Erst 1996 begann Pnina Gutman – wie sie mittlerweile heisst – nach ihren Wurzeln und nach ihren biologischen Eltern, die im Holocaust umgekommen sind, zu suchen. Zwar konnte sie ihre Eltern nicht mehr ausfindig machen, aber ihre Suche führte sie zunächst zu ihren polnischen Ret-

tern und dann zu den Kindern der Familie Rebhun in Deutschland. Charlotte Rebhun selbst war 1945 von der SS hingerichtet worden.

Am 10. November 1997 erkannte Yad Vashem Charlotte Rebhun als «Gerechte unter den Völkern» an.

Richter, Emma

Akte 0053

Emma Richter wurde am 20. April 1891 in Cottbus geboren. Nach der «Fabrikaktion», der letzten grossen Razzia unter den Juden in Berlin am 27. Februar 1943, gab sie ihrer alten jüdischen Freundin Meta Sawady in ihrer kleinen Wohnung in der Motzstrasse 30 in Berlin Obdach. Die beiden kannten sich seit 1924, als sie zusammen als Verkäuferinnen in einem Tabakwarenladen gearbeitet hatten.

Nach dem Beginn der intensiven Luftangriffe im August 1943 brachte Richter ihre Freundin in ein Sommerhaus in Schöniewalde in der Umgebung Berlins. Bis Kriegsende fuhr sie täglich von ihrem Haus zu Sawadys Unterschlupf – eininhalb Stunden mit der Strassenbahn –, um ihre Freundin mit Lebensmitteln und anderen notwendigen Dingen zu versorgen. Richter unterstützte auch andere verfolgte Juden grosszügig, indem sie Pakete in das Sammellager in der Grossen Hamburger Strasse und nach Theresienstadt sandte.

Am 13. Oktober 1964 erkannte Yad Vashem Emma Richter als «Gerechte unter den Völkern» an.

Rieck, Walter

Akte 0670

Walter Rieck, Direktor einer Grundschule und aktiver Sozialdemokrat, kannte den jüdischen Gymnasiallehrer Dr. Martin Deutschkron, der ebenfalls SPD-Mitglied war, schon lange Jahre. Die Freundschaft der beiden Männer und ihrer Familien vertiefte sich nach 1933, als die Deutschkrons in das Haus in der Uhlandstrasse 167/168 in Berlin-Wilmersdorf einzogen, in dem die Riecks lebten.

Dr. Deutschkron gelang nach der «Reichskristallnacht» im November 1938 die Emigration nach England, seine Frau und Tochter konnten ihm jedoch wegen des Kriegsausbruchs nicht mehr folgen. Die Riecks unterstützten die beiden weiter in jeder Hinsicht. Als die Juden gezwungen wurden, Gold, Silberwaren, Pelze und Elektrogeräte abzugeben, hoben die Riecks diese Dinge für sie auf. Sie versorgten sie auch mit Lebensmitteln, die Juden nicht erhielten. Nachdem die Deutschkrons in die Illegalität gegangen waren, war Walter Rieck immer wieder dabei behilflich, neue Verstecke für sie zu finden; ausserdem war er der Verbindungsmann zwischen ihnen und ihren weiteren Helfern (siehe zugehörige Ein-

träge: Görner, Theodor; Gumz, Emma; Holländer, Lisa; Münzer, Klara; Schwarz, Käthe; Weidt, Otto).

Am 7. September 1971 erkannte Yad Vashem Walter Rieck als «Gerechten unter den Völkern» an.

Rönnfeldt, Grete

Akte 10125

Die am 6. November 1901 geborene Grete Rönnfeldt (geb. Borchert) hatte in den Jahren 1925-1927 als Kindermädchen bei der Berliner jüdischen Familie Ernsthaft deren einzigen Sohn Harry (geb. am 28. April 1924) betreut und erzogen. Der Kontakt zur Familie blieb auch später bestehen, als sie ihre Stellung ihrer Heirat wegen aufgeben musste.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verschlechterte sich die Situation der Familie Ernsthaft ständig. Im September 1942 sollten sie alle nach Polen deportiert werden, aber da der Vater schwer krank war, wurde das Ehepaar im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Strasse einquartiert. Der inzwischen achtzehnjährige Harry war untergetaucht und lebte «illegal» bei einem Vetter seines Vaters, der als «Halbjude» mit «arischer» Ehefrau bis auf weiteres von der Deportation ausgenommen war. Als die Luftangriffe auf Berlin sich im September 1943 häuften und die Nachbarn auf Harry aufmerksam wurden, musste jedoch eine neue Unterkunft für ihn gefunden werden. Seine Mutter Lilli wandte sich hilfe flehend an ihr ehemaliges Kindermädchen. Grete Rönnfeldt lebte damals mit ihrem Mann und drei Töchtern in einem Einfamilienhaus in Neuenhagen bei Berlin. Ihr in die Wehrmacht eingezogener Mann war gerade auf Urlaub und musste zuerst eingeweiht werden. «Schon am nächsten Tag», so Lilli Ernsthaft in ihren autobiographischen Aufzeichnungen, «erhielten wir ein Telegramm, das nur aus einem Wort bestand: ‚selbstverständlich‘. Aber selbstverständlich war es beileibe nicht, dass eine Familie mit drei kleinen Kindern ihr Leben und ihre Existenz riskierte, um einen illegal lebenden Juden zu retten.» Harry Ernsthaft verbarg sich bei den Rönnfeldts bis zur Befreiung. Die Kinder waren natürlich nicht eingeweiht, aber ihre Mutter hatte ihnen eingeschärft, dass sie zu niemandem ein Wort über «Onkel Harry» sagen durften. Harry überlebte und siedelte 1956 nach New York über.

Am 22. Oktober 2003 erkannte Yad Vashem Grete Rönnfeldt als «Gerechte unter den Völkern» an.

Rosemann, Selma

Akte 8929

Die in der Wilhelmshavener Strasse 118 in Breslau (heute Wroclaw in Polen) wohnende Selma Rosemann (geb. 15. März 1896) war für ihre guten Verbindungen mit vielen Juden bekannt. Nach der Machtübernahme der Nationalsozial-

sten musste sie deswegen als mutmassliche Jüdin eine Ahnentafel verfassen, um ihre «arische» Abstammung zu beweisen. Dessen ungeachtet half sie während des Zweiten Weltkrieges mehreren verfolgten Juden mit Lebensmitteln und Obst. Darüber hinaus versteckte sie während der so genannten Breslauer Festungszeit (ab Januar 1945) einige Juden bei sich und bewahrte sie auf diese Weise vor der Inhaftierung in einem Konzentrationslager. Unter ihnen befand sich auch Margot Nürnberg, die später bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen ist.

Am 14. November 2001 erkannte Yad Vashem Selma Rosemann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Rossner, Alfred

Akte 6239



Alfred Rossner wurde 1906 in Oelsnitz geboren und wuchs im nahegelegenen Falkenstein auf. Er trat nie der NSDAP bei, und es gibt Hinweise darauf, dass er vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten einer sozialistischen Jugendorganisation angehört hatte. In den Jahren vor dem Krieg fand er Arbeit in einer Berliner Textilfabrik, die einem polnischen Juden namens Arje Ferleiger gehörte. Da Rossner Bluter war, deutlich humpelte und kaum Zähne hatte, wurde er vom Wehrdienst freigestellt.

Etwa acht Monate nach dem deutschen Überfall auf Polen kam Rossner nach Będzin, einem bekannten Textilzentrum im Industriegebiet Zagłębie Dąbrowskie im besetzten

östlichen Oberschlesien, wo Juden rund 80% der Bevölkerung ausmachten. Die deutschen Behörden suchten zu dieser Zeit Treuhänder, die die Leitung der beschlagnahmten, bisher Juden gehörenden Fabriken übernehmen sollten. Diese deutschen Treuhänder beschäftigten weiterhin die jüdische Belegschaft und verliessen sich auch auf den Rat der früheren jüdischen Besitzer. Rossner hatte hervorragende Beziehungen sowohl zu den deutschen Behörden wie auch zu den jüdischen Fachleuten vor Ort, darunter sein früherer Arbeitgeber Ferleiger, der sich nach seiner Ausweisung aus Deutschland 1938 in Będzin niedergelassen hatte. Innerhalb kurzer Zeit wurde Rossner so der grösste Arbeitgeber in Będzin: Er hatte nun tausende von jüdischen Arbeitern unter sich.

Im Unterschied zu anderen deutschen Industriellen, die als Privatunternehmer tätig waren, arbeitete Rossner direkt unter der SS. Sein Hauptbetrieb, die «Schneider-Sammelwerkstatt», die Uniformen für die Wehrmacht herstellte, gehörte der Organisation Schmelt an, die die Zwangsarbeit in den Arbeitslagern Ostoberschlesiens koordinierte. Sie unterstand dem SS-Oberführer Albrecht Schmelt, dem «Sonderbeauftragten des Reichsführers SS für fremdvölkischen Arbeitseinsatz in Oberschlesien». Die Produktion dort galt als «kriegswichtig», und daher hatten die in dem Unternehmen tätigen Juden Anspruch auf einen schützenden «Sonderausweis». Der zweite grosse Arbeitgeber in Będzin war der örtliche Judenrat; er stand in gewisser Konkurrenz zu Rossners Betrieb und bot Arbeit in seinen verschiedenen Abteilungen an.

Der Judenrat von Będzin, eine Unterabteilung der Dachorganisation der Judenräte in Zagłębie Dąbrowskie, wurde im Laufe der Zeit zu einem Werkzeug in den Händen der deutschen Behörden und führte deren Politik des Völkermordes an der jüdischen Bevölkerung aus. Mit der zunehmenden Verschlechterung der Lage und besonders nach Einsetzen der Deportationen aus dem Ghetto im Mai 1942 wurde Rossners blauer Sonderausweis zu einem sehr gefragten Besitz, da er einen gewissen Schutz gegen die Deportation bot. Der Schutz jedes einzelnen «Sonderausweises» galt ausser für den Arbeiter selbst auch für zwei Mitglieder seiner Familie. So konnten Unverheiratete ihre Eltern schützen, und Verheiratete ihren Ehepartner und ein Kind. Das ist der Hintergrund, vor dem Rossners Tätigkeit und seine Rettungsleistung gesehen werden müssen.

Von Anfang an ragte Rossner unter den anderen deutschen Treuhändern durch die Güte und die menschliche Behandlung heraus, die er den Juden unter seinem Befehl entgegenbrachte. Seine engsten Mitarbeiter – hauptsächlich frühere jüdische Fabrikbesitzer wie Ferleiger, Tropauer, Kaminski, Rolnik und andere – genossen seinen besonderen Schutz. Er verteidigte sie und ihre Familien gegenüber der SS, indem er ihnen rechtzeitig Warnungen vor bevorstehenden Deportationen zukommen liess und indem er seine deutschen Mitarbeiter loschickte, um sie noch im letzten Moment aus den Deportationszügen zu befreien. Er gab sich auch wiederholt grosse Mühe, Fluchtmöglichkeiten für Henrietta (Kitia) Altman und ihren Cousin Aron Ehrlich zu schaffen, einen bekannten jüdischen Kommunisten der Vorkriegszeit. Seine Anteilnahme und Sympathie waren jedoch keineswegs auf den engen Kreis seiner «Macher» (Mittelsmänner) und besonderen Schützlinge beschränkt.

Altman's Aussage zufolge fuhr Rossner während der ersten grossen Deportation aus Będzin im Mai 1942 mit seinem Einspanner durch die ärmsten Viertel der Stadt, warnte die Bewohner auf Jiddisch, nicht auf die Aufrufe des Judenrats hereinzufallen, und forderte sie auf, sich nicht zur Deportation einzufinden. Ein weiterer Überlebender, Edward Retman, bezeugte, dass er nach der endgültigen Liquidierung des Ghettos im August 1943 zusammen mit Tausenden weiterer Juden in der Nähe des Bahnhofs auf der Strasse stand und darauf wartete, in die Viehwaggons geladen zu werden. Dabei sah er den deutschen Vorarbeiter, Obermeister Pajza, und bat ihn, sein Leben zu retten. Pajza sagte ihm, er solle seinen Judenstern abnehmen und brachte ihn dann durch die Strassen von Będzin zur

Werkstätte in der Kollatajastrasse. Retman erfuhr später, dass die andere Werkstatt in der Fabrikstrasse bereits voller Menschen war, und dass es Rossners ausdrückliche Anordnung gewesen war, so viele Juden wie möglich aus den Transporten herauszuholen. Ein weiterer belegter Fall ist der von Karola Bojm, die sich nach der Liquidierung des Ghettos eine Woche lang in einem Kohlenkeller versteckte und dann in fürchterlicher Verfassung in Rossners Haus erschien und ihn bat, sie aufzunehmen. Er liess sie sich waschen und gab ihr zu essen, und am folgenden Tag nahm er sie mit in die Fabrik, wo immer noch Juden arbeiteten.

Nach der endgültigen Liquidierung des Ghettos im August 1943 wurde die Situation für Rossner und seine stark dezimierte jüdische Belegschaft immer gefährlicher. Im Dezember 1943 wurde er von der Gestapo verhaftet und einen Monat später gehängt. Der genaue Verlauf des Verfahrens und der Inhalt der gegen ihn erhobenen Vorwürfe wurden nie geklärt.

Am 28. September 1995 erkannte Yad Vashem Alfred Rossner als «Gerechten unter den Völkern» an.

Rouge, Else

Akte 1472

Else Rouge, die Wirtin eines kleinen Restaurants in Hösel bei Düsseldorf, gab dem jüdischen Ehepaar Arthur und Hedwig Berg, das 1942 in den Untergrund gegangen war, Zuflucht in ihrem Haus. Rouge, deren Ehemann an der Ostfront war, begegnete den beiden zufällig im September 1944 bei einem Waldspaziergang. Sie erzählten ihr, dass sie obdachlos seien und nicht wüssten, wohin sie sich wenden sollten. Else Rouge, die sie nie zuvor gesehen hatte, wusste nicht, wer sie waren. Als sie sie jedoch bat, sich vorschriftsgemäss polizeilich anzumelden, gestanden sie ihr, dass sie Juden seien. Rouge behielt sie, ohne der Polizei Meldung zu machen und ohne Lebensmittelkarten für sie beziehen zu können, bis zum Tag der Befreiung bei sich.

Das Risiko, das sie einging, war umso grösser, als der kleine Ort voll von Militärangehörigen und hochrangigen SS-Funktionären war, die von Oberhausen nach Hösel umgezogen waren. Ausserdem war der Direktor der Krupp-Niederlassung in Hösel, ein fanatischer Nazi aus Frankfurt, in ihr Haus zwangseinquartiert worden. Während all dieser spannungsgeladenen und schwierigen Monate verhielt Else Rouge sich vollkommen natürlich, ohne irgendeinen Fehler zu machen oder ihr mutiges Verhalten durch die Angst vor einer Denunziation beeinflussen zu lassen.

Am 26. Oktober 1978 erkannte Yad Vashem Else Rouge als «Gerechte unter den Völkern» an.

August Ruf, der langjährige Pfarrer der Peter-und-Paul-Kirche in Singen (1905-1941), wurde am 5. November 1869 in Ettenheim geboren. Nach der Machtübernahme wurde der 1930 zum Singener Ehrenbürger ernannte katholische Priester von der NS-Presse als einer der «schwarzen Wühler, die mit Juden zusammenarbeiten» angegriffen. Im Mai 1942 bat eine ihm unbekannt Jüdin den inzwischen pensionierten Ruf, ihr zur Flucht in die Schweiz zu verhelfen. Die aus Berlin stammende Arzttwitwe Katherina Lasker-Meyer hatte sich Anfang Januar der Deportation nach Polen entzogen und schon mehrere Male erfolglos versucht, die Schweizer Grenze auf eigene Faust zu überqueren. Der über siebzigjährige Ruf wandte sich daraufhin bei einem zufälligen Zusammentreffen in Singen an seinen dreissig Jahre jüngeren früheren Vikar, den in Wiechs amtierenden Eugen Weiler (geb. am 26. Mai 1900 in Baden-Liechtenthal). Dieser zögerte nicht lange, die gefährliche Aufgabe zu übernehmen. Noch am selben Abend nahm er die verfolgte Jüdin zu Fuss mit nach Wiechs und am nächsten Tag, dem 21. Mai 1942, führte er sie direkt an die Grenze. Lasker-Meyers Leben war damit gerettet. Sie wurde nach einer kurzen Haft von der schweizerischen Grenzpolizei entlassen.

Für ihre beiden Retter war das jedoch der Anfang eines langen Leidensweges. Zunächst wurde wohl die Gestapo durch das unvorsichtige Reden eines schweizerischen Grenzwächters auf Pfarrer Eugen Weiler aufmerksam gemacht. Weiler wurde am 1. Juni 1942 verhaftet und musste fast drei Jahre im Gefängnis und im Konzentrationslager Dachau verbringen. Etwa anderthalb Jahre später, im Dezember 1943, kam auch Ruf ins Gefängnis. Er soll dazu geäußert haben: «Ich sehe es als einen Ehrentag an, dass ich noch in meinen alten Tagen ins Gefängnis darf für eine Liebestat.»

Der gesundheitlich geschwächte Fünfundsiebzigjährige stand aber die Haft nicht durch. Als er todkrank wurde, entliessen ihn die Behörden ins Vinzentiushaus in Freiburg. Kurz darauf, am 8. April 1944 – es war Karsamstag –, starb August Ruf.

Am 11. November 2004 erkannte Yad Vashem August Ruf und Eugen Weiler als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Eugen Weiler, Hg.: Die Geistlichen in Dachau sowie in anderen Konzentrationslagern und Gefängnissen, Mödling 1971, S. 1127-1140.

August Sapandowski wurde am 17. Juni 1882 in Lissau/Westpreussen geboren. Der als frommer Katholik erzogene Kirchenmaler distanzierte sich früh von der Kirche und wurde ein überzeugter Kommunist. Als solcher lehnte er den Nationalsozialismus und seine Rassenlehre von Anfang an entschieden ab. Seit 1941

lebte er, inzwischen verwitwet, in seiner Wohnung in der Schrammstrasse 4 in Berlin-Wilmersdorf mit der «illegalen» Jüdin Elsbeth Orgler (geb. am 21. Mai 1886 in Breslau/heute Wroclaw). Als in den letzten Oktobertagen des Jahres 1942 der junge Herbert Strauss (siehe zugehörigen Eintrag: Totzke, Ilse Sonja) und seine Freundin Lotte Schloss ihn um Hilfe baten, willigte er trotz der zusätzlichen Gefahr ohne Zögern ein. Das Paar hatte sich entschlossen, in die Illegalität zu gehen, nachdem die Gestapo versucht hatte, Lotte in ihrer Wohnung zu verhaften, um sie mit ihren Eltern nach Riga zu deportieren. Sapandowski, ein Bekannter von Lottes Mutter, war der Einzige, der bereit war, die beiden ohne weiteres aufzunehmen. Er brachte sie nicht weit von seiner eigenen Wohnung in einem Keller in der Laubacherstrasse 39 unter. Nachdem Strauss und Schloss einen anderen Unterschlupf finden konnten (siehe zugehörige Einträge: Meier, Luise; Strindberg, Friedrich und Utje), versteckte Sapandowski in dem Keller unter anderem eine Mutter und ihren Sohn. Sie erregten jedoch zu viel Aufmerksamkeit und wurden von einer Nachbarin denunziert. Daraufhin flohen Sapandowski und seine Lebensgefährtin für einige Monate nach Tirol, kehrten aber im April 1943 in ihre Wohnung zurück und wurden einen Monat später von der Gestapo gefasst. Elsbeth Orgler wurde nach Auschwitz in den Tod deportiert, August Sapandowski für drei Monate inhaftiert. Nach seiner Entlassung liess er sich jedoch nicht davon abhalten, weiteren Verfolgten zu helfen. Am 28. Juni 1944 wurde er zusammen mit dem untergetauchten Ehepaar Neumann und dessen beiden Kindern in seiner Wohnung von der Gestapo verhaftet. Sapandowski wurde zunächst nach Sachsenhausen und schliesslich nach Bergen-Belsen verschleppt. Im April 1945 wurde seine siebzehnjährige Tochter von dem Tod ihres Vaters benachrichtigt. Das weitere Schicksal der Neumanns ist unbekannt.

Am 16. Juli 2001 erkannte Yad Vashem August Sapandowski als «Gerechten unter den Völkern» an.

Schade, Artur

Akte 6619

Artur Schade, ein überzeugter Radikalsozialist, trat bei Kriegsausbruch der NSDAP bei, um der Einberufung zur Wehrmacht zu entgehen. Etwa fünf Monate nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion und der zweiten Besetzung Bialystoks durch die deutsche Armee am 27. Juni 1941 kam er in die ostpolnische Stadt. Er hatte den Auftrag, die Leitung einiger beschlagnahmter jüdischer Textilfabriken zu übernehmen. Als entschlossener Gegner der nationalsozialistischen Ideologie beteiligte sich Schade an den Aktivitäten der örtlichen antifaschistischen Widerstandszelle; auch andere Deutsche, wie Otto Busse (siehe eigenen Eintrag), Beneschek und Bohle gehörten dazu. Durch die Vermittlung des wichtigsten jüdischen Textilfachmanns in der Fabrik, Berl Kiselstein, und seiner Tochter Mina, die als sein Hausmädchen arbeitete, baute Schade auch eine Verbindung zur jüdischen Untergrundbewegung in Bialystok auf. Er besorgte den jüdischen Widerstandskämpfern – darunter die berühmte Untergrundkämpferin

Grossman – gefälschte Papiere.

Während der ersten Razzia, die die SS im Februar 1943 im Ghetto Bialystok durchführte, versteckte Schade in seiner Privatwohnung ausserhalb des Ghettos zwei jüdische Familien, die Kiselsteins (Mutter, Vater, Sohn, Tochter und eine Cousine) und die Goldsteins (Mutter, Vater und ein kleiner Sohn). Er hielt sie eine ganze Woche lang in der Dachkammer versteckt und brachte ihnen jeden Abend Essen und Trinken. Bei der endgültigen Liquidierung des Ghettos Bialystok im August 1943 verbarg er erneut die Tochter der Kiselsteins, Mina, und ihre Cousine Marie Kaplan in seiner Wohnung.



Danach half er ihnen, zu einer Gruppe jüdischer Partisanen zu entkommen, die in der Gegend aktiv waren.

Schade versorgte die jüdische Partisanengruppe «Kadima» mit Lebensmitteln, Medikamenten, Kompassen, Karten und Handfeuerwaffen, und kurz vor der Befreiung Bialystoks durch die russische Armee schloss er selbst sich der Gruppe an.

Nach dem Krieg liess Schade sich in Leipzig in der DDR nieder.

Am 19. Juli 1995 erkannte Yad Vashem Artur Schade als «Gerechten unter den Völkern» an.

Schaeder, Hildegard

Akte 8759

Hildegard Schaeder, eine Pionierin auf dem Gebiet der Ostkirchenkunde, wurde am 13. April 1902 in Kiel als viertes von fünf Kindern des Theologieprofessors D. Erich Schaeder geboren. Nach ihrem Abitur im Jahr 1921 studierte sie an den Universitäten von Breslau (heute Wroclaw) und Hamburg Klassische Philologie und slawische Sprachen. Mit einer Dissertation über die Russisch-Orthodoxe Kirche promovierte sie 1927 in Hamburg bei dem jüdischen Professor Richard Salomon.

Seit März 1935 war Schaeder bei der Publikationsstelle des Preussischen Geheimen Staatsarchivs in Berlin angestellt. Sie schloss sich der ihrer Dienststelle nahe liegenden Jesus-Christus-Kirchengemeinde in Berlin-Dahlem an. Die Gemeinde, in der Martin Niemöller als Pfarrer tätig war, wurde schon in den ersten Jahren der NS-Herrschaft ein Zentrum der Bekennenden Kirche.

In diesem Rahmen setzte Schaefer sich für verfolgte «nichtarische» Christen wie auch Konfessionsjuden ein. Nach 1938 versorgte sie deutsch-jüdische Deportierte in Polen – wie wahrscheinlich auch untergetauchte Juden in Berlin – mit Lebensmitteln und sonstiger Hilfe. Wegen dieser Tätigkeit geriet sie wie andere «Judenhelfer» ins Visier der Gestapo. Am 14. September 1943 wurde sie morgens in der Wohnung ihrer Mutter in Berlin-Wannsee von zwei Gestapo-Beamten verhaftet und in das Polizeigefängnis Berlin-Alexanderplatz eingeliefert. Als Grund der Verhaftung wurde «Begünstigung flüchtiger Juden» angegeben. Nach halbjähriger Einzelhaft wurde sie im Frühjahr 1944 in das KZ Ravensbrück überstellt, das sie trotz der furchtbaren Bedingungen und ihrer eigenen körperlichen Schwäche überlebte.

Am 15. Mai 2000 erkannte Yad Vashem Hildegard Schaefer als «Gerechte unter den Völkern» an.

Scheidling, Heinz

Akte 4727

Während des Krieges arbeitete Heinz Scheidling als Chefarchitekt beim Bau einer Munitionsfabrik in Dessau-Kapen in der Nähe von Halle. Im Oktober 1942 kam die vierzehnjährige Judy Finkelstein in das Arbeitslager der Baustelle. Sie und ihr älterer Bruder hatten nach der Liquidierung des Ghettos von Lublin beschlossen, dass sie als angeblich polnische Arbeiterin nach Deutschland gehen sollte. Da sie jung und schwächlich war, wurde sie dazu eingeteilt, die Büros der Architekten zu reinigen, und dort begegnete sie Scheidling. Dieser, der sie von Anfang an sehr freundlich behandelte, bot ihr nach einiger Zeit Arbeit in seinem Privathaus in Berlin-Wannsee an. Sie arbeitete mehrere Monate dort und lernte Scheidlings Frau und seine beiden Kinder kennen sowie seine verwitwete Mutter, die einen eigenen Haushalt führte. Diese Privatanstellung wurde jedoch schliesslich vom Lagerkommandanten untersagt, und Anfang Mai 1943 wurde Finkelstein wieder zur Arbeit in den Büros der Architekten auf der Baustelle eingeteilt.

Während der ganzen Zeit liefen im Arbeitslager Gerüchte um, dass die Gestapo auf der Baustelle nach als Polen getarnten Juden suchen würde. Ende Mai wurde Finkelstein in das Gestapo-Büro bestellt und unter dem Verdacht, Jüdin zu sein, verhört. Da sie unerschütterlich bei ihrer Aussage blieb, wurde sie vorerst wieder freigelassen, aber es war ihr klar, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis man sie enttarnen würde.

In diesem verzweifelten Moment bemerkte Scheidling, dem sie auch während ihrer Zeit in seinem Haus nie ganz vertraut hatte, ihre Not und überzeugte sie, ihm ihr Geheimnis anzuvertrauen. Als ihm Finkelsteins wahre Lage bekannt wurde, bot er ihr spontan Unterschlupf im Haus seiner Mutter an, ohne das Risiko zu bedenken. Als diese ablehnte, schmiedeten sie einen Alternativplan: Finkelstein sollte sich aus dem Lager stehlen und mit Scheidling im Zug nach Berlin fahren; von dort aus würde sie weiter nach Posen reisen, wo Scheidling Freunde

hatte. Am Ende der Woche wurde der Plan in die Tat umgesetzt. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, fuhren die beiden mit verschiedenen Zügen nach Berlin. Scheidling kaufte seinem jungen Schützling eine Bahnfahrkarte und nachdem er ihr noch Geld und Lebensmittelkarten gegeben hatte, trennten sie sich.

Judy Finkelstein beschloss jedoch, am Bahnhof Posen, der stark bewacht wurde, nicht auszusteigen. Sie setzte ihren Weg nach Polen fort, wobei ihr Polen, die ihre jüdische Identität nicht kannten, halfen. Den Rest des Krieges verbrachte sie als Arbeiterin auf einem Hof bei polnischen Bauern, bis die Russen sie im Januar 1945 befreiten. Sie ist die einzige Überlebende einer siebenköpfigen polnisch-jüdischen Familie.

Am 21. August 1990 erkannte Yad Vashem Heinz Scheidling als «Gerechten unter den Völkern» an.

Schell, Helene von

Akte 8802

Helene von Schell beherbergte in ihrer Einzimmerwohnung in der Waldstrasse in Berlin-Moabit von Anfang Dezember 1942 bis zur Befreiung Berlins durch die Alliierten am 27. April 1945 eine vierköpfige jüdische Familie. Die am 20. Juli 1903 geborene Hamburgerin war Ende der 1920er Jahre nach Berlin umgezogen, wo sie allein lebte. In Berlin lernte sie auch den 1893 geborenen jüdischen Kaufmann Hans Foss kennen. Vermutlich hörte sie einmal zu, als Foss im Café seiner Mutter und ihres zweiten Ehemannes Klavier spielte.

Schell, die ab August 1942 als Kontoristin bei Wolfram Erz tätig war, brach ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Hans Foss und seiner Familie auch nicht ab, als jeder Kontakt mit Juden verboten wurde. So war sie zufällig am 30. November 1942 bei der Familie zu Besuch, als diese die Nachricht über ihre am nächsten Tag bevorstehende Deportation erhielt. Sie soll spontan gesagt haben: «Ihr geht da nicht mit. Ich nehme Euch mit zu mir.» Daraufhin entschlossen sich die Verfolgten, in die Illegalität zu gehen. Als Erste zogen in Schells Wohnung Hans Foss und sein vierzehnjähriger Sohn Werner ein. Wenige Tage später folgten die Mutter, Margot (geb. 1899), und der jüngste Sohn Harry (geb. 1933), die sich vorübergehend in einer anderen Wohnung versteckt hatten.

Die von Schell gemietete Einzimmerwohnung, in der die Familie über zwei Jahre «illegal» lebte, befand sich im dritten Stockwerk des Vorderhauses der Waldstrasse 6. Die vier Personen waren im Wohnzimmer zusammengepfercht, während ihre Gastgeberin sich mit der Küche begnügte. Eine besondere Komplikation lag darin, dass die Räume einen gemeinsamen Korridor mit der Wohnung eines NSDAP-Funktionärs hatten. Zum Glück war dieser, Max Seeliger, etwas schwerhörig und bemerkte nichts. Seine Frau, Bertha Seeliger, die eingeweiht war, hatte Mitgefühl mit den Untergetauchten und verriet sie nicht. Da die Familie Foss keine Papiere besass – nicht einmal gefälschte –, hatte sie kein Recht auf Lebensmittelmarken. Schells eigene karge Ration reichte nicht aus,

um fünf Personen zu ernähren. Im Laufe der Zeit wagten sich Hans und Margot Foss nach draussen, um schwarz etwas Geld zu verdienen. Auch Frau Seeliger half hin und wieder.

Trotz der Gefahr und der materiellen Not behielt Helene von Schell die vier Flüchtlinge bis zur Befreiung bei sich.

Am 13. Februar 2000 erkannte Yad Vashem Helene von Schell als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Kurt Schilde: *Versteckt in Tiergarten: Auf der Flucht vor den Nachbarn; Gedankenbuch für die im Bezirk in der Zeit des Nationalsozialismus Untergetauchten*, Berlin 1995, S. 35-57.

Scherer, Gisela Scherer-Hoffmann, Josy

Akte 0694

Zwischen Januar 1945 und dem Ende des Krieges gewährten Gisela Scherer und ihre Schwester Josy ihrer jüdischen Freundin Rosi Vetter in ihrer Münchner Wohnung in der Siegfriedstrasse 3/5 Zuflucht. Rosi Vetter, die «Volljüdin» und mit einem «Arier» verheiratet war, wurde Anfang 1945 gewarnt, dass die Gestapo alle jüdischen Frauen aus «Mischehen» deportieren wolle. Ein Freund der Familie, der Architekt Otto Roth, schlug ihr vor, Selbstmord vorzutäuschen und in den Untergrund zu gehen. Rosi Vetter beherzigte seinen Rat. Ihre Freundinnen, die Schwestern Scherer, nahmen sie auf und beherbergten sie, obwohl sie keine Lebensmittelkarten und nur sehr wenig Geld hatte, und obwohl in ihrem Haus viele überzeugte Nazis wohnten.

Am 14. Juli 1971 erkannte Yad Vashem Gisela Scherer und Josy Scherer-Hoffmann als «Gerechte unter den Völkern» an.

Schindler, Oskar Schindler, Emilie

Akte 0020

Oskar Schindler – der Held von Thomas Keneallys Roman und Steven Spielbergs epochalem Spielfilm *Schindlers Liste* – wurde am 28. April 1908 im mährischen Zwittau (Svitavy) geboren. Seine katholische Familie gehörte dem deutschsprachigen Bürgertum des Sudetenlandes an. Der junge Schindler, der auf ein deutsches Gymnasium ging und später Ingenieurwesen studierte, sollte einmal in die Fussstapfen seines Vaters treten und die elterliche Fabrik übernehmen, in der landwirtschaftliche Maschinen hergestellt wurden. Obgleich Schindler in seiner Jugend jüdische Nachbarn und Schulkameraden hatte, entwickelten sich keine engen oder länger währenden Freundschaften. Wie die meisten jungen Sudetendeutschen identifizierte auch er sich mit der deutschnationalen Bewe-

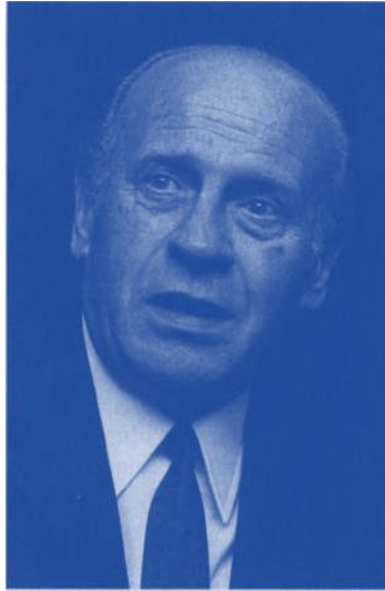
gung und unterstützte Konrad Henleins Sudetendeutsche Partei. Im Herbst 1938 trat er der «Abwehr» bei, der deutschen Militärsplionage, die von Admiral Wilhelm Canaris geleitet wurde. Nach der Annektierung des Sudetenlandes im September 1938 wurde Schindler offiziell Mitglied der NSDAP.

Kurz nach Ausbruch des Krieges im September 1939 tauchte der damals Einunddreissigjährige im besetzten Krakau auf. Diese geschichtsträchtige Stadt, in der mehr als 60.000 Juden lebten und von wo aus seit Oktober 1939 das von der deutschen Besatzungsmacht eingerichtete Generalgouvernement verwaltet wurde, galt bei deutschen Unternehmern als höchst einträglicher Standort. Sie hofften, hier lukrative Ge-

schäfte auf Kosten des unterjochten Landes machen zu können. Schindler, der von Natur aus gerissen und nicht allzu sehr von Skrupeln geplagt war, schien sich in einer solchen Umgebung zunächst ausgesprochen wohl zu fühlen. Im Oktober 1939 übernahm er eine heruntergewirtschaftete Emailliefabrik, die ursprünglich einem Juden gehört hatte. Er folgte den klugen geschäftlichen Ratschlägen des polnisch-jüdischen Buchhalters Isaak Stern und fing so durch geschickte Schachzüge an, ein Vermögen anzusammeln. Das kleine Werk, das in Zablocie in der Nähe Krakaus lag und nun Feldgeschirr für die deutsche Armee produzierte, wuchs geradezu sprunghaft. Bereits nach drei Monaten waren dort über 250 polnische Arbeiter beschäftigt – unter ihnen sieben Juden. Gegen Ende des Jahres 1942 hatte sich eine riesige Emaillie- und Munitionsproduktion entwickelt, deren Fabrikgelände 45.000 Quadratmeter umfasste und die fast 800 Männer und Frauen beschäftigte. Unter ihnen befanden sich 370 Juden aus dem Krakauer Ghetto, das die Deutschen nach der Besetzung der Stadt eingerichtet hatten.

Schindler, der von Natur aus ein Genussmensch und Spieler war, gewöhnte sich schon bald einen zügellosen Lebensstil an. So zechte er bis in die frühen Morgenstunden, machte schönen Polinnen hemmungslos den Hof und stand mit hochrangigen SS-Offizieren auf freundschaftlichem Fuss. Was ihn jedoch von anderen Kriegsgewinnlern grundsätzlich unterschied, war die menschenwürdige Behandlung seiner Arbeiter – insbesondere der Juden.

Sein Widerstand gegen das Naziregime entstammte keiner Ideologie. Doch sein zunehmender Abscheu, ja Ekel vor der sinnlosen Grausamkeit, mit der die Nazis die wehrlose jüdische Bevölkerung verfolgten, bewirkte eine eigentümliche Verwandlung in dem prinzipienlosen Opportunisten. Allmählich rückte das



selbstsüchtige Ziel, sich die Taschen mit Geld zu füllen, in den Hintergrund, und an seine Stelle trat der alles bestimmende Drang, so viele «seiner» Juden wie nur irgend möglich aus den Fängen der nazistischen Henker zu retten. Um seine jüdischen Fabrikarbeiter sicher durch den Krieg zu bringen, war Schindler schliesslich nicht nur bereit, sein ganzes Vermögen einzusetzen, sondern auch sein eigenes Leben zu riskieren.

Schindlers wirksamstes Mittel in seiner privaten Rettungskampagne stellte der privilegierte Status dar, den seine Fabrik als «Betrieb zur Herstellung kriegswichtiger Güter» genoss – ein Titel, der ihr von der Rüstungsinspektion im besetzten Polen verliehen worden war. Das verschaffte Schindler nicht nur lukrative Aufträge von der Wehrmacht, sondern ermöglichte es ihm auch, jüdische Arbeiter, die unter die rechtliche Zuständigkeit der SS fielen, einzustellen. Als die SS seine jüdischen Angestellten nach Auschwitz deportieren wollte, vermochte er eine Ausnahmeregelung zu erwirken, da er damit argumentieren konnte, ihr Abtransport würde seine Produktion kriegswichtiger Güter ernsthaft behindern. Schindler schreckte auch nicht davor zurück, seine Auflistungen zu fälschen und Kinder, Hausfrauen und Rechtsanwälte als ausgebildete Feinmechaniker und Metallarbeiter auszugeben. Zudem bemühte er sich stets darum, unqualifizierte oder zeitweise arbeitsunfähige Beschäftigte, so gut es ging, zu schützen.

Die Gestapo verhaftete und verhörte Schindler des Öfteren. Sie warf ihm Regelwidrigkeiten und die Begünstigung von Juden vor. Dennoch liess er sich nicht beirren. Im Jahr 1943 unternahm er auf Einladung des «American Jewish Joint Distribution Committee» eine höchst gefährliche Reise nach Budapest, wo er sich mit zwei Vertretern der ungarischen Juden traf. Er berichtete ihnen von der verzweifelten Lage der Juden in Polen und erörterte Möglichkeiten der Hilfe.

Im März 1943 wurde das Krakauer Ghetto liquidiert. Die überlebenden Juden wurden in das Zwangsarbeitslager Płaszów ausserhalb der Stadt gebracht. Schindler überredete SS-Hauptsturmführer Amon Goeth – den brutalen Lagerkommandanten, der zu seinen Trinkkumpanen zählte –, ihm zu gestatten, ein spezielles Aussenlager für seine jüdischen Arbeiter auf dem Fabrikgelände in Zablocie einzurichten. Dort war es ihm eher möglich, den Juden vergleichsweise erträgliche Lebensbedingungen zu verschaffen. Er besserte ihre weit unter dem Existenzminimum liegenden Essensrationen auf, indem er auf eigene Kosten auf dem Schwarzmarkt einkaufte. Auch war das Fabrikgelände für die SS-Wachen, die das Aussenlager bewachten, nicht zugänglich.

Gegen Ende 1944 mussten Płaszów und seine ganzen Aussenlager angesichts des russischen Vormarsches evakuiert werden. Der Grossteil der Lagerinsassen – mehr als 20.000 Männer, Frauen und Kinder – wurde in die Vernichtungslager deportiert. Als Schindler den Evakuierungsbefehl erhielt, wandte er sich an die zuständige Abteilung des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW). Er erwirkte die offizielle Genehmigung, mit seiner Produktion in einer in Brünnlitz (Brnenec) im Sudetenland gelegenen Fabrik fortzufahren, die er gemeinsam mit seiner Frau in ihrer beider Heimat aufgekauft hatte. Die gesamte Arbeiterschaft aus Zablocie, der noch heimlich viele weitere Lagerinsassen aus Płaszów hinzuge-

fügt wurden, sollte auf das neue Werksgelände verlegt werden. Doch anstatt nach Brünnlitz zu kommen, wurde der Transport mit den 800 Männern – unter ihnen 700 Juden – und den 300 Frauen auf Schindlers Liste nach Gross-Rosen beziehungsweise nach Auschwitz umdirigiert.

Als Schindler erfuhr, was geschehen war, bewirkte er als Erstes die Entlassung der Männer aus dem Lager Gross-Rosen. Dann schickte er seinen deutschen Sekretär nach Auschwitz, um über die Freilassung der Frauen zu verhandeln. Der Mann schaffte es, die Jüdinnen frei zu bekommen, indem er der Gestapo für jede Frau 7 Reichsmark pro Tag bot. In der Chronik des Vernichtungslagers ist dies der einzige dokumentierte Fall, bei dem eine so grosse Gruppe von Menschen mit dem Leben davorkam, während die Gaskammern noch in Betrieb waren.

Zu Oskar und Emilie Schindlers herausragendsten Taten der Menschlichkeit gehört die Rettung von 120 jüdischen Männern, die in Golezow, einem Aussenslager von Auschwitz, inhaftiert waren. Die Männer arbeiteten in einem Steinbruch, der zu der von der SS geleiteten Firma «Deutsche Erd- und Gesteinswerke GmbH» gehörte. Als die russische Front im Januar 1945 immer näher rückte, wurden die Insassen aus Golezow evakuiert und in Viehwaggons ohne Nahrung und Wasser in Richtung Westen abtransportiert. Nach sieben Tagen mörderischer Fahrt mitten im tiefsten Winter stellten die SS-Wachen die beiden versiegelten Wagen mit ihrer menschlichen Ladung vor den Toren von Brünnlitz ab. Emilie Schindler traf gerade rechtzeitig ein, um den SS-Lagerkommandanten davon abzuhalten, den Zug wieder zurückzuschicken. Ihr Mann, der eben von einer Tour zur Beschaffung von Lebensmitteln heimkehrte, schaffte es mit Mühe, den Kommandanten davon zu überzeugen, dass er die Leute, die in den Waggons eingesperrt waren, dringend für sein Werk brauchte.

Als die Eisenbahnwagen endlich aufgebrochen wurden, bot sich ein schreckliches Bild: Nicht weniger als dreizehn Erfrorene lagen darin. Schindler setzte sich gegen den Kommandanten durch, der die Leichen der Unglücklichen in bester Nazitradition in einem der Fabriköfen verbrennen lassen wollte. Er ermöglichte für sie ein Begräbnis nach jüdischem Ritual auf einem Grundstück in der Nähe des katholischen Friedhofs, das er zu diesem Zweck gekauft hatte. Die 107 Überlebenden, die fürchterliche Erfrierungen aufwiesen und völlig ausgehungert waren, mussten ärztlich behandelt und danach allmählich wieder zu Kräften gebracht werden. Die Schindlers kümmerten sich darum, dass keiner dieser Männer arbeiten musste.

Während der letzten Kriegstage – kurz bevor die russische Armee in Mähren einmarschierte – schaffte es Schindler, sich in die von den westlichen Alliierten kontrollierten Gebiete Deutschlands abzusetzen. Der Industriemagnat der Kriegsjahre besass nun keinen Pfennig mehr. Jüdische Hilfsorganisationen und Gruppen von Überlebenden unterstützten ihn über die Jahre in bescheidenem Umfang und trugen auch dazu bei, seine Emigration nach Südamerika zu finanzieren. In Argentinien kaufte Schindler eine Farm, wo er mit seiner Frau lebte, bis er 1958 nach Deutschland zurückkehrte. Als er 1961 Israel besuchte – es war der erste von insgesamt siebzehn Besuchen –, wurde er von 220 jubelnden Über-

lebenden willkommen geheissen. Von da an lebte er teils in Israel und teils in Deutschland. Nach seinem Tod in Hildesheim im Oktober 1974 brachten die trauernden Überlebenden die sterblichen Überreste ihres hochherzigen Retters nach Israel, wo sie auf dem Lateinischen Friedhof auf dem Berg Zion in Jerusalem beigesetzt wurden.

Am 18. Juli 1967 erkannte Yad Vashem Oskar Schindler als «Gerechten unter den Völkern» an. Am 24. Juli 1993 bestätigte Yad Vashem diese ursprüngliche Entscheidung und erweiterte die Anerkennung auch auf Schindlers Frau, Emilie Schindler.

Literatur

Keneally, Thomas: Schindlers Liste, München 1983.

Schleiermacher, Walter Schleiermacher, Else

Akte 3121

In den Jahren 1932-36 lebte Gabriela Valentin im Haus der Familie Schleiermacher in Berlin als Gouvernante der drei Kinder im Alter von drei, fünf und sieben Jahren. Der Familienvater, seit 1935 Mitglied der NSDAP, war stellvertretender Direktor der Siemenswerke. Nach einer Überprüfung durch das Reichssippenamt im Jahr 1936 wurden die Schleiermachers informiert, dass die Beschäftigung einer «nichtarischen» Gouvernante einen Verstoß gegen das Gesetz darstellte. Sie schickten Gabriela Valentin zu Verwandten nach Danzig, wo sie vier Monate ein krankes Kind pflegte. Danach kehrte sie nach Berlin zu den Schleiermachers zurück, die sie bis zu ihrem Umzug nach Bayern eine Weile illegal beschäftigten. Während der Kriegsjahre lebte Gabriela bei ihrer Schwester, die mit einem «Arier» verheiratet war und sich an kommunistischen Untergrundaktivitäten beteiligte. Walter Schleiermacher hielt brieflichen Kontakt mit ihr aufrecht und als er erfuhr, dass sie ein Kind geboren hatte, schickte er ihr Pakete mit Kleidung.

Am 14. Januar 1985 erkannte Yad Vashem Walter und Elsa Schleiermacher als «Gerechte unter den Völkern» an.

Schneider, Dorothea Schneider-Lyckhage, Christa-Maria

Akte 9650

Die am 18. November 1889 in Niederschlesien geborene Dorothea Schneider (geb. Ryssel) zog kurz nach dem frühen Tod ihres Mannes mit ihrer einzigen Tochter, der am 5. Oktober 1920 geborenen Christa-Maria, von Posen nach Potsdam. Zunächst begeistert von Hitler, schloss sie sich 1934 ernüchert der Bekenntenden Kirche an. Als man sie im Juli 1943 fragte, ob sie für eine kurze Zeit eine flüchtige «Nichtarierin» aufzunehmen bereit wäre, stimmte sie sofort zu. Es han-

delte sich um Margarete Latte, die im März 1943 mit ihrem Mann Manfred und ihrem Sohn Konrad aus Breslau (heute Wroclaw) nach Berlin geflüchtet war, um sich der drohenden Deportation zu entziehen.

Dorothea Schneider und ihre Tochter Christa-Maria brachten sie in ihrer gemieteten Zweizimmerwohnung in einem Mehrfamilienhaus in der damaligen Horst-Wessel-Str. 22 (ab 1945 Wielandstr. 22) unter, während sich Manfred und Konrad Latte vermutlich anderswo versteckten. Aber alle Mühe war umsonst.

Margarete Latte meldete sich im Oktober 1943 selbst bei der Sammelstelle Grosse Hamburger Strasse, nachdem ihr Mann und ihr Sohn von der Gestapo verhaftet worden waren (siehe eigenen Eintrag: Latte, Ellen).



Dorothea Schneider

Im Juli-August 1944 fand für fünf Wochen auch Charlotte Holzer, die von dem Tegeler Pfarrer Harald Poelchau (siehe eigenen Eintrag) geschickt wurde, bei den Schneiders Zuflucht. Die Beherbergung von Holzer war äusserst gefährlich, da es sich nicht nur um eine «illegale» Jüdin, sondern um einen geflohenen Häftling der kommunistischen Widerstandsgruppe Baum handelte. Nachdem Pfarrer Poelchau für Holzer falsche Papiere und einen neuen Zufluchtsort in Anklam beschafft hatte, begleitete sie Dorothea Schneider auf dem ganzen Weg vom Potsdamer S-Bahnhof bis Oranienburg, wo die Furcht vor Entdeckung durch Gestapo-Spitzel schon geringer war. Charlotte Holzer, die den Krieg überlebte, konnte noch im Herbst 1945 der schwer erkrankten Dorothea Schneider mit zusätzlichen Lebensmitteln helfen.

Als Letzte beherbergten die Schneiders im Oktober 1944 und wieder im März 1945 eine jüdische «illegale» namens Leupold. Sie wanderte kurz nach dem Krieg nach Kanada aus.

Am 18. März 2002 erkannte Yad Vashem Dorothea Schneider und ihre Tochter Christa-Maria Schneider-Lyckhage als «Gerechte unter den Völkern» an.

Schoenberner, Gertrud Schoenberner-Müller,

Akte 7794

In zwei voneinander unabhängigen Fällen gewährten Gertrud Schoenberner (geb. 1877) und ihre Adoptivtochter Anna Schoenberner-Müller (geb. 1894) während der NS-Zeit in ihrer Berliner Wohnung von der Deportation bedrohten

Juden Zuflucht. Die erste der Geretteten, Alice Schneider-Didam, hatte im Sommer 1942 einen Selbstmordversuch unternommen und war anschliessend in das Jüdische Krankenhaus in Berlin eingeliefert worden. Als sie nach ihrer Entlassung in die Illegalität ging, bat sie die Schoenberners um Hilfe. Sie brachten sie vom Herbst 1942 an ein ganzes Jahr lang in ihrer Wohnung in der Kantstrasse 159 in Berlin-Charlottenburg unter und teilten ihre Lebensmittelrationen mit ihr, bis das Haus am 15. November 1943 zerstört wurde und geräumt werden musste.

Der zweite Schützling war Rosa Jaerschky-Zacharias, die jüdische Witwe eines christlichen Arztes, die nach dem Tod ihres Mannes 1941 von der Deportation bedroht war. Sie und ihre Tochter Lola – die nach den Nürnberger Gesetzen als «Mischling ersten Grades» galt – lebten vom 13. September 1944 bis zur Befreiung am 26. April 1945 illegal im neuen Heim der Schoenbergers im Deisterpfad 31 in Berlin-Zehlendorf. Die Schoenberners waren Patienten des verstorbenen Dr. Jaerschky gewesen.

Gertrud Schoenberner, eine Studienrätin, war 1933 gezwungen worden, in den vorzeitigen Ruhestand zu gehen, da sie sich weigerte, den Treueid auf Hitler abzulegen. Ihr Bruder Franz Schoenberner war Chefredakteur der satirischen Münchner Zeitschrift *Simplicissimus* und musste im Frühjahr 1933 ins Exil gehen.

Am 27. August 1997 erkannte Yad Vashem Gertrud Schoenberner und Anna Schoenberner-Müller als «Gerechte unter den Völkern» an.

Schönbrunner, Oskar

Akte 1167

Oskar Schönbrunner, am 15. September 1908 in München geboren, war in den Jahren 1941-44 bei der deutschen Militärverwaltung in Wilna als Zahlmeister stationiert. In dieser administrativen Funktion richtete er zahlreiche Werkstätten ein, in denen jüdische Arbeitskräfte beschäftigt wurden. Insbesondere setzte er Juden in Nähwerkstätten und Schuhmachereien ein, sowie in zwei Baumschulen und in den Quartieren der Soldaten. Da die Nähwerkstätten und Schuhmachereien Uniformen für die deutsche Armee lieferten, wurden sie als kriegswichtig eingestuft und boten den dort tätigen Juden ein gewisses Mass an Schutz vor der Vernichtung. Schönbrunner begab sich mehrfach in das berüchtigte Lukiszki-Gefängnis, die letzte Station vor der Ermordung in Ponary, und konnte Gefangene herausholen unter dem Vorwand, sie wären für die Erfüllung von Armeeaufträgen unverzichtbare Facharbeiter. Unter den unmenschlichen Bedingungen im Wilnaer Ghetto tat Schönbrunner alles in seiner Macht stehende, um die von ihm beschäftigten Juden vor den Brutalitäten des SD zu schützen und ihr Schicksal zu erleichtern. Er verschaffte ihnen z.B. Privilegien wie Sonder-Nahrungsmittelzuteilungen oder Heizmaterial – entgegen der ausdrücklichen Anordnung des Gebietskommissars, der die Leitung der deutschen Zivilverwaltung innehatte.

Als 1950 die Wilnaer Kriegsverbrecher Weiss und Hering in Würzburg vor

Gericht gestellt wurden, sagte Schönbrunner gegen sie aus und seine Aussage spielte eine wichtige Rolle bei ihrer Verurteilung.

Am 20. April 1977 erkannte Yad Vashem Oskar Schönbrunner als «Gerechten unter den Völkern» an.

Schörghofer, Karl, sen.
Schörghofer, Katharina
Schörghofer, Karl, jun.
Schörghofer-Schleipfer, Martha

Akte 0390

Karl Schörghofer sen. wurde 1879 in Salzburg geboren. 1923 wurde er von der jüdischen Gemeinde in München als Verwalter, Aufseher und Totengräber des neuen Jüdischen Friedhofs, der 1907 an der Ungererstrasse 217 eröffnet worden war, eingestellt. Der evangelische Christ erfüllte diese Aufgabe viele Jahre mit beispielhafter Hingabe. An seiner Loyalität änderte sich auch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten nichts, obwohl er und seine Familie häufig verspottet und von der Gestapo wegen ihres Umgangs mit Juden belästigt wurden.

Als die nationalsozialistische Judenverfolgung während des Zweiten Weltkrieges ihren Höhepunkt erreichte, boten Schörghofer und seine Familie sieben Juden Zuflucht, die von ihnen auf diese Weise vor der Gestapo und damit wahrscheinlich vor dem Tod gerettet wurden. Als Gärtner des jüdischen Friedhofs waren die Schörghofers auch für die Baumschule und deren Gebäude zuständig und konnten diese Anlagen benutzen. Die gesamte Familie, einschliesslich der verheirateten Tochter Martha Schörghofer-Schleipfer, beteiligte sich an den Rettungsaktionen, die viele persönliche Opfer und ein hohes Risiko mit sich brachten. Eine andere Seite ihrer Nächstenliebe stellte der Schutz der Grabsteine des Friedhofs dar, die den Befehlen der Nationalsozialisten zufolge eigentlich verkauft oder zum Strassenbau und dergleichen benutzt werden sollten.

Die sieben Juden, die die Schörghofers retteten, waren drei Männer und vier Frauen: Rolf und Kurt Kahn, Söhne des langjährigen Sekretärs der jüdischen Gemeinde; Margot und Clara Schwalb; Dora Flesch; Gerda Neuburger; und Karl Vollmer. Einige von ihnen wurden vierzehn Monate lang von den Schörghofers versteckt und versorgt, wobei jeder einzelne Tag von Gefahr und Furcht belastet war.

Dr. Josef Sebastian Cammerer (siehe eigener Eintrag) wurde 1944 von Schörghofer sen. um Hilfe bei der heimlichen Unterbringung Gerda Neuburgers gebeten. Auf dem Weg sagte Schörghofer: «Ich weiss, dass ich mein Leben riskiere. Aber alles hat seinen Preis, wenn man ein Leben retten will, muss man sein eigenes in Gefahr bringen.» Neuburger wurde von Schörghofer nach Miesbach in Oberbayern gebracht, wo seine verheiratete Tochter Martha lebte und sie über ein Jahr bis Mitte Mai 1945 wie ein eigenes Kind bei sich aufnahm.

Gegen Ende des Krieges wurden die in der Baumschule versteckten Juden von einem jüdischen Spitzel an die Gestapo verraten, doch die meisten konnten rechtzeitig fliehen. Gestapo-Beamte kamen zum Friedhof und warnten die Schörghofers, dass sie nach Dachau deportiert würden, falls man nochmals Juden bei ihnen versteckt fände. Trotzdem versteckte Schörghofer Rolf Kahn weiter, als dieser in der Nacht zurückkam.

Am 7. November 1967 erkannte Yad Vashem Karl Schörghofer sen., Katharina Schörghofer, Martha Schörghofer-Schleipfer und Karl Schörghofer jun. als «Gerechte unter den Völkern» an.

Schreiber, Sonja
Ströter, Grete
Morgenstern, Karin
Gehrke, Hedwig
Briel, Fritz und Maria
Zenker, Mathilde und Gustav
Schmitz, Änne
Steinmann, Meta
Busch, Emilie
Ganzer, Hanni

Akte 3112

Ende August 1943 sollte die achtköpfige Familie Ellenbogen, die letzte «volljüdische» Familie in Essen, deportiert werden. Nur der zwanzigjährigen Marianne (geb. 7. Juni 1923) gelang im letzten Augenblick die Flucht aus dem von Gestapo-Beamten bewachten Haus in der Ladenspelderstrasse 47. Die übrige Familie wurde zunächst nach Theresienstadt und von dort nach Auschwitz in den Tod abtransportiert.

Marianne stand seit 1941 in enger Verbindung mit der Essener «Bund»-Gruppe und deren Leiter und Begründer, dem 1880 geborenen Artur Jacobs. Sie wusste, dass sich die kleine Widerstandsgruppe bemühte, Juden und anderen Verfolgten zu helfen. So ging sie, sobald es dunkel wurde, zum Treffpunkt der Gruppe, in das so genannte «Blockhaus» in der Leveringstrasse. Dessen Bewohnerin Sonja Schreiber (geb. 17. November 1893) beherbergte Marianne für die nächsten Wochen und teilte ihre Lebensmittel mit ihr.

Grete Schröter, die auch der Bund-Gruppe angehörte, besuchte heimlich Mariannes Familie, die noch im Essener Gefängnis festgehalten wurde und ermöglichte ihr so, Informationen mit der in Freiheit gebliebenen Tochter auszutauschen. Das war höchst gefährlich, besonders während der ersten Tage, als die Gestapo noch hektisch nach der ihr entkommenen Beute suchte. Nach fast drei Wochen gab sie schliesslich auf und deportierte die übrige Familie ohne Marianne.

Als im Herbst und Winter 1943 die Luftangriffe auf Essen immer häufiger wurden, hielt sich Marianne wechselweise bei zwei Bund-Mitgliedern in an de-

ren Städten auf: Karin Morgenstern in Braunschweig und Hedwig Gehrke in Göttingen. Die Ehemänner der beiden Frauen waren zum Militärdienst eingezogen worden. Karin Morgenstern wohnte mit ihren beiden kleinen Töchtern in einer vorstädtischen Etagenwohnung mit einem kleinen Garten, der zusätzliche Nahrungsmittel gab. Hedwig Gehrke teilte ihr Haus mit ihrem kleinen Sohn und ihrer Schwiegermutter.

Während des Winters 1943 versteckte sich Marianne auch wiederholt bei verschiedenen Bund-Mitgliedern in ihrer Heimatgegend. Die 1905 geborene Maria Briel und ihr Ehemann, der Tischler Fritz Briel, waren schon in den 1930er Jahren kurzzeitig von der Gestapo verhaftet worden. Trotzdem hiessen sie Marianne in ihrem Haus in Remscheid willkommen. In Burscheid konnte sie bei ihrer Freundin Anne Schmitz und in Mülheim bei Mathilde und Gustav Zenker übernachten. Im Sommer 1944 leitete Hedwig Gehrke Marianne, die wieder bei ihr Unterschlupf gefunden hatte, an eine andere Bund-Freundin in Göttingen, Meta Steinmann, weiter.

Der Kreis der Bund-Mitglieder reichte aber nicht aus und musste von Zeit zu Zeit erweitert werden. In Wuppertal-Elberfeld übernachtete Marianne ein paar Tage in der kleinen Dachwohnung von Emilie Busch, der früheren Haushälterin ihrer Tante. Im Februar 1945 vermittelte das Bund-Mitglied Greta Dreibholz Marianne Unterschlupf bei ihrer Freundin Hanni Ganzer, Oberstudienrätin an der Luisenschule in Düsseldorf. Als Ganzer den Empfehlungsbrief ihrer Freundin las, nahm sie die fremde Frau sofort auf, ohne Rücksicht auf die Gefahr.

Marianne überlebte als Einzige ihrer Familie. 1946 wanderte sie nach England aus.

Am 17. Februar 2004 erkannte Yad Vashem Sonja Schreiber, Grete Ströter, Karin Morgenstern, Hedwig Gehrke, Fritz und Maria Briel, Mathilde und Gustav Zenker, Anne Schmitz, Meta Steinmann, Emilie Busch und Hanni Ganzer als «Gerechte unter den Völkern» an.

Schröder, Hanning

Akte 1252

Hanning Schröder wurde am 4. Juli 1896 in Rostock geboren. Er und seine Frau Cornelia lebten in einer deutsch-jüdischen «Mischehe». In ihrem Berliner Heim gewährten sie einem jüdischen Ehepaar, das sie vor dem Krieg nie gesehen hatten, Zuflucht.

Um Ostern 1944 hatten Werner und Ilse Rewald bereits alle ihnen bekannten Verstecke ausgenutzt. Sie wurden durch eine Bekannte, selbst eine mit einem «Arier» verheiratete Jüdin, an die Schröders verwiesen. Obwohl die Schröders die Rewalds nie zuvor gesehen hatten und ihre eigene Situation auch nicht ungefährlich war, waren sie bereit, sie aufzunehmen, und ermunterten sie, bis Kriegsende zu bleiben. Sie stellten sie den Nachbarn als Deutsche vor, die nach einem Luftangriff obdachlos geworden waren.

Hanning Schröder war ein deutscher Musiker von einiger Bekanntheit.

Sein Streichquartett «In memoriam: Lied der Moorsoldaten», das die Erinnerung an den Holocaust wachhält, wurde nach dem Krieg weithin bekannt. Er starb 1987 in Berlin.

Am 16. April 1978 erkannte Yad Vashem Hanning Schröder als «Gerechten unter den Völkern» an.

Schroeder, Gustav

Akte 5353

Gustav Schroeder war Kapitän auf der schicksalhaften Reise der *St. Louis*, die am 13. Mai 1939 mit mehr als 900 jüdischen Passagieren den Hamburger Hafen in Richtung des amerikanischen Kontinents verliess. Nach der Atlantiküberfahrt wurde den Flüchtlingen aus Nazi-Deutschland, von denen viele bereits in der «Reichskristallnacht» im November 1938 verhaftet worden waren, die Einreise sowohl von den kubanischen als auch von den amerikanischen Behörden verweigert. Das unwillkommene Schiff wurde gezwungen, nach Europa zurückzukehren. Anstatt jedoch umgehend einen deutschen Hafen anzulaufen, verzögerte Kapitän Schroeder die Rückreise. Er war nicht bereit, nach Deutschland zurückzufahren, bevor er nicht einen sicheren Hafen für seine jüdischen Passagiere gefunden hatte. Schliesslich ging er so weit, einen Notfallplan zu entwickeln, nach dem die *St. Louis* an der englischen Küste in einer spektakulären Aktion auf Grund gesetzt werden sollte, um die englischen Behörden zum Handeln zu zwingen. Letztlich wurde jedoch eine Lösung gefunden und die Passagiere konnten in Antwerpen an Land gehen, nachdem Belgien, Grossbritannien und Frankreich mit dem «American Jewish Joint Distribution Committee» überein gekommen waren, dass jedes dieser Länder eine bestimmte Anzahl Flüchtlinge aufnehmen würde. Wäre die *St. Louis* umgehend in einen deutschen Hafen zurückgekehrt, hätten ihre jüdischen Passagiere sicher in den Konzentrationslagern geendet. Es waren daher hauptsächlich der Mut Kapitän Schroeders und seine Entschlossenheit, seine jüdischen Passagiere nicht ihrem Schicksal zu überlassen, die dazu führten, dass mehr als 200 von ihnen der Todesfalle der Nationalsozialisten entkamen.

Am 11. März 1993 erkannte Yad Vashem Kapitän Gustav Schroeder als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Thomas, Gordon und Witts, Max Morgan: *Voyage of the Damned*, Greenwich / Connecticut 1974.

Während des Krieges lebten Otto Schrödter (geb. 1898), von Beruf Grobschmied, und seine Ehefrau Hedwig (geb. 1896) im Osten Berlins in Hohen Schönhausen, Strasse 156, Nr. 12, wo sie auch einen Kleingarten mit Gemüse, Geflügel und einem Schwein hatten. Ihr Sohn Herbert wurde im Dezember 1942 zur Wehrmacht eingezogen und diente an der Ostfront. Die Eheleute waren Sozialdemokraten und verabscheuten das Naziregime.

Im August 1943 wurden die Schrödters von dem Ehepaar Reich angesprochen, dem sie als eine Familie genannt worden waren, die bereit sein könnte, vom Regime verfolgten Personen Hilfe zu leisten. Kurt und Ursula Reich, nach den Nürnberger Gesetzen beide «Volljuden», waren seit ihrer Hochzeit im Mai 1942 ständig unterwegs, um der Schlinge der Gestapo zu entkommen. Als sie im August 1943 keine Verstecke mehr fanden, beschlossen sie sich zu stellen, wollten vorher aber noch einen sicheren Platz für ihre neugeborene Tochter Monica finden. Als Hedwig Schrödter von der völlig aufgelösten Mutter die ganze Geschichte hörte, bot sie an, alle drei in ihrem Haus zu verstecken. Das Ehepaar Reich und seine Tochter blieben dort, mit einer kurzen Unterbrechung, von September 1943 bis zum Einmarsch der Russen Ende April 1945.

Als ob das Risiko noch nicht gross genug gewesen wäre, nahmen die Schrödters im Dezember 1943 noch eine zweite jüdische Familie aus dem Untergrund auf: Robert und Eva Sachs sowie die dreiundsechzigjährige Mutter von Eva, Johanna Hirsch. Die Schrödters lehnten es ausdrücklich ab, irgendeine finanzielle Entschädigung anzunehmen. Vielmehr bemühten sie sich, die Moral ihrer illegalen Untermieter zu stärken, indem sie sie einluden, mit ihnen die verbotenen Sendungen der BBC zu hören. Ihr Sohn Herbert, der im Februar 1944 kurz auf Heimaturlaub von der Ostfront zurückkam, bestand darauf, dass keiner der Versteckten seinetwegen gehen sollte.

Am 30. Dezember 1993 erkannte Yad Vashem Hedwig und Otto Schrödter als «Gerechte unter den Völkern» an.

Dr. Franz Schürholz wurde am 27. Juli 1894 in Dorsten in Westfalen geboren und zog später nach Berlin. In seinem Büro versteckte er einen jüdischen Bekannten, der am Tag der «Fabrikaktion», der letzten grossen Gestapo-Aktion gegen die Berliner Juden am 27. Februar 1943, in den Untergrund gegangen war. Der Verfolgte, Ludwig Ehrlich, hatte Dr. Schürholz durch einen jüdischen Nachbarn kennengelernt, der in einer «privilegierten Mischehe» lebte und dadurch von der Deportation ausgenommen war.

Einen Tag vor der Razzia, am 26. Februar 1943, suchte Ehrlich Dr. Schürholz in dessen Privatwohnung in der Neidenburger Allee in Berlin-Charlottenburg auf

und bat ihn um Zuflucht für seine Mutter und sich selbst. Die Mutter, die in einer Fabrik arbeitete, wurde jedoch von der Gestapo verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Ehrlich selbst gelang die Flucht. Er schlug sich zu Schürholz' Büro in der Lindenstrasse im Südwesten Berlins durch und verbarg sich dort zweieinhalb Monate lang. Als ein Luftschutz-Offizier bemerkte, dass sich jemand ständig im Büro aufhielt, musste er das Versteck verlassen. Dr. Schürholz vermittelte ihn zu einem seiner Freunde, Dr. Fütterer, bei dem Ehrlich bis zu seiner Flucht in die Schweiz am 13. Juni 1943 Obdach fand.

Dr. Schürholz war ein Gegner des nationalsozialistischen Regimes und schon seit Langem ein Freund der Juden und des Judentums. Als Luftwaffenoffizier war er wegen einer gegen den Nationalsozialismus gerichteten Rede nur knapp einem Verfahren vor dem Kriegsgesicht entgangen. Die Hilfe, die er einem untergetauchten Juden unter Einsatz seines eigenen Lebens leistete, war für ihn eine Selbstverständlichkeit.

Am 3. Mai 1973 erkannte Yad Vashem Franz Schürholz als «Gerechten unter den Völkern» an.

Schulte, Eduard

Akte 3842

Während des Krieges leitete Eduard Schulte ein grosses Bergbauunternehmen bei Breslau in Schlesien (heute Wroclaw in Polen) mit annähernd 30.000 Arbeitern. Als Direktor eines bedeutenden, als kriegswichtig geltenden Industrieunternehmens hatte er Zugang zu Geheiminformationen. 1942 erfuhr er aus zuverlässigen SS-Quellen von den Plänen der Nationalsozialisten, die europäischen Juden zu vernichten; im Juli reiste er aus diesem Grund in die Schweiz, um einen jüdischen Geschäftsfreund, Isidor Koppelman, auf diese Pläne hinzuweisen. Schulte war sich vollkommen klar darüber, dass Koppelman dieses furchtbare Geheimnis nicht für sich behalten würde.

Koppelman übermittelte die Nachricht auch tatsächlich an den Pressesekretär des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der Schweiz, der seinerseits den Vertreter des Jüdischen Weltkongresses in Lausanne, Gerhard M. Riegner, alarmierte. Dies war der Ausgangspunkt für die berühmt gewordenen Telegramme von Riegner an Stephen Wise, den Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses in New York und an Sydney Silverman, den Vorsitzenden der britischen Sektion. Obwohl die von Schulte übermittelten Informationen die Mord-Maschine der Nationalsozialisten nicht aufhalten konnten, spielten sie doch eine Rolle bei den Aktivitäten, die zur Veröffentlichung der Deklaration der alliierten Regierungen angesichts der Vernichtung der Juden führten.

Schulte selbst, der dem amerikanischen Geheimdienst auch wichtige Informationen über die V1- und V2-Raketen und den Überraschungsangriff auf die Sowjetunion geliefert hatte, floh im November 1943 in die Schweiz, nachdem die Gestapo seine Aktivitäten aufgedeckt hatte.

Die Identität des deutschen Industriellen blieb lange nach dem Krieg unbekannt, bis sie 1986 – etwa zwanzig Jahre nach Schultes Tod – durch die Historiker Walter Laqueur und Richard Breitman aufgedeckt wurde. In ihrer biographischen Studie *Breaking the silence* brachten sie Schultes Geschichte an die Öffentlichkeit.

Am 5. September 1988 erkannte Yad Vashem Eduard Schulte als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Laqueur, Walter und Breitman, Richard: Der Mann, der das Schweigen brach: Wie die Welt vom Holocaust erfuhr, Frankfurt am Main 1986.

Schulz, Gustav Schulz, Anni

Akte 3984a

Gegen Ende der 1920er Jahre hatte Anni Schulz als Gouvernante im Haushalt von Dr. Arthur Arndt gearbeitet. Im Winter 1942 bot sie ihrem früheren jüdischen Arbeitgeber an, im Hinterhof ihres kleinen Hauses in Neu Zittau seine Dokumente und medizinischen Geräte sowie andere Gegenstände zu verstecken. Alles wurde von Anni Schulz und ihrem Ehemann am Ende des Krieges zurückerstattet.

Die Schulzens brachten sich noch mehr in Gefahr, indem sie zwischen Sommer 1943 und Anfang 1945 der Ehefrau Dr. Arndts, Lina, bei verschiedenen Gelegenheiten Unterschlupf gewährten. Sie konnten ihre Mahlzeiten durch Gemüse und Hühner aus dem eigenen Garten bereichern und teilten ihre Vorräte mit Lina Arndt und anderen Mitgliedern ihrer Familie, die sich in Berlin versteckten (siehe zugehörige Einträge: Gehre, Karl Max Otto und Auguste Minna; Köhler, Max und Clara). Da in diesem ziemlich abgelegenen Vorort von Berlin die nächsten Nachbarn weit entfernt lebten, erregte die Anwesenheit einer zusätzlichen Person nicht viel Aufmerksamkeit. Einem gelegentlichen Besucher wurde Lina als «allein stehende Freundin» ohne eigene Familie vorgestellt. Die Schulzens verlangten niemals eine Bezahlung für ihr aufopferungsvolles Tun.

Am 13. Dezember 1988 erkannte Yad Vashem Gustav und Anni Schulz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Schulze, Frieda

Akte 1250a

Während des Zweiten Weltkrieges war Frieda Schulze Vorarbeiterin in einer Abteilung der Teves-Werke in Berlin, in der jüdische Zwangsarbeiterinnen beschäftigt waren. Wilhelm Daene (siehe eigenen Eintrag), der für die Jüdinnen verantwortliche Handwerksmeister, war ein überzeugter Gegner des nationalsozialisti-

schen Regimes. Während die deutsche Belegschaft sich im Ganzen den jüdischen Zwangsarbeiterinnen gegenüber neutral oder ablehnend verhielt, zeichnete sich Frieda Schulze von Anfang an durch ihre aussergewöhnliche Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft aus. Besonders grosszügig verhielt sie sich gegenüber Gertrude Sachs, mit der sie ihr Mittagessen teilte und der sie die für Juden verbotenen Süssigkeiten für ihre Tochter mitbrachte.

Zu Beginn des Jahres 1943 folgte die Familie Sachs dem Rat christlicher Freunde und tauchte unter. Frieda Schulze bot Gertrude Zuflucht in ihrer Einzimmerwohnung in der Treskowstrasse 3 in Berlin-Hermsdorf an. Gertrudes Ehemann und Tochter folgten nach kurzer Zeit. Sie drängten sich alle in der winzigen Wohnung zusammen und lebten dort fast zwei Jahre lang. Frieda Schulze ging weiterhin zur Arbeit, während die Familie Sachs jeden Tag mehr als zehn Stunden alleine in der Wohnung blieb. Lebensmittel wurden durch Freunde und durch Frieda Schulze selbst besorgt. Das Arrangement basierte auf absolutem gegenseitigem Vertrauen. Wären sie entdeckt worden, hätte das schwere Folgen für beide Seiten nach sich gezogen. Anfang Dezember 1944 wurde das Haus bei einem Luftangriff beschädigt, und die Sachsens mussten sich nach einer anderen Unterkunft umsehen.

Am 13. Februar 1978 erkannte Yad Vashem Frieda Schulze als «Gerechte unter den Völkern» an.

Schwarz, Käthe

Akte 0668

Käthe Schwarz, die Frau eines Berliner Universitätsprofessors, lebte in dem wohlhabenden Stadtteil Berlin-Halensee. Während des Krieges beherbergte sie in ihrem Heim eine untergetauchte Jüdin, mit der sie auch ihr Essen teilte. Als das Haus im November 1943 bei einem Luftangriff getroffen wurde, beschloss Schwarz, Berlin zu verlassen und nach Ingolstadt zu gehen. Besorgt um das Schicksal der Jüdin, die sie zurückliess, bat sie eine Bekannte, die junge Verkäuferin eines benachbarten Schreibwarengeschäfts, mit der sie sich angefreundet hatte, sich um sie zu kümmern. Die Verkäuferin, Inge Deutschkron (siehe zugehörige Einträge: Görner, Theodor; Gunz, Emma; Holländer, Lisa; Münzer Klara; Rieck, Walter; Weidt, Otto), gestand Käthe Schwarz daraufhin, dass sie selbst Jüdin sei und in der Illegalität lebe. Von diesem Zeitpunkt an unterstützte Käthe Schwarz, die die schwierige Lage des Mädchens gut nachvollziehen konnte, sie regelmässig mit Lebensmittelkarten, die im Berlin der Kriegszeit sehr wertvoll waren.

Am 7. September 1971 erkannte Yad Vashem Käthe Schwarz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Der am 28. Juli 1909 in Bad Muskau in der Oberlausitz geborene Gerhard Schwersensky war als «Mischling» selbst Opfer der rassistischen Verfolgungen der Nationalsozialisten. Er und seine am 11. April 1904 geborene Frau Ilse (geb. Zimmermann) gehörten zu einer kleinen Gruppe von Berliner Quäkern, die Juden halfen, Verstecke zu suchen und so der Deportation zu entgehen. Das Ehepaar, das drei kleine Kinder hatte, gab in seinem Heim zwei jüdischen Frauen Unterschlupf, die während des Krieges illegal in Berlin lebten.

Lottie Katz, die Ende zwanzig war, hatte bei der Jüdischen Gemeinde Berlin gearbeitet. Als sie im August 1942 den Befehl erhielt, sich zur Deportation zu melden, wandte sie sich an Heinz Hagen, einen deutschen Quäker, der sie an die Familie Schwersensky verwies. Sie boten an, sie aufzunehmen. Von da an bis zum Ende des Krieges beherbergten sie sie manchmal wochenlang in ihrer winzigen Wohnung und teilten ihre knappen Lebensmittelrationen mit ihr, ebenso Kleidung und andere notwendige Dinge. Den Nachbarn sagten sie, dass ihre Mitbewohnerin ihre eigene Wohnung bei einem Luftangriff verloren habe. Jedes Mal, wenn Katz ausziehen musste, weil die Nachbarn zu neugierig und aufdringlich geworden waren, blieben die Schwersenskys trotzdem in engem Kontakt mit ihr; manchmal schickten sie ihre Kinder zu ihren Notquartieren – ausgebombten Häusern, Kellern von Bürogebäuden, oder Bahnstationen –, um ihr Essen und Nachrichten zu bringen.

Der zweite Schützling der Schwersenskys, die zwanzigjährige Hannelore Jacoby, war als Zwangsarbeiterin bei den Blaupunktwerken eingesetzt, bis sie Ende 1942 versuchte, über die Schweizer Grenze zu entkommen. Der Versuch schlug jedoch fehl, und sie entkam nur mit Mühe der deutschen Grenzpolizei. Als sie nach Berlin zurückkehrte, stellte sie fest, dass all ihre Leidensgenossen bei Blaupunkt deportiert worden waren. Sie kontaktierte daraufhin die Quäker, die sie zu den Schwersenskys schickten. Wieder war das Ehepaar sofort bereit, sie aufzunehmen, obwohl die plötzliche Anwesenheit einer jungen Frau, die normalerweise hätte arbeiten oder studieren müssen, die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich ziehen musste. Die Schwersenskys, die Hannelore bis zum Ende des Krieges mehrere Male Unterschlupf gewährten, schwankten jedoch niemals in ihrer Überzeugung, dass sie das einzig Richtige taten.

Am 2. Mai 1985 erkannte Yad Vashem Gerhard und Ilse Schwersensky als «Gerechte unter den Völkern» an.

Der am 16. November 1899 im überwiegend katholischen Sulzfeld am Main geborene Konrad Schweser war bereits ein reifer Mann und Vater von drei Kindern, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Als Stadtbaumeister in Ochsenfurt wurde er

von der Organisation Todt mobilisiert und als Strassenbauingenieur eingesetzt. Anfangs – von Mai 1940 bis Oktober 1941 – war er in Ozorków in Ostpolen stationiert, später – nach November 1941 – in Teplik, einer kleinen Stadt 35 Kilometer südwestlich von Uman in der Ukraine. In seiner Funktion konnte Schweser – unter Einsatz seines Lebens – zur Rettung von dutzenden von Juden, darunter auch Kindern, beitragen.

Teplik war während der deutschen Besatzung der Stützpunkt mehrerer Lager, in denen tausende von russischen Kriegsgefangenen, Sträflingen und Juden inhaftiert waren. Die Juden, die zum grössten Teil aus der Bukowina in Rumänien stammten, wurden von der Organisation Todt unter Aufsicht der SS und ukrainischer Hilfskräfte beim Strassenbau eingesetzt. Die Bedingungen waren extrem hart und unmenschlich. Die jüdischen Arbeitskräfte waren auf einem eingezäunten Gelände um das frühere Stadttheater untergebracht und erhielten nur ein Minimum an Nahrung, während sie gleichzeitig zu schwerster körperlicher Arbeit gezwungen wurden. Die Kranken und Arbeitsunfähigen wurden von der SS, die von Zeit zu Zeit Selektionen im Lager durchführte, ermordet.

Die erste dieser Selektionen fand im Herbst 1942 statt, am Tag nach dem jüdischen Versöhnungsfest (Yom Kippur). Der Lagerarzt Dr. Saiowitz jedoch, den Schweser vorgewarnt hatte, stellte sicher, dass während dieser Tage keiner der Insassen der Arbeit fernblieb. Als die SS schliesslich erschien, fand sie nur einige wenige Juden, die in Teplik geblieben waren, weil sie nicht imstande waren, zur Arbeit zu gehen. Schweser protestierte heftig gegen ihre Verschleppung und erreichte, dass einige verschont wurden, indem er behauptete, dass man ihm die Leute fortschleppe, die er dringend zur Ausführung seiner Aufgaben brauche. In einem Fall liess er seinen privaten deutschen Fahrer, Oberwinter, die Familie Schorr – Mann, Frau und Kinder – in einem Lastwagen der Organisation Todt über den Fluss Bug bringen. Er begleitete sie selbst bis Czernowitz. Bei seiner Rückkehr wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt, aber aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

Im Januar 1943 brach eine schwere Typhusepidemie im Lager aus. Viele starben, darunter der Lagerarzt Dr. Saiowitz. Wenn das SS-Kommando im nahe gelegenen Gaysin von der Epidemie erfahren hätte, hätte es – entsprechend der in solchen Fällen üblichen Vorgehensweise – die Liquidierung des Lagers und aller jüdischen Insassen befohlen. Schweser brachte jedoch einen jüdischen Arzt aus Iwangerod, Dr. Siperstein, ins Lager und überlegte mit ihm, wie man den Sachverhalt vor der SS verheimlichen könne. Er stellte die Typhusepidemie schliesslich als lediglich eine schwere Grippe dar.

Sweser achtete besonders darauf, die Namen der Kinder im Lager nicht auf die Listen zu setzen, die er dem SS-Kommando in Gaysin abliefern musste. Während der Inspektionen durch die SS wurden die Kinder unter den Dielenbrettern der hölzernen Bühne im Theater von Teplik versteckt. Schweser überredete auch Heinrich Scherer, einen anderen deutschen Ingenieur, der die Kaiser-Gesellschaft leitete, ihnen Lebensmittel zu liefern.

Als bei der Auflösung des Lagers Teplik im Juni 1943 Lager und Arbeiter nach Krasnopolka verlegt wurden, versteckte Schweser sechs Kinder in einem

mit Heu beladenen Karren und liess sie so aus dem Lager bringen. Er hielt sie im Lagerhaus einer Baufirma versteckt, bis er einen Ukrainer – der sich dafür bezahlen liess – dafür gewann, sie über den Fluss Bug in ein Waisenhaus in Berschad zu bringen. Schweser benutzte diese Gelegenheit auch, um die Mutter eines der Kinder, Frau Scheiner, im Werkzeugkasten eines Brot-LKWs aus dem Lager zu schmuggeln. Der Ehemann, der sie begleiten sollte, verlor im letzten Moment die Nerven, sprang aus dem Wagen und wurde später von der SS hingerichtet. Scherer selbst fand sich vor einem Kriegsgericht wieder, wurde aber von dem Richter, der selbst ein Nazigegner war, freigesprochen.

Weitere jüdische Überlebende des Lagers Teplik, die von Scherer aus den Händen der SS-Henker gerettet wurden, waren Dr. Süss und Moritz Glückstein, ein deutscher Jude aus Kitzingen/Main, zusammen mit seiner Frau und Tochter.

Am 7. November 1967 erkannte Yad Vashem Konrad Schweser als «Gerechten unter den Völkern» an.

Seebass, Julius
Seebass, Hertha
Seebass, Ricarda
Seebass, Renata

Akte 10280

In den ersten Apriltagen des Jahres 1945 sollte das Konzentrationslager Langenstein-Zwieberge bei Halberstadt, eine Aussenstelle des KZ Buchenwald, durch einen so genannten «Todesmarsch» evakuiert werden. In dem Lager, das die Nazis errichtet hatten, um unterirdische Stollen für die Herstellung von Militärflugzeugen zu bauen, waren tausende von Häftlingen ums Leben gekommen. Zwei jüdische Häftlinge, der 1919 in Zwickau geborene Adolf Weissmark und der 1921 in Krakau geborene Rudolf Klepfisz, versteckten sich während der Evakuierung und entkamen aus dem inzwischen verlassenen Lager. Die beiden waren dem Tode nahe, ausgemergelt, schwach und an Durchfall erkrankt. Mit ihren letzten Kräften machten sie sich auf den Weg zu dem nahe liegenden Dorf Börnecke und klopfen an einer Haustür. Ein etwa fünfzigjähriger Mann öffnete die Tür und lud die beiden, die noch die gestreifte Lagerkleidung trugen, in sein Haus ein. Er stellte sich als Propst Julius Seebass vor. In den folgenden Tagen kümmerten sich Seebass selbst (geb. 19. Juni 1889), seine Frau Hertha (geb. Brinckmeier, geb. am 12. Oktober 1899) und ihre beiden Töchter um die halbtoten Flüchtlinge. Die etwa zwanzigjährige Ricarda bemühte sich besonders um sie.

Die beiden ehemaligen Häftling verliessen das Pfarrhaus im Sommer 1945. Wie sie später herausfanden, starb Ricarda Seebass im Januar 1946 an Typhus.

Am 27. Mai erkannte Yad Vashem Julius und Hertha Seebass und ihre Töchter Ricarda und Renata als Gerechte unter den Völkern an.

Esther Maria Seidel und die Jüdin Valerie Wolfenstein, beide aus Berlin, waren alte Freundinnen. Während des Krieges wurde Esthers Ehemann Hans in der BMW-Zentrale in München angestellt. Sie hatten drei Kinder im Alter von vier, sechs und elf Jahren. Die Familie zog am 1. April 1943 nach München.

Im Januar 1943 waren Valerie Wolfenstein und ihre Schwester Andrea (siehe zugehörigen Eintrag: Strassmann, Fritz) in den Untergrund gegangen, fanden aber bald keine Verstecke mehr. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Ende des Krieges stand Esther Seidel ihrer jüdischen Freundin ständig bei, selbst in den schwersten Stunden. Im Mai 1943 gelang es ihr – durch Vermittlung von Mutter Ancilla vom Institut der Seligen Jungfrau Maria (Englische Fräulein), einer alten Schulkameradin, die Ordensfrau geworden war – für die beiden Schwestern ein Versteck bei einer frommen Bäuerin in dem Dorf Tinnerting zu finden. Als die Bäuerin jedoch nach zwei Wochen ängstlich wurde, wandte sich Esther Seidel ohne Wissen ihres Mannes an die Ehefrau eines seiner Kollegen, Dr. Ammann. Diese, eine Mutter von sechs Kindern, brachte Valerie Wolfenstein für vier Monate in ihrem Heim unter, obwohl sie sie nie zuvor gesehen hatte.

Danach, vom Herbst 1943 bis zum September 1944, fand Esther Seidel verschiedene Verstecke für ihre jüdische Freundin. Eines Tages Anfang September 1944 jedoch erschien Valerie Wolfenstein unangemeldet in der Einzimmerhütte am Ufer eines Sees in Oberbayern, wohin die Familie Seidel vor den Luftangriffen geflüchtet war. Esther und Hans Seidel – der zu dieser Zeit bereits in das Geheimnis eingeweiht war – brachten die jüdische «Illegale» bis zum Ende des Krieges in der winzigen, armseligen Hütte unter. Sie profitierten zumindest etwas von der Tatsache, dass Frau Wolfenstein (geb. 1891) schon jenseits des arbeitspflichtigen Alters war.

Am 21. Dezember 1982 erkannte Yad Vashem Hans und Esther Maria Seidel als «Gerechte unter den Völkern» an.

Wilhelm und Maria Seitz beherbergten in ihrem Heim in Türkheim in Bayern drei Jüdinnen, die aus dem nahegelegenen Konzentrationslager geflüchtet waren.

Die Frauen – Mina Silberfard, ihre Mutter Rosa, und Frau Balzam –, alle ursprünglich aus der polnischen Stadt Tschenstochau, waren in den letzten Kriegsmontaten nach Türkheim gekommen. Ihr Leidensweg hatte 1941 mit der Deportation in Zwangsarbeitslager begonnen und sie schliesslich mitten nach Deutschland gebracht. Gegen Ende März 1945 machten in Türkheim unter den Gefangenen Gerüchte die Runde, dass das Lager mit Sprengladungen versehen sei und die SS-Wachen es bald zusammen mit den überlebenden Insassen in die Luft ja-

gen würden. In all diesem hektischen Durcheinander war es den Dreien gelungen zu entkommen. Nachdem sie in unbekannter Umgebung stundenlang durch die Felder geirrt waren, kamen sie gegen Sonnenuntergang zu etwas, das wie eine Bahnstation mitten im Wald aussah. Sie versteckten sich in einer Ecke und warteten, was das Schicksal ihnen bringen würde. Ein Mann mittleren Alters auf einem Fahrrad kam vorbei. Da sie nichts zu verlieren hatten, hielten sie ihn an und hofften auf sein Mitleid. Wilhelm Seitz wies die erbarmungswürdig aussehenden Frauen nicht ab, sondern sagte ihnen, sie sollten in nahegelegenen Wald auf ihn warten. Tief in der Nacht kam er zurück und führte sie in sein Heim im nächsten Dorf. Seine Frau Maria begrüßte sie herzlich, brachte sie ins Badezimmer, gab ihnen Kleidung und Essen und richtete ihnen ein Versteck auf dem Dachboden ein. Die ältliche Mutter, Rosa, wurde in Marias Bett untergebracht. Die Seitzens versteckten die drei Frauen fünf Wochen lang bis zum letzten Tag des Krieges in ihrem Haus, mitten in einem deutschen Dorf.

Am 4. März 1987 erkannte Yad Vashem Wilhelm und Maria Seitz als «Gerechte unter den Völkern» an.

Sell, Helmuth Sell, Annemarie

Akte 2075

Der etwa vierzigjährige Dr. Helmuth Sell besass eine kleine Fabrik für feinmechanische Teile an der Englischen Strasse in Berlin-Dahlem. Im März 1943 stellte er als Auslieferungsjungen einen Jugendlichen ein, der sich bei ihm in HJ-Uniform vorstellte. Dr. Sell wusste zu diesem Zeitpunkt nicht, dass der Junge in Wirklichkeit Jude war und seit Mai 1942 illegal auf den Strassen Berlins lebte. Als Ezra Ben Gershom ihm drei Wochen später seine wahre Identität offenbarte, antwortete Sell ihm im Gegenzug, dass er ehemaliger Sozialdemokrat und überzeugter Gegner des Naziregimes sei. Er besorgte dem Jungen gefälschte Reisepapiere, die belegen sollten, dass er auf Geheiss der deutschen Waffenindustrie nach Wien reise. In den letzten Nächten vor der Abreise brachte er Ben Gershom in seinem eigenen Haus unter und versorgte ihn mit Essen und guten Ratschlägen. Auch Dr. Sells Ehefrau wusste um das Geheimnis.

Am 28. Mai 1981 erkannte Yad Vashem Helmuth und Annemarie Sell als «Gerechte unter den Völkern» an.

Siemens, Gertie

Akte 9740a

Dr. Gertie Siemens, eine enge Mitarbeiterin von Harald Poelchau (siehe eigenen Eintrag), dem Pfarrer des Gefängnisses Berlin-Tegel, gewährte dem untergetauchten jüdischen Musiker Konrad Latte – wie seinen später deportierten Eltern

– entscheidende Überlebenshilfe (siehe zugehörige Einträge: Andreas-Friedrich, Ruth und Friedrich, Karin; Calogeräs-Meissner, Ursula; Einem, Gottfried von; Harich, Anne-Liese; Kranz, Willi und Leissner, Auguste; Latte, Ellen; Schneider, Dorothea und Schneider-Lyckhage, Christa-Maria). «Sie», meinte Latte 2001, «besorgte uns – keineswegs nur für uns – Lebensmittelkarten, Geld, Übernachtungsmöglichkeiten, Arbeitsstellen und vieles andere. Ich konnte wiederholt in ihrer Wohnung übernachten.»

Am 23. Juli 2002 erkannte Yad Vashem Gertie Siemsen als «Gerechte unter den Völkern» an.

Simons, Erna Simons, Christel

Akte 3880

1941 beherbergten Erna Simons und ihre Tochter Christel (geb. 25. Dezember 1912), in ihrem Haus in Berlin-Wilmersdorf die jüdische Ärztin Dr. Margarete Goldstein, die in den Untergrund gegangen war, um der Deportation zu entgehen. Da Dr. Goldstein in der Illegalität lebte, mussten die Simons ihre eigenen knappen Lebensmittelzuteilungen mit ihr teilen.

Mit zunehmender Heftigkeit des Luftkrieges wuchs die Gefahr, dass Dr. Goldstein, die mit in den öffentlichen Luftschutzraum ging, von einem ihrer zahlreichen Patienten oder Bekannten erkannt werden würde. Um diese Möglichkeit auszuschließen, fand Christel Simons für sie eine Unterkunft auf einem abgelegenen Bauernhof nahe Reit im Winkl in Oberbayern, der einem Freund der Familie gehörte. Sie begleitete Dr. Goldstein den ganzen Weg dorthin, ungeachtet der Gefahr, dass sie beide bei einer Sicherheitskontrolle im Zug entdeckt werden könnten. Nach Kriegsende luden die Simons Dr. Goldstein ein, mit ihnen in ihrem Heim in Rheda-Wiedenbrück zu leben.

Am 31. Mai 1988 erkannte Yad Vashem Erna und Christel Simons als «Gerechte unter den Völkern» an (siehe zugehörigen Eintrag: Strindberg, Friedrich und Utje).

Sommer, Margarete

Akte 9991

«Für mich war sie der Schutzengel schlechthin» – so beginnt Sonja Schönerstedt, geb. Goldwerth, ihren Bericht über Dr. Margarete Sommer, die katholische Seelsorgerin, die ihr Leben rettete.

Margarete Sommer wurde am 21. Juli 1893 in Berlin-Schöneeweide geboren. Nach ihrem Schulabschluss studierte sie Volkswirtschaft an der Universität Berlin. 1924 erhielt sie als eine der wenigen Frauen ihrer Generation den Dokortitel. Das Thema ihrer Doktorarbeit lautete: «Die Strafgefangenenfürsorge. Eine kriminalpolitisch-sozialökonomische Untersuchung». Von Oktober 1926 bis Mitte 1934 war Sommer hauptamtliche Dozentin am Fürsorgeseminar des Pestalozzi-

Fröbelhauses, musste dann aber ihre Lehrtätigkeit beenden, da sie sich weigerte, die Rassenideologie des Nazismus in ihre Vorlesungen zu integrieren. Nach dem Verlust ihrer Stellung arbeitete Sommer für verschiedene katholische Organisationen, die «nichtarischen» Christen bei der Emigration aus Nazi-Deutschland halfen, und ab 1939 engagierte sie sich zunehmend beim «Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin», das im August 1938 auf die Initiative von Bischof Konrad Graf von Preysing gegründet worden war. Nach der Verhaftung des Leiters des Hilfswerkes, Domprobst Bernhard Lichtenberg (siehe eigenen Eintrag), im Oktober 1941 übernahm Sommer dessen Arbeit. Von ihrer Tätigkeit profitierten vor allem «nichtarische» Christen, aber auch einige nicht getaufte Juden, denen sie half, der Deportation zu entgehen. Es gibt z.B. Belege dafür, dass nach September 1942 Pfarrer Alfred Brinkmann und sein Küster Robert Kaminski in Absprache mit Sommer dem jüdischen Geschäftsmann und Drucker Erich Wolff ein Versteck im Heizkeller der Herz-Jesu-Kirche zur Verfügung stellten.

Besser dokumentiert ist die Rettung der jüdischen Geschwister Sonja und Mojsche Goldwerth. Ihr in Polen geborener Vater und ihre Stiefmutter flohen nach der «Reichskristallnacht» im November 1938 nach Frankreich. Die zwölfjährige Sonja und der elfjährige Mojsche wurden von der Stiefmutter in dem katholischen Waisenheim in der Ackerstrasse 17 untergebracht und sollten in einem Kindertransport nach England gelangen. Als sich die Emigrationspläne durch den Kriegsausbruch zerschlugen, kümmerte sich Sommer um die Kinder und besorgte ihnen verschiedene Verstecke. Mojsche wurde 1941 in der Nähe des Berliner Zoos gefasst und nach Buchenwald deportiert, konnte aber überleben.

Sonja versteckte sich 1944 in einem kleinen Dorf in Ostpreussen, als ihre wahre Identität aufgedeckt wurde. Die chaotische Situation in Königsberg (heute Kaliningrad in Russland), das gerade einen Luftangriff erlitten hatte, ermöglichte ihr die Flucht nach Berlin, wo sie Margarete Sommer traf. Sommer brachte das Mädchen in ihre Wohnung in Kleinmachnow, gab ihr zu essen und warnte sie, sich nicht bei den Behörden zu melden. Danach brachte sie sie in einem katholischen Mädchenasyl unter, wo Sonja den Krieg überlebte.

Dr. Sommer benutzte auch ihren juristischen Sachverstand und ihre Beziehungen zu verschiedenen Regierungsbehörden, um die Entwicklung der «Endlösung» zu verfolgen sowie die Pläne der Reichsführung, die «Mischehen» aufzulösen. Letzteres hätte den Nazis freie Hand gegeben, die jüdischen Partner in diesen Ehen in den Tod zu deportieren. Sommer schickte Berichte an die katholischen Kirchenführer in Deutschland, alarmierte sie über die Vorgänge und mahnte sie, energisch für die «unveräußerlichen Rechte aller Menschen» einzutreten, um sich nicht durch «Schweigen schuldig vor Gott und den Menschen zu machen».

Am 5. Mai 2003 erkannte Yad Vashem Margarete Sommer als «Gerechte unter den Völkern» an.

Der am 4. Februar 1902 in Chemnitz geborene Strassenbauer Walter Sonntag war wegen seiner sozialistischen Aktivitäten unter dem NS-Regime über zehn Jahre als politischer Häftling inhaftiert, darunter sieben Jahre im Konzentrationslager Buchenwald. Etwa im Winter 1944-45 wurde er Kapo von Block 49, der zu dieser Zeit eine Art Sammelblock verschiedener Transporte aus anderen Lagern und Aussenkommandos wurde. Sonntag tat alles, um die Bedingungen für die Häftlinge in seinem Block möglichst menschlich und gerecht zu gestalten. Er bemühte sich besonders, die 365 Juden im Block vor dem Zugriff der SS zu schützen.

Der am 5. August 1920 in Breslau (heute Wroclaw in Polen) geborene Jochanan Goldkranz kam erst im Februar 1945, nach der Räumung von Gross-Rosen, nach Buchenwald. Er wurde zunächst dem so genannten «kleinen Lager» zugewiesen, in dem wegen der grausamen Behandlung viele Häftlinge umkamen. Als er sich einmal freiwillig dazu meldete, das Essen zu holen, lernte er Walter Sonntag kennen. Sonntag holte ihn ins Stammlager, in dem er Blockältester von Block 49 war, und rettete damit sein Leben. Als Goldkranz sich in einen Schlupfwinkel ausserhalb des Blocks flüchtete, um der SS zu entgehen, vertuschte es Sonntag und versorgte ihn mit Essen. Während der Evakuierungen in den letzten Kriegstagen versuchte die SS, die Juden von den anderen Häftlingen abzusondern, vermutlich um sie auf einen «Todesmarsch» zu schicken. Sonntag wurde als Blockältester aufgefordert, alle Juden im Block anzugeben. Trotz mehrfacher Drohungen weigerte er sich. Er erklärte den SS-Wächtern, «dass [er] nicht einen Juden mehr herausbringen würde, auch wenn [ihn] die SS aufhängen würde.» Sonntag – so die Zeugnisaussage von Goldkranz, der sich nach dem Krieg John Ranz nannte – «hat keinen Juden verraten und die SS hat keinen mitgenommen.» Am 11. April 1945 wurde Buchenwald von den Amerikanern befreit.

Am 10. März 2003 erkannte Yad Vashem Walter Sonntag als «Gerechten unter den Völkern» an.

Der am 6. Juni 1911 in Czernowitz geborene Wilhelm Alois Spisky hatte eine Jüdin geheiratet. 1942 erfuhr er, dass die Gestapo seinen Schwager Marcus Kahane von Czernowitz nach Polen deportiert hatte. Was er jedoch nicht wusste, war, dass sich Kahane dort mit der fünfköpfigen jüdischen Familie Cogan anfreundete. Er gab ihnen auch die Adresse seines christlichen Schwagers, falls es ihnen gelingen sollte, sich über die Grenze nach Rumänien durchzuschlagen.

Im November 1942 überquerten die Cogans erfolgreich den Dnjestr nach Rumänien, aber nachdem sie zwei Wochen lang durch die Wälder geirrt waren, wurden sie von rumänischer Gendarmerie verhaftet. In ihrer Verzweiflung erin-

nernten sich die Cogans an die Adresse, die ihnen Kahane gegeben hatte. Durch ihren christlichen Freund Emilian Marculescu liessen sie Spisky eine Nachricht zukommen. Spisky, der in dem Irrglauben, dort seinen Schwager zu finden, sofort zum Gefängnis eilte, war zunächst bitter enttäuscht, Kahane nicht zu finden. Die verzweifelte Lage der fünf Cogans – hungrig, in zerfetzten Kleidern, und als letzte Hoffnung auf ihn rechnend – erweckte jedoch sein Mitleid, und er beschloss, ihnen zu helfen.

Bei dem Versuch, die Cogans aus dem Gefängnis zu befreien, bestach Spisky einen rumänischen Polizeibeamten. Unter dem Vorwand, er wolle sie zur Grenze bringen und dort den Deutschen übergeben, brachte dieser sie zu Spisky und seinen Freunden, von denen sie versteckt wurden. Danach nahm Spisky die Cogans zu seiner eigenen Wohnung mit und hielt sie dort sechs Wochen lang versteckt.

Spisky, der nach dem Krieg deutscher Staatsbürger geworden war, starb am 26. Dezember 1990 während eines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten. Gemäss seines Wunsches wurde er auf dem christlichen Friedhof in Jaffa in Israel beerdigt.

Am 26. November 1990 erkannte Yad Vashem Wilhelm Alois Spisky als «Gerechten unter den Völkern» an.

Springer, Otto M.

Akte 3402

Otto M. Springer (geb. 30. Dezember 1907), ein in Prag geborener Deutscher, der in der Tschechoslowakei lebte, heiratete im Juli 1938 die Jüdin Hanna Adler. Das war drei Jahre nach Erlass der Nürnberger Gesetze und kurz vor dem Einmarsch der Nazis.

Nach der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei wurde Springer im Nachhinein zu einem «Rassenschänder» erklärt. Im August 1944 wurde er aufgefordert, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, was sie der Deportation ausgeliefert hätte. Als er sich weigerte, wurde er im Zwangsarbeitslager Klettendorf in Schlesien interniert; danach im Zwangsarbeitslager Graeditz, ebenfalls in Schlesien; und schliesslich im Lager Habibor bei Prag. Die älteste Tochter der Springers, die nach den Nürnberger Gesetzen «Geltungsjüdin» war, wurde im März 1945 im Untergrund geboren.

Springer widerstand nicht nur dem Druck, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Er war auch in einer kleinen antinazistischen Widerstandsgruppe aktiv, der es aufgrund rechtzeitiger Warnungen vor bevorstehenden Deportationen gelang, fünf weitere Juden zu retten, die alle mit nicht jüdischen Ehepartnern verheiratet waren.

Am 19. Mai 1986 erkannte Yad Vashem Otto M. Springer als «Gerechten unter den Völkern» an.

Stefanovic, Vojislav

Akte 1374

Vojislav Stefanovic aus Berlin-Spandau half den Brüdern Lax (siehe zugehörigen Eintrag: Noerenberg, Otto, Gertrud und Edith) und anderen versteckten Juden mit Lebensmitteln und Kleidung. Er arbeitete freiwillig Nachtschichten, um die Berechtigung für Sonder-Nahrungsmittelzuteilungen zu bekommen, die er dann an Gisela Jacobius und ihre Eltern weitergab. Als Jacobius und ihre Eltern von der Gestapo aufgespürt wurden, brachte Stefanovic sie zum Haus seiner Eltern und von dort in ein neues Versteck.

Am 25. März 1979 erkannte Yad Vashem Vojislav Stefanovic als «Gerechten unter den Völkern» an.

Steinl, Gertrud

Akte 1618

Gertrud Steinl, eine Sudetendeutsche, arbeitete als Aufseherin bei der Karpaten-Öl AG in der polnischen Stadt Stryj. Ihre Einstellung den Arbeitern gegenüber war warm und menschlich. Als eine ihrer angeblich polnischen Arbeiterinnen ihr anvertraute, dass sie Jüdin sei, sorgte sich Steinl um sie und unternahm jede Anstrengung, ein Versteck für sie zu finden. Sie schickte die Arbeiterin – Sarah Shlomi, geb. Fröhlich – zu ihren Eltern in Graslitz im Sudetenland, verriet ihnen aber nicht, dass sie Jüdin war. Shlomi blieb von 1943 bis zum Ende des Krieges bei ihnen. Sie arbeitete zuerst als Hausmädchen und später in einer Munitionsfabrik.

Am 4. September 1979 erkannte Yad Vashem Gertrud Steinl als «Gerechte unter den Völkern» an.

Stichnoth, Elfriede

Akte 3114

Während des Krieges lebte die Schalterbeamtin Elfriede Eich (später verheiratete Stichnoth) bei ihren Eltern in Leverkusen. Irgendwann gegen Ende 1944 erschien ihre frühere Schulfreundin Karola Stern (siehe zugehörigen Eintrag: Pütz, Christian und Christine) an ihrem Fahrkartenschalter und bat um Hilfe. Sie war aus dem Auffanglager in Köln-Müngersdorf geflohen und brauchte einen Platz zum Übernachten. Elfriede nahm Karola mit in das Haus ihrer Eltern im Rüttersweg 88 in Leverkusen, wo sie mehrere Wochen blieb. Nach einiger Zeit jedoch begannen Gestapo und Polizei, Nachforschungen anzustellen, und Elfriedes jüdische Freundin musste die Familie verlassen.

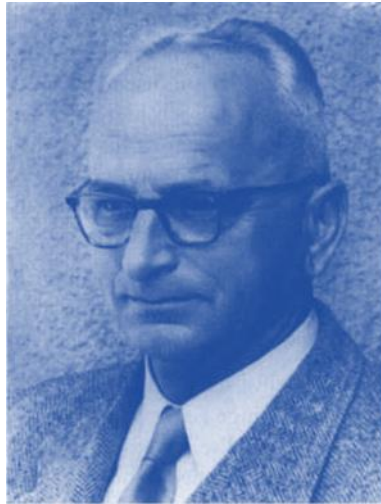
Am 5. Februar 1985 erkannte Yad Vashem Elfriede Stichnoth als «Gerechte unter den Völkern» an.

Stippler, Karl Stippler, Elisabeth

Akte 2829

Karl und Elisabeth Stippler aus Hadamar waren schon vor dem Krieg mit der jüdischen Familie Schoenberg befreundet. Von 1941 bis 1942 kümmerten sie sich um Frau Schoenberg und ihren erkrankten Sohn Otto, entgegen dem nationalsozialistischen Verbot des Kontakts mit Juden. Im August 1942 wurden Frau Schoenberg und ihr Sohn mit den übrigen Juden aus Hadamar «in den Osten» deportiert. Die Tochter der Familie, Bertha Schoenberg-Eichhorn, die als Einzige den Krieg überlebte, bezeugte das edle und aufopferungsvolle Verhalten der Stipplers.

Am 16. Februar 1984 erkannte Yad Vashem Karl und Elisabeth Stippler als «Gerechte unter den Völkern» an.



Stockmar, Hans

Akte 9446

Hans Stockmar wurde 1890 in Australien als Sohn eines Schiffsarztes geboren und verlebte seine Kindheit und Jugend in verschiedenen Ländern. In Deutschland nahm er zunächst bei dem berühmten Weimarer Regisseur Max Reinhardt in Berlin Schauspielunterricht, bevor er sich schliesslich als Kerzenfabrikant in dem holsteinischen Kaltenkirchen niederliess. In den Jahren nach Hitlers Machtübernahme arbeitete bei Stockmar auch der aus einer polnischjüdischen Familie stammende Josef Gelbart als Imkerei-Volontär. Der weltoffene Fabrikant und sein junger jüdischer Volontär, der sich auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitete, wurden Freunde. Sie hielten ihren Briefwechsel auch aufrecht, als Gelbart und seine Mutter Ende Oktober 1938 im Rahmen der so genannten «Polenaktion» (die Deportation der polnischen Juden aus Deutschland) nach Polen abgeschoben und 1940 in das Warschauer Ghetto eingewiesen wurden. Stockmar schickte ihnen nach Warschau nicht nur Briefe, sondern auch Pakete mit Lebensmitteln, Kleidung, Kerzen u. ä. Die Gefahr, die Aufmerksamkeit der Zensur und der Gestapo auf sich zu lenken, schreckte ihn nicht ab.

Stockmars eigene Schreiben sind verloren gegangen, aber Gelbarts Antwort- und Dankesbriefe an seinen mutigen Wohltäter sind trotz des Todes ihres Verfassers erhalten geblieben. Sie gestatten einen erschütternden Einblick in die

Hölle des Alltags im Ghetto, aber veranschaulichen zugleich, welchen Trost Gelbart bei seinem heroischen, wenn auch letztendlich gescheiterten Kampf ums Überleben aus der Verbindung mit Stockmar zog. Dieser Trost war nicht nur materiell, sondern auch seelisch.

«Ich befinde mich auf einem Fleck der Erde», schrieb Gelbart am 9. Mai 1941, «der zehntausenden zum Schicksal geworden ist u. werden wird. Ich glaube, dass ich hier mehr gesehen und erlebt habe, als sonst Generationen beschieden ist. Es muss doch einen Sinn haben, dass ich hier bin u. nicht anderswo, denn wenn man sagen würde, dass alles sinnlos sei, was geschah u. geschehen wird, dann erst, erst dann gäbe es nur noch eins: die Verzweiflung!»

Kaum sechs Monate später, am 18. November 1941, als Gelbart mit dem nahenden Winter rechnen musste, klingt sein Brief wie eine Mischung von Hoffnung und Verzweiflung.

«Wir selbst leben in einem wahren Eissarg. Und da fehlen oft die elementarsten Dinge Feuer, Wasser, Licht, da kann man schon deswegen verzweifeln. Ich wollte, ich könnte Ihnen einmal berichten, in welcher Verfassung uns die Päckchen fanden und welchen Mut wir schöpften aus diesem Nicht-verlassen-sein. Ich glaube manchmal, wir alle sehen den Frühling nicht.»

Zwar sah er den Frühling noch, aber er hatte schon fast jede Hoffnung verloren:

«Ich kann Ihren Trost nicht nehmen, wenn ich sehe, wie wir beide schuldlos – gewissermassen aus ‚Zufall‘, aus Schwäche und Kranksein der Vernichtung entgegengehen. – Aber ich will es immer und immer noch einmal versuchen, wie Sisyphus ...» [Brief vom 13. April 1942]

Die letzte Nachricht stammt vom 20. Mai 1942. Vermutlich erlagen Mutter und Sohn kurze Zeit später den Bedingungen des Ghettos oder wurden in das Vernichtungslager Treblinka deportiert.

Am 22. Oktober 2001 erkannte Yad Vashem Hans Stockmar als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Konrad Plieninger: «Ach, es ist alles ohne Ufer ...». Briefe aus dem Warschauer Ghetto, Göppingen 1996.

Eugen Stöffler war Pfarrer des Dorfes Köngen in Württemberg, in dem er mit seiner Frau und sechs Kindern lebte. Er gehörte der regimekritischen Bekennenden Kirche an, die in Württemberg während des Krieges die «Sozietät der christlichen Nächstenliebe» gründete, ein loses Netzwerk, dessen erklärtes Ziel es war, verfolgten Juden Unterschlupf anzubieten. Die Mitglieder der «Sozietät» stimmten untereinander die «Besuche» flüchtiger Juden ab. Jeder Aufenthalt musste kurz bemessen sein, um keinen Verdacht zu erregen. In den Jahren 1943-1945 nahm das jüdische Ehepaar Ines und Max Krakauer (siehe zugehörige Einträge: Dilger, Alfred und Luise; Goes, Elisabeth; Gözl, Richard und Hildegard; Mörike, Otto und Gertrud) insgesamt dreimal – davon einmal unangemeldet – die Gastfreundschaft der Stöfflers in Anspruch. Eugen Stöffler und seine herzkrankte Frau Johanna nahmen die beiden immer sehr warm auf und spielten die Schwierigkeiten und Risiken ihres Tuns herunter. Als Johanna Stöffler gefragt wurde, wie sie alle mit den knappen Lebensmittelrationen ausreichend versorgen könne, antwortete sie fröhlich: «Darum mache ich mir nie Sorgen. Der Herr hilft schon, dass es reicht.» Die siebzehnjährige Tochter Ruth und die jüngeren Kinder wussten um das Geheimnis und kümmerten sich um das Wohlbefinden der «illegalen» Besucher. Der älteste Sohn der Stöfflers fiel im Krieg.

Am 30. März 1998 erkannte Yad Vashem Eugen und Johanna Stöffler sowie ihre Tochter Ruth als «Gerechte unter den Völkern» an.

Professor Fritz Strassmann (geb. 22. Februar 1902 in Boppard), ein Chemiker von Weltruf, gehörte zu dem Forscherteam, das die Geheimnisse der Kernspaltung entschlüsselte. Er war das jüngste von neun Geschwistern. Nach dem Schulabschluss in Düsseldorf 1920 nahm er ein Chemiestudium an der Technischen Hochschule Hannover auf. 1929 erhielt er ein Stipendium für das Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Berlin-Dahlem. Seine Lehrer und Kollegen waren Professor Otto Hahn und Professor Lise Meitner. Meitner musste Deutschland 1938 wegen ihrer jüdischen Abstammung verlassen. Strassmann weigerte sich, sich von seiner jüdischen Kollegin zu distanzieren. 1934 ging ihm eine einträgliche Stellung ausschliesslich wegen seiner standhaften Weigerung, der NSDAP beizutreten, verloren.

Im März 1943 wurde Strassmann gebeten, eine Jüdin zu verbergen, die von der Gestapo gesucht wurde. Die Frau, Andrea Wolfenstein (siehe zugehörigen Eintrag: Seidel, Hans und Esther Maria), war ihm im Haus der Schwestern Schie-

mann – eine von ihnen war Professorin für Biologie an der Universität Berlin – begegnet, wo sie sich zu diesem Zeitpunkt versteckte. Obwohl Strassmann Andrea Wolfenstein nur flüchtig kannte, war er sofort bereit sie aufzunehmen, unter völliger Missachtung der Gefahr nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine Frau und seinen kleinen Sohn. Die Situation wurde noch dadurch erschwert, dass der Hausmeister und die Nachbarn in der Wohnung unter den Strassmanns überzeugte Nazis waren. Andrea Wolfenstein blieb bei den Strassmanns, bis die Situation in Berlin zu gefährlich wurde, sodass Unterkünfte an anderen Orten gefunden werden mussten.

Am 16. Juli 1985 erkannte Yad Vashem Fritz Strassmann als «Gerechten unter den Völkern» an.

Strindberg, Friedrich
Strindberg, Utje
Pauselius, Felicia
Dombrowski, Wanda

Akten 9427c

9427d

9427e

Der 1918 in Würzburg geborene Herbert Strauss zog im Jahr 1936 nach Berlin, um dort an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums zu studieren (siehe zugehörigen Eintrag: Totzke, Ilse Sonja). Anfang 1942 wurde er als Zwangsarbeiter eingesetzt und im Juli wurde die Hochschule schliesslich geschlossen. In Berlin lernte Strauss seine zukünftige Frau, Lotte Schloss, kennen. Die Familie Schloss war in den 1930er Jahren von der schon fast vollständig nazifizierten norddeutschen Kleinstadt Wolfenbüttel in die Grossstadt Berlin umgezogen. Strauss und seine Verlobte gingen am 24. Oktober 1942 in die Illegalität, nachdem die Gestapo versucht hatte Lotte in ihrer Wohnung zu verhaften. Als Erster nahm August Sapandowski (siehe eigenen Eintrag) in einem ihm gehörenden Keller das Paar für einige Wochen auf. Danach trennten sich Herbert und Lotte und jeder suchte ein eigenes Versteck (siehe zugehörigen Eintrag: Meier, Luise).

Friedrich Strindberg und seine Frau Utje, Herberts nächste Gastgeber, waren ihm schon von früher als Nachbarn der Familie Schloss in Berlin-Kladow bekannt. Friedrich Strindberg-Wedekind, der 1897 geborene Sohn des deutschen Dramatikers und Lyrikers Frank Wedekind, arbeitete als Korrespondent für schwedische Zeitungen. Als solcher verfügte er über gute Informationsquellen und erfuhr schon früh von der systematischen Vernichtung der Juden. Strindberg und seine Frau stellten Strauss ein kleines Zimmer in ihrem von Büschen und Hecken umgebenen Haus zur Verfügung. Er blieb dort etwa von Dezember 1942 bis Ende Februar 1943.

In den darauffolgenden vier Wochen versteckte sich Herbert bei der etwa fünfzigjährigen Felicia Pauselius, an die ihn Lottes Freundin Christel Simons (siehe eigenen Eintrag) verwiesen hatte. Pauselius lebte in einer geräumigen Wohnung in der Nähe des Flughafens Tempelhof. Da sie berufstätig war, hatte Strauss die Wohnung tagsüber für sich allein. Wie sie ihm kurz vor seinem Weg-

gang von Berlin mitteilte, vermuteten die Nachbarn während seines Aufenthaltes, dass er Felicias uneheliches Kind sei, dass sie vor vielen Jahren weggegeben habe.

Im Mai und Juni 1943 hielt sich Herbert Strauss bei Wanda Dombrowski auf. Dombrowskis jüdischer Ehemann war schon 1937 nach Brasilien ausgewandert. Er und Lottes Onkel waren alte Freunde. Als geschickte Näherin konnte Wanda Dombrowski das Passfoto in Herberts gefälschten Ausweispapieren kunstgerecht befestigen.

Am 16. Juli 2001 erkannte Yad Vashem Friedrich und Utje Strindberg, Felicia Pauselius und Wanda Dombrowski als «Gerechte unter den Völkern» an.

Sürkel, Hans

Akte 1808

Hans Sürkel arbeitete in der Ukraine für die Organisation Todt als Ingenieur am Bau der Landstrasse von Uman nach Gaysin. Die jüdischen Zwangsarbeiter, die bei demselben Projekt arbeiteten, waren in Behelfslagern inhaftiert und wurden von SS-Männern bewacht.

Sürkel hob sich von den anderen Todt-Ingenieuren durch seine menschliche Behandlung der jüdischen Gefangenen ab, die von den SS-Angehörigen und deren ukrainischen Handlangern brutal misshandelt wurden. Als die jüdischen Gefangenen in den letzten Tagen des Jahres 1943 spürten, dass sie alle ermordet werden sollten, brachen sie durch eine Bresche im Zaun des Lagers bei Tala-laevka aus und rannten um ihr Leben. Unter den Entflohenen war Rivka Tager aus Uman. Sie und zwei weitere Frauen hatten es beinahe geschafft, sich durch eine schmale, entlegene Schlucht davonzustehlen, als sie zufällig von einem deutschen Soldaten und zwei ukrainischen Polizisten, die auf Hasenjagd waren, aufgegriffen wurden.

Sie gaben vor, ukrainische Bäuerinnen zu sein, aber der deutsche Soldat brachte sie zum Lager zurück, um sie zu identifizieren. Er hielt sich im unbeleuchteten Korridor im Hintergrund und trat erst ins Licht, als sie von dem ahnungslosen Sürkel gegrüsst wurden. Als er merkte, dass er sie verraten hatte, überzeugte Sürkel den deutschen Soldaten, sie noch zwei Wochen leben zu lassen, damit sie in dieser Zeit diverse wichtige Aufgaben erledigen könnten. Er gab ihm eine unterschriebene Bestätigung der Abmachung, hielt sich aber nicht an seine «Verpflichtung», sondern liess die drei Frauen, nachdem der Soldat gegangen war, umgehend frei und rettete so ihr Leben.

Am 20. März 1980 erkannte Yad Vashem Hans Sürkel als «Gerechten unter den Völkern» an.

Werner Sylten wurde 1893 in Hergiswil in der Schweiz als ältester Sohn eines Apothekers aus Königsberg in Ostpreussen (heute Kaliningrad in Russland) geboren. Nach vier Jahren Militärdienst im Ersten Weltkrieg beendete er 1920 seine theologischen Studien an der Universität Marburg. Im Anschluss an seine Ordination wurde er 1925 Direktor einer evangelischen Mädchenschule in Bad Köstritz in Thüringen.

In der ersten Zeit nach Hitlers Machtübernahme solidarisierte sich Sylten mit der oppositionellen Linie der Bekennenden Kirche gegen die Gleichschaltung der evangelischen Kirche. Seine rassengesetzliche Einstufung als «Mischling» (sein Vater war ein getaufter Jude) machte seine Lage äusserst riskant.

Nach der Veröffentlichung einer bösartigen Polemik gegen Sylten im *Völkischen Beobachter* am 20. September 1935 entliess ihn der thüringische Innenminister von seinem Posten und wies ihn später aus Thüringen aus. Im Herbst 1938 nahm Sylten, seit mehr als zwei Jahren ohne Arbeit und Amt, die Aufforderung Pastor Heinrich Grübers (siehe eigenen Eintrag) an, ihm bei seiner inoffiziellen evangelischen Hilfs- und Rettungsorganisation zugunsten der Opfer der rassistischen Verfolgungen der Nationalsozialisten zu helfen. Schnell wurde er Grübers rechte Hand und sein erster Assistent im Hauptbüro – dem Büro Grüber – in Berlin.

Nach Grübers Verhaftung am 9. Dezember 1940 übernahm Sylten die Leitung der Aktivitäten und führte die informelle Hilfs- und Rettungsorganisation fort. Weniger als drei Monate später, am 25. Februar 1941, wurde er verhaftet und in das KZ Dachau deportiert. Dort überlebte er nicht lange. Nachdem man ihn in die «Invalidenbaracke» eingewiesen hatte, wurde der «jüdische Pfaffe» – wie der SS-Arzt ihn verächtlich nannte – am 26. August 1942 ermordet.

Am 16. Oktober 1979 erkannte Yad Vashem Werner Sylten als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Kaelner, Bruno, Gotha: Berlin, Dachau: Werner Sylten. Stationen seines Widerstandes im Dritten Reich, Stuttgart 1980.

Der am 8. September 1911 in Nikolaiken/Ostpreussen (heute Mikolajki in Polen) geborene evangelische Pfarrer Horst Symanowski wurde nach 1933 ein aktives Mitglied der Bekennenden Kirche in Königsberg (heute Kaliningrad in Russland). Bis 1939 wurde er deswegen dreimal inhaftiert. Nach seiner letzten Haftentlassung riet ihm seine Kirche, sich freiwillig zur Wehrmacht zu melden, um weiteren Verfolgungen zu entgehen. Im Dezember 1942 kehrte er schwer ver-

wundet nach Königsberg zurück. Seine Kriegserfahrungen hatten seine Gegnerschaft zum NS-Regime verstärkt und er engagierte sich von nun an bei illegalen Tätigkeiten für die Bekennende Kirche. Da seine schwere Kriegsverwundung ihn berechnete, den unkontrollierten Nachtzug von Königsberg nach Berlin zu benutzen, wurde er ein idealer Kurier, der wichtige Informationen übermitteln konnte.

Darüber hinaus versteckten Horst Symanowski und seine Frau Isolde in ihrer Königsberger Wohnung von 1944 bis Januar 1945 die dreiköpfige jüdische Familie Karmeinsky aus Bersenbrück in Nordwestdeutschland, die durch Kreise der Bekennenden Kirche an sie verwiesen worden war. Während der Evakuierung Ostpreussens im Januar 1945 wurden die Karmeinskys getrennt. Die wahre Identität des Vaters Rudolf wurde entdeckt und er wurde von der Gestapo kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee exekutiert. Seine Frau Rosa und die vierjährige Tochter Christel überlebten. Sie kehrten nach Nordwestdeutschland zurück und wanderten später in die USA aus.

Am 23. Oktober 2002 erkannte Yad Vashem Horst und Isolde Symanowski als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Maria von Borries: Zur Geschichte der Juden in der Region Bersenbrück, Bramsche 1997.

Tervoort, Anna

Akte 7526

Anna Brücker wurde 1909 in Schmalbroich geboren, einer kleinen Landgemeinde am Niederrhein. Ihr Vater hatte dort eine Bäckerei und einen Lebensmitteladen. Nachdem sie 1936 mit ihrer Familie zum Hülser Berg bei Krefeld gezogen war, heiratete sie einen Bauern aus der Nachbarschaft, Peter Tervoort.

Annas Familie wurde sich des Ausmasses der nationalsozialistischen Judenverfolgung früh bewusst. Ihr Vater hielt nach Hitlers Machtübernahme den Kontakt zu Juden aufrecht und leistete einem jüdischen Tierarzt, der in die Vereinigten Staaten emigrieren wollte, finanzielle Hilfe. Nach Kriegsausbruch wurde Annas Ehemann, Peter Tervoort, zur Wehrmacht eingezogen, und sie musste den grossen Hof alleine bewirtschaften und sich darüber hinaus noch um zwei kleine Kinder kümmern. Gegen Ende 1944 oder Anfang 1945 wandte sich ihr Schwager Hermann Tervoort an sie und bat sie, Johanna Werner unterzubringen, die jüdische Ehefrau eines Protestanten, die unmittelbar von der Deportation bedroht war. Hermann Tervoort bat seine Schwägerin um Hilfe, nachdem seine eigene Frau, Sibilla, der unwillkommenen Besucherin die Haustür vor der Nase zugeschlagen hatte mit den Worten: «Wat, 'ne Jüdin? Raus!»

Anna Tervoort, die Johanna Werner nie zuvor gesehen hatte, war ohne weitere Umstände bereit, sie aufzunehmen, und brachte sie in einem der Gästezimmer des Bauernhofes unter. Neugierigen Nachbarn, die den Hof von Zeit zu Zeit

aufsuchten, sagte sie, dass die Fremde eine Freundin aus der Stadt sei, die Zuflucht vor den Bombenangriffen suche. Dennoch verbreitete sich in der Nachbarschaft das Gerücht, dass eine Jüdin auf dem Hof lebe, und Anna Tervoort wurde bald Opfer einer Erpressung. Auf der verzweifelten Suche nach einem neuen Unterschlupf wandte sie sich zusammen mit Ernst Evers, einem engen Freund der Familie, zunächst an den evangelischen Ortspfarrer Johannes Lauer, der sie aber rundweg fortschickte. Der katholische Geistliche des Ortes, an den sie sich als Nächstes wandten, konnte ihnen auch nicht helfen, da er bereits ein anderes Opfer der Nazi Verfolgungen aufgenommen hatte. Schliesslich fand Tervoort für Johanna Werner eine Ersatzunterkunft im Keller eines teilweise beschädigten Hauses. Während Johanna Werner in dem Keller lebte, versorgten Tervoort und Evers sie weiterhin mit Lebensmitteln. Nach dem Krieg blieben Familie Werner und Anna Tervoort in engem Kontakt.

Am 15. Mai 1997 erkannte Yad Vashem Anna Tervoort als «Gerechte unter den Völkern» an.

Tietjens, Edwin **Tietjens, Gina** **Specht, Senta**

Akte 7625

Die 1924 geborene Ruth Heynemann wurde 1941 zur Arbeit in der jüdischen Abteilung einer Berliner Schuhfabrik eingeteilt. Dort lernte sie Senta Specht kennen, eine junge Deutsche, die zu diesem Zeitpunkt etwa fünfunddreissig Jahre alt war. Specht, von Beruf Schuheinkäuferin, freundete sich mit dem jungen jüdischen Mädchen an und versprach, ihr zu helfen, wenn es nötig sein sollte.

1943 wurde es nötig. Senta Specht wandte sich an ihren Freund Dr. Edwin Tietjens, der Psychiater und Autor eines Buches über die Psychologie des Verkaufens war. Tietjens besorgte für Ruth Heynemann und ihre Mutter ein Versteck in Berlin-Reinickendorf bei einer ehemaligen Kommunistin, die dafür gut bezahlt wurde. Sie blieben vier Wochen in Reinickendorf und danach noch zehn Tage bei Senta Specht, während Dr. Tietjens sich einer nationalsozialistisch eingestellten Angestellten auf seinem Grundstück entledigte. Dann nahm er die beiden jüdischen Frauen in seiner Villa auf, kümmerte sich um all ihre Bedürfnisse und beschaffte sogar falsche Papiere für sie. Es gelang ihm jedoch nicht, Papiere für Ruths Vater Artur zu besorgen.

1944 starb Dr. Tietjens plötzlich an einem Herzanfall und seine Frau Gina, die vollen Anteil an der Rettungsaktion genommen hatte, kümmerte sich weiter um die beiden Frauen bis zum Einmarsch der russischen Armee.

Nach dem Krieg emigrierten die Heynemanns in die Vereinigten Staaten.

Am 27. Mai 1997 erkannte Yad Vashem Edwin und Gina Tietjens sowie Senta Specht als «Gerechte unter den Völkern» an.

Dr. Albrecht Tietze, Sohn eines bekannten Chirurgen aus Breslau in Schlesien (heute Wroclaw in Polen), arbeitete als Internist im städtischen Krankenhaus im Berliner Westend. Als am 1. April 1933, dem Tag des allgemeinen Boykotts, der Direktor der Einrichtung alle Angestellten versammelte und die jüdischen Ärzte aufforderte, das Krankenhausgelände umgehend zu verlassen, zeigte Dr. Tietze Solidarität mit seinen jüdischen Kollegen und verliess das Haus demonstrativ mit ihnen zusammen.

Dr. Tietze war nicht nur bekannt für seine offen gezeigte Sympathie für die verfolgten Juden, er gehörte während des Krieges in Berlin auch einer deutschen Widerstandsgruppe an.

Am 3. November 1971 erkannte Yad Vashem Albrecht Tietze als «Gerechten unter den Völkern» an.

Totzke, Ilse Sonja

Ilse Sonja Totzke wurde am 4. August 1913 in Strassburg, der Hauptstadt des damals zu Deutschland gehörenden Elsass-Lothringen, geboren. Ihre Mutter war Schauspielerin und ihr Vater Dirigent eines Theaterorchesters. Als Elsass-Lothringen 1919 an die Franzosen zurückfiel, musste Otto Totzke, der sich entschloss, seine deutsche Nationalität zu behalten, Strassburg verlassen. Gemeinsam mit seiner Tochter, jedoch ohne Ehefrau, zog er nach Mannheim. Ein Jahr später, als Ilse erst sieben war, starb ihre Mutter. Die Tochter vergab dem Vater niemals, die Mutter allein in Strassburg zurückgelassen zu haben.

Etwa fünf Jahre nach der erneuten Heirat ihres Vaters im Jahr 1924 verliess die sechzehnjährige Ilse ihr Zuhause, um in Bamberg Internatsschülerin zu werden. Von da an begann sie, mit rechtlichen Mitteln gegen ihren Vater vorzugehen. Sie bezichtigte ihn, das Vermögen ihrer Mutter zu verschwenden und sich zu weigern, ihr den zustehenden Anteil zukommen zu lassen. Ihr Vater starb 1933 im Alter von fünfzig Jahren. Ein Jahr darauf, als Ilse Totzke mit einundzwanzig volljährig wurde, erbte sie das beachtliche Vermögen von 42.000 Reichsmark, das ihr ein sicheres monatliches Einkommen garantierte.

Die persönlichen Umstände ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit, gepaart mit den psychologischen Folgen, die der frühe Verlust der Mutter und die Entfremdung vom Vater mit sich brachten, trugen zweifelsohne dazu bei, aus Ilse Sonja Totzke eine selbständige junge Frau, ja eine Art Feministin zu machen, die sich gegen die von Männern dominierte Gesellschaft auflehnte. Dieser rebellische Charakterzug mag auch dazu beigetragen haben, dass sie die massenorientierte, totalitäre «Volksgemeinschaft» des Dritten Reiches verachtete und ablehnte.

Im Jahr 1932 begann sie am Würzburger Konservatorium Musik zu studieren. Dort lernte sie mehrere Juden kennen und freundete sich mit ihnen an. Auch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 brachen ihre Kontakte zu Ju-

den nicht ab. Sie wohnte bei jüdischen Vermietern, verkehrte in jüdischen Familien und achtete überhaupt nicht auf die rassische und gesellschaftliche Kluft, die das neue Regime zwischen «Ariern» und «Nicht-Ariern» zu errichten suchte. Nach dem Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze wurde Ilse Totzke wiederholt Opfer von Denunziationen bei der Gestapo, da sie angeblich nicht genügend Patriotismus zeigte und sich Juden gegenüber als zu freundlich erwies. Diese Denunziationen scheinen gleichermassen durch ihren unkonventionellen Lebensstil und die sozialen Ressentiments der Informanten wie durch den Hass auf Juden ausgelöst worden zu sein. Dennoch konnte die Würzburger Gestapo, die sie beobachten liess, bis lange nach dem Ausbruch des Krieges keine handfesten Beweise für diese Behauptungen vorlegen.

Als am 5. September 1941 Totzkes Wohnung durchsucht wurde, vermochte man zwar wiederum keine politisch belastenden Indizien zu entdecken, doch wurden «jüdische» Bücher sichergestellt – darunter ein Roman des berühmten jüdischen Schriftstellers Sholem Asch und Alex Beins Biographie des Begründers des politischen Zionismus, Theodor Herzl. Ilse Totzke wurde noch am selben Tag von der Gestapo verhört und gestand, tatsächlich mit Juden in Kontakt gewesen zu sein, vor allem mit der Familie Ottenberg, die 1936 nach England emigriert war. Sie äusserte sich während des Verhörs klar und deutlich zu ihrer Einstellung:

«Wenn aufgrund meiner jüdischen Bekanntschaften unterstellt wird, dass ich den Nationalsozialismus ablehne, so antworte ich, dass ich mich nicht um Politik kümmere. Das Vorgehen gegen die Juden halte ich nicht für Recht. Ich kann diesen Massnahmen nicht zustimmen. Dabei möchte ich betonen, dass ich keine Kommunistin bin. Jeder anständige Mensch ist mir recht, ganz gleich, welcher Nationalität er angehört».

Am 28. Oktober wurde sie erneut zur Gestapo befohlen und eindringlich davor gewarnt, weiteren Kontakt mit Juden zu halten. Sie musste eine Erklärung unterschreiben, dass eine Wiederholung dieses Vergehens ihre sofortige Inhaftierung in einem Konzentrationslager zur Folge hätte.

Die unerschütterliche Ilse Totzke jedoch liess sich nicht abschrecken. Im September 1942 wurde sie bei einer ihrer Reisen nach Berlin von einer gewissen Frau Strauss, der ursprünglich katholischen Frau eines Würzburger Juden, gebeten, ihrem Sohn Herbert (siehe zugehörige Einträge: Sapandowski, August; Strindberg, Friedrich und Utje) über die aus Posen stammende Ruth Basinski eine Nachricht zu übermitteln. Dieser junge Mann hatte ebenso wie Ruth Basinski an der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums studiert. Frau Strauss, die zu dieser Zeit in einem Haus für Partner in «Mischehen» in Würzburg lebte, lernte Ilse Totzke durch eine Mitbewohnerin namens Schwabacher kennen. Als Totzke in Berlin eintraf, suchte sie die junge Ruth Basinski auf, freundete sich mit ihr an und übernachtete mindestens einmal in deren Wohnung. Als sie einige Monate später, im Dezember 1942, von Neuem zur Würzburger Gestapo zitiert wurde, beschloss sie offensichtlich, mit Hilfe ihrer jüdischen Ver-

bindungen in die Illegalität abzutauchen. Sie fuhr wieder nach Berlin und suchte Basinski mehrmals in ihrer Wohnung auf, ohne sie jedoch anzutreffen.

Als sie es am 8. Februar 1943 noch einmal versuchte, wurde ihr von den Nachbarn mitgeteilt, dass sich die junge Frau wahrscheinlich im «Judenlager» in der Auguststrasse befand und «in den Osten» deportiert werden solle. Am nächsten Morgen ging Ilse Totzke in die Auguststrasse und wartete geduldig, bis endlich Ruth Basinski gegen fünfzehn Uhr auftauchte. Inzwischen hatte sich Totzke entschieden, zusammen mit ihrer jüdischen Freundin ins Ausland zu fliehen, um sie vor der Deportation zu retten. Sie brauchte jedoch noch mehrere Tage, ehe sie die widerstrebende Basinski von ihrem Plan überzeugen konnte.

Am 12. oder 13. Februar machten sich die beiden Frauen schliesslich auf eine lange und beschwerliche Reise, die sie endlich an die Schweizer Grenze in der Nähe von Durmenach brachte. Sie versuchten in der Nacht vom 26. zum 27. Februar die Grenze zu passieren, wurden aber von Schweizer Zollbeamten aufgehalten, die sie nach einem Verhör wieder auf deutsches Gebiet zurückschickten. In der darauffolgenden Nacht versuchten die Freundinnen es noch einmal. Diesmal lieferten die Schweizer Zollbeamten sie sogleich der deutschen Grenzpolizei in St. Louis/Mulhouse (Mülhausen im Elsass) aus. Basinski wurde der Gestapo in Berlin übergeben, die sie später nach Auschwitz deportierte, während Totzke nach Würzburg zurückgebracht und verhört wurde. Im Lauf ihrer Vernehmung äusserte sie das Folgende:

«Den Gedanken, aus Deutschland zu fliehen, habe ich schon seit langer Zeit gehegt, da ich mich unter der Herrschaft von Hitler nicht wohl fühle. Insbesondere habe ich die Nürnberger Gesetze unverständlich gefunden und dies ist auch der Grund, warum ich den Kontakt mit den Juden, mit denen ich bekannt war, aufrechterhalten habe».

Da die Vernehmungsbeamten sie nun als unbelehrbar einstufte, wurde Ilse Totzke am 12. Mai 1943 im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert. Es ist belegt, dass sie dort am 26. April 1945 befreit wurde, aber man hat sie nie aufspüren können. Ruth Basinski, die eine begabte Blockflötenspielerin war und deshalb zum Mädchenorchester in Auschwitz kam, überlebte den Krieg ebenfalls.

Ironischerweise wäre Ilse Totzkes selbstloser Rettungsversuch – vielleicht einer der herausragendsten Fälle aufrichtigen Widerstands einer Deutschen gegen die nationalsozialistische Verfolgung der Juden – in einem der für die Geschichte typischen «Löcher der Vergessenheit» («holes of oblivion»; Hannah Arendt) verschwunden, wenn die Gestapo-Beamten, die sie verhörten, nicht alles so peinlich genau aufgezeichnet hätten. Somit ist also die Dokumentation der Verfolger, die Menschen wie Ilse Sonja Totzke der Vergessenheit anheimgeben wollten, tatsächlich das Mittel gewesen, die Erinnerung an sie lebendig zu erhalten.

Am 23. März 1995 erkannte Yad Vashem Ilse Sonja Totzke als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

- Gellately, Robert: «Enforcing Racial Policy in Nazi Germany», in: Childers, Thomas und Caplan, Jane (Hg.): *Reevaluating the Third Reich*, New York 1993, S. 42-65.
- Strauss, Herbert A.: *Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland, 1918-1943*, Berlin 1999.
- Strauss, Herbert A.: *In the Eye of the Storm: Growing Up Jewish in Germany 1918-1943. A Memoir*, New York 1999.

Treptow, Ernst Treptow, Maria

Akte 3984c

Ernst Treptow wurde am 11. Januar 1887 in Zippnow, Kreis Deutsch-Krone (heute Sypniewo/Walza in Polen) geboren, seine Frau Maria (geb. Sannow) am 27. Juli 1892 in Gransee. Die Eheleute versteckten im Keller ihres Berliner Hauses während des Krieges zwei jüdische Jugendliche. Die Jungen, Joachim Sieburth und Bruno Gümpel, hatten in der Jüdischen Mittelschule in der Grossen Hamburger Strasse dieselbe Klasse besucht. Die Tochter der Treptows, Ursula, war mit Sieburths Schwester befreundet.

Der achtzehnjährige Gümpel erinnerte sich im April 1943 an Ursulas Eltern, drei Monate nach der Deportation seiner Mutter nach Auschwitz, als er keine Verstecke mehr fand. Er beschloss, zu ihnen zu gehen. Die Treptows nahmen ihn und seinen Freund Joachim Sieburth in ihrer Wohnung in der Kurfürstenstrasse 31 auf. Da Ernst Treptow im Altstoff- und Gebrauchtwarenhandel tätig war, gab es im Keller des Hauses einen Lagerraum, in dem die Jungen auf Bündeln von Lumpen schliefen.

Sieburth wurde bei einer Polizeirazzia auf den Strassen von Berlin gefangen-genommen und nie wieder gesehen. Gümpel blieb bei den Treptows, bis ihr Haus bei einem Luftangriff im Mai 1944 zerstört wurde. Zunächst zog er mit ihnen in ihr Einzimmer-Wochenendhaus, aber als die Nachbarn misstrauisch wurden, musste er verschwinden. Er fand eine andere Zuflucht in einer Fabrik, die Max Köhler (siehe eigenen Eintrag) gehörte, wo er bis zum Ende des Krieges blieb.

1956 emigrierte Ursula, die inzwischen verheiratet war, mit Hilfe von Bruno Gümpel zusammen mit ihrer Familie in die Vereinigten Staaten.

Am 13. Oktober 1988 erkannte Yad Vashem Ernst und Maria Treptow als «Gerechte unter den Völkern» an.

Georg Ufer, ein Bergbauingenieur aus Siegen in Westfalen, traf sich im Winter 1940/41 in Belgrad mit Herrn Pozwolski, dem jüdischen Repräsentanten der französischen Firma René Weil, um über den Kauf einer Grube in Jugoslawien zu verhandeln. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, als Ufer unerwartet nach Deutschland zurückgerufen wurde. Bei seiner Rückkehr nach Belgrad fand er seinen früheren Verhandlungspartner mit einem Judenstern an der Kleidung bei einer Totengräber-Einheit vor. Die Aufgabe der Einheit war es, die sterblichen Überreste von Menschen auszugraben, die bei Bombenangriffen unter dem Schutt begraben worden waren.

Der deutsche Bergbauingenieur, zu diesem Zeitpunkt bereits Major der Wehrmacht, liess seinen jüdischen Bekannten als unersetzbaren technischen Arbeiter zu seiner eigenen Einheit in Skopje versetzen. Dies befreite ihn für einige Zeit von der Pflicht, den Judenstern zu tragen. Als Ufer beim Einsetzen der Deportationen begriff, dass er seinen jüdischen Schützling nicht mehr länger decken konnte, brachte er ihn – unter grossem Risiko für sich selbst – über die Grenze nach Mazedonien. Dort wurde Pozwolski zwar zeitweise von den Italienern gefangengenommen, konnte aber den Krieg überleben, indem er sich den albanischen Partisanen anschloss. Ufer wurde zweimal von der Sicherheitspolizei zu den hartnäckigen Gerüchten, er habe einen Juden über die Grenze geschmuggelt, befragt, stritt jedoch ab, irgend etwas über den Vorfall zu wissen.

Am 11. Mai 1980 erkannte Yad Vashem Georg Ufer als «Gerechten unter den Völkern» an.

Herbert Vogt wurde 1909 in Oppeln in Schlesien (heute Opole in Polen) geboren. Während des Krieges arbeitete er in der Reichsbahnverwaltung in Krakau. Er war tiefreligiös und lehnte die Rassenideologie der Nazis ab, daher leistete er vielen Juden Hilfe, indem er sie mit gefälschten «arischen» Papieren versorgte. Während einer «Aktion» in der zweiten Hälfte des Jahres 1942 gewährte er der Jüdin Stefania Kornfeld und ihrer sechsjährigen Tochter drei Tage lang Zuflucht in seinem Haus. Das Kind blieb danach noch weitere sechs Wochen bei ihm.

Eine andere Verfolgte, Anna Schein, erhielt von Vogt regelmässig Warnungen vor bevorstehenden Razzien. Er besorgte ihr zwei Ausweise, von denen einer sie als «Volksdeutsche» und der andere als Polin auswies, und so konnte sie in einem «arischen» Viertel wohnen. Als ihr Leben in der zweiten Hälfte des Jahres 1943 in akuter Gefahr war, fuhr Vogt sie in ein Dorf, in dem sie drei Monate lang als «Volksdeutsche» lebte. Als sie später nach Krakau zurückkehrte, beschaffte er ihr Papiere, mit denen sie nach Wien reisen konnte. Er gab ihr auch Empfehlungsschreiben an seine Bekannten mit, und diese halfen ihr und machten es ihr

möglich, in Wien als «Arierin» durchzugehen. Sie blieb in Wien bis kurz vor dem russischen Einmarsch.

Am 25. März 1979 erkannte Yad Vashem Herbert Vogt als «Gerechten unter den Völkern» an.

Waldhelm, Fritz

Akte 9658

Waldhelm, Emma Waldhelm-Klemm, Ilse

Die christliche Familie Waldhelm – Fritz (geb. am 30. Oktober 1898), seine Frau Emma (geb. am 11. März 1896) und ihre fünf Kinder – und die jüdische Familie Klemm – Helmut, seine Frau Klara und ihre beiden Söhne Manfred-Moshe und Wolfgang-Zeev – wohnten gemeinsam in einem Mehrfamilienhaus im Breiten Weg 82 in Magdeburg. Beide Familien blieben trotz der sich immer mehr verstärkenden antisemitischen Propaganda und Verfolgung während des Dritten Reiches befreundet. 1943 wurde die jüdische Mutter verhaftet und in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert; sie kehrte nie zurück. Der «halbjüdische» Vater fürchtete um sein eigenes Leben und entschied sich unterzutauchen. Die beiden Söhne, elf und sechs Jahre alt, wurden von der Familie Waldhelm aufgenommen. Besonders kümmerte sich die damals achtzehnjährige Ilse (geb. am 16. Mai 1925) um sie. Als infolge der Bombardierung Magdeburgs am 16. Januar 1945 das Haus der Waldhelms völlig zerstört wurde und die Familie in das Dorf Egelin in die Wohnung von Emma Waldhelms Mutter zog, nahm sie die beiden Klemm-Brüder mit. Da die Wohnung aber sehr klein war, mussten Manfred und Wolfgang bei einem Nachbarn übernachten, wo ihre jüdische Identität aufgedeckt wurde. Daraufhin begann für sie eine endlose Flucht von Ort zu Ort bis zur Befreiung. Ilse Waldhelm begleitete sie und sorgte für alle ihre Bedürfnisse.

Nach dem Krieg heirateten der aus der Illegalität zurückgekehrte Vater Helmut Klemm und Ilse Waldhelm.

Am 24. März 2002 erkannte Yad Vashem Fritz und Emma Waldhelm und ihre Tochter Ilse Waldhelm-Klemm als «Gerechte unter den Völkern» an.

Walz, Hans

Akte 0497

Hans Walz, am 21. März 1883 in Stuttgart geboren, war einer der führenden deutschen Industriellen. Viele Jahre war er Direktor der Bosch-Werke in Stuttgart und ein enger Vertrauter des charismatischen Firmengründers Robert Bosch. Walz teilte die humanistisch-liberalen Ansichten Boschs und trat 1929 mit ihm gemeinsam dem «Verein zur Abwehr des Antisemitismus» bei, einer Organisation, die von Nichtjuden zum Kampf gegen den Antisemitismus ins Leben gerufen worden war.

In den späten 1930er Jahren erkannte Walz die Sinnlosigkeit offener politischer Tätigkeit in einem totalitären, keinen menschlichen Wert respektierenden System und widmete sich – in voller Übereinstimmung mit Bosch – der heimlichen Hilfe für verfolgte Juden. Sein wichtigster Helfer und Mitarbeiter war Dr. Karl Adler, ein jüdischer Musiklehrer, der nach 1938 die «jüdische Mittelstelle» in Stuttgart übernahm. Die Mittelstelle, ursprünglich eine Einrichtung für Erwachsenenbildung, übernahm in den letzten Jahren vor dem Krieg die Funktion einer Auswanderungsvermittlung. Zwischen 1938 und 1940 förderte Walz die Mittelstelle auf Umwegen mit mehreren hunderttausend Mark, die verwendet wurden, um jüdische Gefangene aus Konzentrationslagern freizukaufen und über die Grenze zu bringen.

Einer der dramatischsten Vorfälle ereignete sich im August 1939, als eine Gruppe von siebzehn Juden aus Köln von der Gestapo daran gehindert wurde, die französische Grenze zu überqueren; die Gestapo bestand auf der Zahlung einer enorm hohen Summe Lösegeld. Da die betreffenden Juden keine Möglichkeit hatten, an ihre Konten zu gelangen und das Geld nicht aufbringen konnten, wandte sich Adler voller Verzweiflung an Walz, der innerhalb einer Stunde die entsprechende Summe zur Verfügung stellte.

Als Generaldirektor eines grossen, als kriegswichtig geltenden Industrieunternehmens wurde Walz nominell Mitglied der NSDAP und sogar in den Rang eines SS-Untersturmführers ehrenhalber befördert. Zur gleichen Zeit pflegte er geheime Kontakte zu jüdischen Führungspersonlichkeiten wie Leo Baeck, dem Vorsitzenden der «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland», und dessen Stellvertreter Otto Hirsch, sowie auch zu deutschen oppositionellen Kreisen, die sich um den ehemaligen Bürgermeister von Leipzig, Carl Goerdeler, gebildet hatten. Während des Krieges wurde gegen Walz wegen seines freundlichen Verhaltens Juden gegenüber eine SS-interne Untersuchung eingeleitet. Da die SS-Ermittler nichts Eindeutigeres gegen den prominenten Stuttgarter Industriellen vorbringen konnten als seine frühere Mitgliedschaft im längst aufgelösten «Ver ein zur Abwehr des Antisemitismus» und einen Dankesbrief Adlers von 1937, beschloss man, die Untersuchung bis zum Ende des Krieges auszusetzen.

Am 2. Januar 1969 erkannte Yad Vashem Hans Walz als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Scholtzseck, Joachim: Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933-1945, München 1999.

Walz, Ludwig

Akte 0894

Ludwig Walz stammte aus Riedlingen, einer kleinen Stadt südlich von Stuttgart. Seit dem Ersten Weltkrieg gehörte er der Sekte der Christlichen Sabbathalter an und kam in näheren Kontakt mit dem Rabbiner der benachbarten Jüdischen Ge-

meinde in Buttenhausen. In den Jahren 1934-1942 fuhr er jeden Donnerstag, bei jedem Wetter, nach Buttenhausen, um den Juden Lebensmittel und Kleidung zu bringen – eine Strecke von 35 Kilometer. Die Fahrten mussten nachts stattfinden, damit er nicht von den Nazis gesehen wurde. Nach der «Reichskristallnacht» im November 1938 fuhr er mit seinem Motorrad die ganze Strecke bis Frankfurt am Main, um sich nach dem Schicksal der Tochter des Rabbiners und ihrer Familie zu erkundigen. Tief in der Nacht kehrte er nach Buttenhausen zurück, um zu berichten, was er vorgefunden hatte. Einige Tage später erschien er wieder im Haus des Rabbiners und brachte mehrere tausend Reichsmark mit, die unter den Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde verteilt werden sollten.

Als die Juden von Buttenhausen nach Riga und Theresienstadt deportiert wurden, versorgte er jeden einzelnen von ihnen auf eigene Kosten mit Lebensmitteln und Kleidung. Walz, der das Naziregime und alles, wofür es stand, von Anfang an verabscheute, weigerte sich beharrlich, der Einberufung zum Militär Folge zu leisten. Aus diesem Grund wurde er wiederholt von den Behörden verhaftet und seine Kinder wurden ihm fortgenommen. Nach 1945 wurde er rehabilitiert, mit seiner Familie wiedervereint und zum ersten Nachkriegs-Bürgermeister von Riedlingen gewählt.

Am 10. September 1974 erkannte Yad Vashem Ludwig Walz als «Gerechten unter den Völkern» an.

Wander, Gerhard

Akte 0925

Wehrmachtsoffizier Dr. Gerhard Wander (geb. 16. Juli 1903) wurde 1941 bei der deutschen Verwaltung in den besetzten Niederlanden stationiert. Er wurde dem Arisierungsamts in Den Haag zugeteilt, das in zweifelhaften Fällen den jüdischen Status von Personen und Unternehmen zu untersuchen hatte. In dieser Funktion rettete Dr. Wander in enger Zusammenarbeit mit seinem Vorgesetzten Hans Calmeyer (siehe eigenen Eintrag) viele Juden vor der Deportation. Er half ihnen, ihre jüdische Identität zu verschleiern und akzeptierte von ihnen gefälschte Dokumente, die die «arische» Herkunft ihrer Vorfahren belegen sollten. Zu den Juden, die durch Dr. Wander der «Liste Calmeyer» hinzugefügt wurden, gehörten neben vielen anderen: Dr. Julius Neuberger; seine zweite Frau, Julia Henriques sen.; ihre beiden Söhne; die Eltern seiner verstorbenen ersten Frau; Professor Dr. J.J. Groen; drei Mitglieder der Familie Creveld; die Familie von Arnold Veerman; Dr. Benno Stokvis.

Nach einiger Zeit begannen die Nazibehörden Dr. Wander zu verdächtigen. Er wurde von seinem Posten in Den Haag abgelöst und nach Deutschland versetzt. Dennoch hielt er den Kontakt mit der niederländischen Untergrundorganisation aufrecht, desertierte im September 1944 von der Wehrmacht und kehrte illegal in die Niederlande zurück. Am 22. Januar 1945 wurde sein Versteck von der Gestapo gestürmt und er wurde angeblich «auf der Flucht» erschossen.

Nach dem Krieg ehrten die Veteranen des niederländischen Untergrunds Dr. Wander, indem sie seine sterblichen Überreste auf dem Friedhof der niederländischen Widerstandshelden in Loenen in Gelderland beisetzen.

Am 23. Januar 1975 erkannte Yad Vashem Gerhard Wander als «Gerechten unter den Völkern» an.

Wegner, Armin T.

Akte 0306

Armin T. Wegner – der einzige Schriftsteller im nationalsozialistischen Deutschland, der öffentlich seine Stimme gegen die Verfolgung der Juden erhoben hat – wurde am 16. Oktober 1886 in Elberfeld im Rheinland (heute Teil von Wuppertal) geboren. Er entstammte einem alten preussischen Adelsgeschlecht, dessen Wurzeln bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückzuverfolgen sind.

Nachdem er seinen Doktor der Rechte erworben hatte, versuchte sich der junge Wegner laut seinen eigenen Worten als «Bauer, Hafenarbeiter, Schauspielschüler (bei Max Reinhardt), Privatlehrer, Verleger, öffentlicher Redner, Liebhaber und Tagesdieb, erfüllt von dem tiefen Wunsch, das Wesen der Dinge zu entschlüsseln». Bereits mit sechzehn Jahren



veröffentlichte er seine erste Gedichtsammlung, die den Titel *Ich war niemals älter denn als Sechzehnjähriger* trug. Zwischen 1909 und 1913 schrieb er einen fünfteiligen Gedichtzyklus *Das Antlitz der Städte*, mit dem er sich einen Ruf als vielversprechender vorexpressionistischer Dichter verschaffte. Der eigentliche Motor in seinem Leben war jedoch eine leidenschaftliche moralische Überzeugung, die zu seinem unerschütterlichen Engagement für Gerechtigkeit und Menschlichkeit führte und ihn dazu veranlasste, jedes Mal seine Stimme zu erheben, wenn er diese Werte verfälscht oder verraten sah.

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts gab Wegner häufig Gelegenheit, Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit anzuprangern. Als er sich im Frühjahr 1915 als Fähnrich unter Feldmarschall von der Goltz auf dem Weg nach Bagdad befand, wurde er Zeuge einiger der schlimmsten Gräueltaten, die die türkische Armee am armenischen Volk verübte. Die entsetzlichen Bilder von toten und ausgehungerten Menschen, die sich ihm in den armenischen Flüchtlingslagern boten – sichtbare Beweise des ersten Genozids im 20. Jahrhundert – liessen ihn lange

Zeit nicht los. Er protestierte dagegen in seinem Buch *Der Weg ohne Heimkehr – ein Martyrium in Briefen* und in einem offenen Schreiben an den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson während der Friedenskonferenzen im Jahr 1919.

In den 1920er Jahren erreichte Wegner den Höhepunkt seines schriftstellerischen Erfolges. Er wurde mit seinem Buch *Fünf Binger über Dir. Bekenntnisse eines Menschen in dieser Zeit*, in dem er das Aufkommen des Stalinismus in Russland vorhersagte, ein gefeierter Autor. Von seinem Reisebuch *Am Kreuzweg der Welten. Eine Reise vom Kaspischen Meer zum Nil* wurden mehr als 200.000 Exemplare verkauft. Etwa zur gleichen Zeit heiratete er die jüdische Schriftstellerin Lola Landau aus Breslau.

Am 11. April 1933, wenige Tage nach dem allgemeinen Boykott vom 1. April – der ersten staatlich organisierten Kampagne gegen die deutschen Juden –, verfasste Wegner einen offenen Brief (sein «Sendschreiben») an Hitler. Da keine deutsche Zeitung das Schreiben veröffentlichen wollte, schickte Wegner es mit der Bitte, es an Hitler weiterzuleiten, an das «Braune Haus» (das Hauptquartier der NSDAP) in München. Der sechsseitige Brief – der ursprünglich «Für Deutschland» betitelt war – enthielt eine Lobrede auf die eminente historische Bedeutung des jüdischen Volkes und seinen unermesslichen Beitrag zur menschlichen Zivilisation im Allgemeinen und zur deutschen im Besonderen. Auch warnte er davor, dass eine Fortsetzung der antisemitischen Hetzkampagne grosse Schande über das deutsche Volk bringen würde.

Martin Bormann, der Leiter der Reichskanzlei, bestätigte den Eingang des Schreibens mit der Bemerkung, dass es «dem Führer bald vorgelegt werde». Statt jedoch eine schriftliche Antwort zu erhalten, wurde Wegner wenige Tage später von den brutalen Handlangern der Gestapo in Berlin verhaftet und in den Kerker des berühmten Columbia-Hauses geworfen, wo man ihn so lange quälte und folterte, bis er das Bewusstsein verlor. Er sollte noch in sieben Konzentrationslagern und Gefängnissen eingesperrt werden, ehe es ihm gelang, nach Italien zu fliehen. Nach diesen Erfahrungen konnte er es nicht mehr ertragen, in Deutschland zu leben; er blieb für den Rest seines langen Lebens ein auf immer Vertriebener. Wegner starb 1978 – in Deutschland weitgehend in Vergessenheit geraten – in Rom. Auf seinem Grabstein finden sich die folgenden lateinischen Zeilen:

Amavi iustitiam odi iniquitatem
Propterea morior in exsilio

«Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehasst. Deshalb sterbe ich in der Verbannung» – Worte, die Papst Gregor VII. 1085 auf seinem Totenbett gesprochen haben soll.

Am 23. Mai 1967 erkannte Yad Vashem Armin T. Wegner als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Wegner, Armin T: Brief an Hitler, Wuppertal 2002.

Otto Weidt (geb. 2. Mai 1883), der aus dem Arbeitermilieu stammte, wurde durch seine fortschreitende Erblindung gezwungen, seinen Beruf als Tapezierer aufzugeben. Daraufhin eröffnete er in der Rosenthaler Strasse 39 in Berlin-Mitte eine Werkstatt für Blinde, in der Besen und Bürsten hergestellt wurden. Nahezu alle seine Angestellten waren blinde, taube und stumme Juden. Sie wurden ihm vom jüdischen Blindenheim in Berlin-Steglitz vermittelt.

Als die Deportationen begannen, kämpfte Weidt furchtlos mit den Gestapo-Beamten um das Schicksal jedes einzelnen jüdischen Arbeiters. Er setzte als Mittel zur Überzeugung sowohl Bestechung als auch das Argument ein, seine Arbeiter seien «unverzichtbar», um die ihm von der Armee übertragenen Aufträge auszuführen zu können. Als die Gestapo einmal mehrere seiner Arbeiter verhaftet hatte, ging der selbsternannte Beschützer der blinden Juden selbst zum Sammellager in der Grossen Hamburger Strasse, wo die Juden bis zur Deportation inhaftiert waren und erreichte in letzter Minute ihre Freilassung.

Neben Blinden beschäftigte Weidt in seinem Betrieb auch gesunde jüdische Arbeiter. Dies war ausdrücklich verboten, da alle jüdischen Arbeiter durch das Arbeitsamt zugewiesen werden mussten, von dem sie normalerweise zur Zwangsarbeit eingeteilt wurden. Dennoch gelang es Weidt – durch eine Mischung aus Bestechung und List – die Bedenken des nationalsozialistischen Leiters des offiziellen Arbeitsamtes, Eschhaus, zu zerstreuen.

Das jüdische Mädchen Inge Deutschkron (siehe zugehörige Einträge: Görner, Theodor; Gumz, Emma; Holländer, Lisa; Münzer, Klara; Rieck, Walter; Schwarz, Käthe) war unter den acht gesunden Juden, die in der Werkstatt arbeiteten. Als sie und ihre Mutter in die Illegalität gingen, um der Deportation zu entgehen, besorgte Weidt Inge Deutschkron «arische» Arbeitspapiere einer Prostituierten, die diese nicht selbst benötigte. Unglücklicherweise mussten die Papiere drei Monate später aufgegeben werden, da die Prostituierte von der Polizei verhaftet wurde.

Einer der aufsehenerregendsten Schritte Weidts war die Rettung eines jüdischen Mädchens aus Auschwitz. Alice Licht und ihre Eltern waren in einem Nebenraum der Werkstatt untergebracht, verborgen hinter einer Wand von Besen und Bürsten. Als die Gestapo durch den Hinweis eines jüdischen Spitzels das Versteck entdeckte, wurde Alice Licht zunächst nach Theresienstadt und von dort nach Auschwitz deportiert. Sie schaffte es jedoch, Weidt über ihren Verbleib zu informieren, indem sie eine Postkarte aus dem Zugfenster warf. Unter dem Vorwand einer Geschäftsreise fuhr Weidt im Juni 1944 nach Auschwitz, wo er Kontakt zu einem polnischen Zivilangestellten bekam, der Alice Licht treffen konnte. Der Pole, der als Mittelsmann fungierte, benachrichtigte das jüdische Mädchen, dass Weidt ein Zimmer für sie gemietet und Kleidung und Geld hinterlegt habe.

Als das Lager im Januar 1945 evakuiert wurde, gelang Alice Licht die Flucht und sie erreichte das vorbereitete Zimmer. Einige Wochen später tauchte sie lebend und gesund wieder in Berlin auf. Ihre Eltern kamen nicht zurück.

Am 7. September 1971 erkannte Yad Vashem Otto Weidt als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Deutschkron, Inge: Sie blieben im Schatten. Ein Denkmal für «stille Helden», Berlin 1996, S. 85-118.

Wendland, Ruth Wendland, Agnes

Akte 0965

Ruth Wendland wurde am 10. September 1913 als ältestes von drei Kindern des evangelischen Pfarrers Walter Wendland in Altfriedland, Kreis Oberbarnim, geboren. 1916, als sie drei Jahre alt war, nahm ihr Vater eine Stelle als Pfarrer der Gethsemane-Gemeinde in einem Arbeiterviertel Berlins an. Hier wuchs Ruth auf und entwickelte ihre vielfältigen Interessen, vor allem Musik.

1933, nachdem sie die Pankower Mädchen-Oberschule abgeschlossen hatte, begann Ruth Wendland an der Berliner Universität Theologie zu studieren. Unter dem Einfluss von Dietrich Bonhoeffer beschloss sie 1934, sich der Bekennenden Kirche anzuschließen, die die Zusammenarbeit der deutschen evangelischen Kirche mit dem Nationalsozialismus ablehnte. Von 1936 bis 1938 setzte sie ihr Studium in Basel fort, wo sie auch den aus Deutschland ausgewiesenen Theologen Karl Barth kennenlernte.

Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland schloss sich Ruth Wendland einer kleinen Gruppe Christen an, die bereit waren, rassistisch verfolgten Juden aktiv zu helfen. Im August 1943 boten sie und ihre 1891 geborene Mutter Agnes (geb. Cralow) dem siebzehnjährigen Ralph Neuman, der zusammen mit seiner Schwester Rita in Berlin im Untergrund lebte, Unterkunft und Lebensmittel an. Neuman schlief nachts in einem kleinen Zimmer im Haus und hielt sich tagsüber in der Stadt auf, um den Eindruck zu erwecken, dass er einer geregelten Arbeit nachginge. Vater Wendland, der Geistliche der Gemeinde, behandelte ihn wie einen Sohn, wusste aber nicht, dass er Jude war. Im Februar 1945 wurde Neuman auf der Strasse von einer Militärstreife verhaftet und seine wahre Identität wurde aufgedeckt (siehe zugehörigen Eintrag: Poelchau, Harald und Dorothee). Nach schweren Folterungen durch die Gestapo gab er die Identität seiner Helfer preis. Agnes Wendland wurde festgenommen und in ein Gefängnis verbracht, wo sie erkrankte. Ruth bot an, für ihre kranke Mutter das Gefängnis auf sich zu nehmen und wurde an ihrer Stelle inhaftiert. Glücklicherweise war das Kriegsende nahe und es gelang Ruth, die Zeit relativ unbeschadet zu überstehen. Ihre Mutter hatte sich jedoch Typhus zugezogen und starb im August 1946 im Alter von fünfundfünfzig Jahren.

Nach 1945 setzte Ruth Wendland ihre Laufbahn in der Kirche fort. Der Höhepunkt war ihre Wahl zur ersten weiblichen Pastorin der Altstadtgemeinde in Mülheim an der Ruhr im August 1964, eine Position, die sie beinahe dreizehn Jahre lang innehatte. Ruth Wendland starb 1977 in Berlin.

Am 12. August 1975 erkannte Yad Vashem Agnes und Ruth Wendland als «Gerechte unter den Völkern» an.

Wendt, Paula Röscher, Ida

Akte 10330

Die Schwestern Ida Butzke-Röscher (geb. 24. März 1896) und Paula Butzke-Wendt (geb. 25. August 1897) aus Bublitz/Pommern waren in der Buchbinderei und Druckerei Adolf Wiegel in der Köpenicker Strasse in Berlin beschäftigt. Beide gewährten während des Zweiten Weltkrieges untergetauchten Juden Unterschlupf.

Alfred Gerschlowitz wurde Ida Röscher durch seine Nichte im März 1943 vorgestellt und war von ihrer Sympathie für verfolgte Juden beeindruckt. Nachdem er den Kontakt zu allen seinen Familienangehörigen einschliesslich seiner Tochter verloren hatte und nicht mehr wusste, wohin er gehen sollte, besorgte ihm Röscher Unterschlupf in einer Sommerwohnung in Prieros in Brandenburg, die ihr und Adolf Wiegels Frau Frieda gemeinsam gehörte. Gerschlowitz versteckte sich dort vom Juli 1943 an, bis er am 13. Oktober 1944 durch die Gestapo verhaftet wurde. Er konnte überleben.

Paula Wendt pflegte, der Rassenlehre und -gesetze zum Trotz, freundschaftliche Beziehungen mit den jüdischen Zwangsarbeitern und -arbeiterinnen der Firma Wiegel. Eine von ihnen war Gertrude Scharff, die mit ihrem Ehemann Werner untertauchte, nachdem er aus dem Konzentrationslager Theresienstadt entkommen war. Werner Scharff begründete im Herbst 1943 eine in Luckenwalde operierende Widerstandsgruppe namens «Gemeinschaft für Frieden und Aufbau». Beide Ehepartner verbargen sich in Abständen bei Paula Wendt, bei dem Ehepaar Wiegel und bei anderen Bekannten. Darüber hinaus unterstützte Wendt sie auch mit Lebensmitteln, die sie aus Pommern erhielt. Im Herbst 1944 gelang es der Gestapo jedoch – wohl durch Denunziation –, die kleine Widerstandsgruppe aufzuspüren und das Ehepaar Scharff zu fassen. Am 12. Oktober 1944 wurden die beiden Schwestern Ida Röscher und Paula Wendt zusammen mit Frieda und Adolf Wiegel und einer anderen Mitarbeiterin der Firma verhaftet. Nach schweren Verhören im Polizeipräsidium kamen die vier Frauen in das Lager Fehrbellin, wo sie bis zur Befreiung Zwangsarbeit leisten mussten. Adolf Wiegel wurde in einem Konzentrationslager erschossen. Werner Scharff wurde in das Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert und kam dort am 16. März 1945 ums Leben. Seine Frau Gertrude überlebte die Haft im Gefängnis Berlin-Schulstrasse und wanderte nach dem Krieg in die USA aus.

Am 18. August 2004 erkannte Yad Vashem Ida Röscher und Paula Wendt als «Gerechte unter den Völkern» an.



Franz Weschenfelder diente als Unteroffizier in einer Sanitätseinheit, die der Schutzpolizei in Stanislaw in Ostgalizien angehörte. In seiner Funktion als der für die Verwaltung der Einheit zuständige deutsche Offizier konnte Weschenfelder – der später von seiner Frau Hellen unterstützt wurde – zur Rettung einer Reihe jüdischer Familien vor der SS und ihren ukrainischen Helfershelfern beitragen. Er besorgte für die jüdischen Ärzte Abraham Liebesman-Mikulski und Bernard Sehender sowie ihre engeren Familienangehörigen Sonderausweise, mit denen sie das Ghetto verlassen durften. Dies ermöglichte es ihnen, aus der Gefahrenzone zu entweichen, wenn die SS «Säuberungen» unter den wehrlosen Ghettoinsassen durchführte.

Als Dr. Abraham Liebesman-Mikulski und seine Familie schliesslich in ihrem Versteck im Polizeilabor gefangen genommen wurden, kam Weschenfelder am nächsten Tag in das Gestapo-Gefängnis und erreichte ihre Freilassung. Er gab auch das nötige Geld, als Dr. Liebesman-Mikulski Ende 1942 seine Frau und seinen Sohn mit gefälschten «Arier»-Papieren fortschickte, und seine Frau schickte Lebensmittelpakete an ihre Adresse. Als der Arzt selbst im Februar 1943 Stanislaw verlassen konnte, begleiteten ihn Weschenfelder und seine Frau zum Bahnhof, ungeachtet des Risikos, das sie dabei eingingen.

Nach Kriegsende gelang es Dr. Liebesman-Mikulski, seine Wohltäter in München ausfindig zu machen, wo sie von einer kleinen Pension lebten. Er besuchte sie, und der Kontakt blieb bestehen, bis beide verstarben.

Am 18. Juli 1967 erkannte Yad Vashem Franz und Hellen Weschenfelder als «Gerechte unter den Völkern» an.

Irmgard Wieth arbeitete unter der deutschen Besatzung in der Wohnungsverwaltung von Lwiw in Ostpolen. Als die Nationalsozialisten begannen, das Ghetto von Lwiw aufzulösen und die Juden in Vernichtungslager zu deportieren, bot sie

vier Juden Unterschlupf in ihrer Wohnung an. Das Risiko, das sie dabei einging, war umso grösser, als die vierte Etage des Wohnhauses in der Siegfriedstrasse 14, in dem sie lebte, mit deutschem Armeepersonal belegt war.

Cecilia Abraham (damals Stern) (siehe zugehörigen Eintrag: Kohl, Max), eine der vier Geretteten, traf Irmgard Wieth zuerst im September 1942, nach der Ermordung ihres Ehemannes und ihres siebenjährigen Sohnes bei einer «Aktion» im Ghetto. Sie kam zur Wohnungsverwaltung, um Kleider für Wieth und andere dort beschäftigte deutsche Frauen zu nähen. Wieth, die eine Unterhaltung mit der jüdischen Näherin begann,

war entsetzt und schockiert, als sie erfuhr, auf welche Weise die Jüdin ihren Ehemann und ihren Sohn verloren hatte. Als die Nationalsozialisten im November 1942 mit der nächsten Phase der Auflösung des Ghettos in Lwiv begannen, bat Stern Irmgard Wieth, ihre dreizehnjährige Tochter – ihr einziges überlebendes Kind – für die Dauer der Aktion zu verstecken. Sie spürte – zu Recht –, dass die Deutsche sie nicht abweisen würde. Sobald der Einsatz vorüber war, erschien Cecilia Stern, um ihr Kind abzuholen, doch nun bestand Irmgard Wieth darauf, dass das Mädchen bei ihr bliebe. «Die Kleine ist mir zu schade für die Gestapo», sagte sie. Cecilia Stern nahm das Angebot nur zu gern an.

Im März 1943 nahm Irmgard Wieth – «nur für ein paar Tage» – einen weiteren Flüchtling, die Frau des Apothekers Podoshin, in ihrer Wohnung auf. Und wieder wurden aus den «paar Tagen» lange Wochen und Monate. Als die Nationalsozialisten im Mai 1943 das Ghetto von Lwiv endgültig auflösten, wurden noch die Mutter des Mädchens und Frau Podoshins Ehemann in der winzigen Wohnung mit untergebracht. Sie alle lebten dort fast ein Jahr lang, immer auf der Hut, nicht nur vor der Gestapo, sondern auch vor den deutschen Nachbarn, die nicht erfahren durften, dass sich ausser Irmgard Wieth noch jemand in der Wohnung befand. Im Frühjahr 1944, als die russische Armee näherrückte und klar wurde, dass Irmgard Wieth Lwiv mit den sich zurückziehenden deutschen Besatzungstruppen verlassen musste, fanden die Familien Stern und Podoshin mit der Hilfe ukrainischer Priester Zuflucht in einem Kloster.

Nach dem Krieg nahm Cecilia Stern den Kontakt mit Irmgard Wieth in Deutschland wieder auf und war dabei behilflich, ihre Auswanderung in die Vereinigten Staaten in die Wege zu leiten, wo sie als Haushälterin einer jüdischen Familie arbeitete.



Am 13. Februar 1968 erkannte Yad Vashem Irmgard Wieth als «Gerechte unter den Völkern» an.

Wisten, Trude

Akte 6053

Trude Wisten (geb. 1902) war die «arische» Ehefrau von Fritz Wisten, dem letzten Leiter des Jüdischen Kulturbundes in Berlin. Als Martha Hirsch den Befehl erhielt, sich zur Deportation zu melden, boten die Wistens ihr an, sie in ihrem grossen Haus in Berlin-Schlachtensee zu verstecken. Hirsch weigerte sich jedoch, auf dieses Angebot einzugehen, da sie sie nicht in Gefahr bringen wollte. Sie wurde am 26. Oktober 1942 aus Berlin deportiert und man hörte nie wieder von ihr.

In der Folgezeit boten die Wistens dem jungen jüdischen Schauspieler Alfred Balthoff-Berliner Asyl an, und dieser nahm ihre Einladung an. Sie hielten ihn vom Sommer 1943 bis zum Ende des Krieges in ihrem Haus versteckt und retteten so sein Leben.

Am 20. März 1994 erkannte Yad Vashem Trude Wisten als «Gerechte unter den Völkern» an.

Witte, Susanne

Akte 8142

Susanne Witte wurde 1895 in Berlin geboren. Sie war katholische Sozialfürsorgerin und hatte sich im Laufe ihrer Ausbildung in Berlin vor der NS-Zeit mit Ruth Casper angefreundet. Casper, eine Konvertitin zum Katholizismus, war die jüngste Tochter aus der zweiten Ehe von Regina Kirschbaum, einer jüdischen Kammersängerin aus Leipzig. Ihre Mutter und ihre Schwestern nahmen an ihrer Konversion Anstoss und blieben dem Judentum treu. In den 1930er Jahren gelang es den beiden älteren Schwestern Ruth Caspers, nach England zu emigrieren, während sie und ihre Mutter im Dritten Reich gefangen waren.

Ruth Casper überlebte den Krieg nicht. Im Sommer 1942 wurde sie nach Auschwitz deportiert und kehrte nicht wieder zurück. Bevor sie verschleppt wurde, bat sie ihre gute Freundin jedoch, sich um ihre Mutter zu kümmern, falls ihr etwas zustossen sollte. Susanne Wittes Heim in der Putlitzstrasse in Berlin-Moabit lag in der Nähe der Brücke, über die die Judentransporte vom Sammellager in der Levetzowstrasse zum Güterbahnhof gebracht wurden. Irgendwann 1943 erhielt sie die Information, dass Regina Kirschbaum zusammen mit anderen jüdischen Künstlern von der Gestapo in einem Hotel festgehalten würde und deportiert werden sollte. Witte begab sich zu dem Hotel, um die Mitteilung zu überprüfen, und fand mit Hilfe eines freundlichen Portiers heraus, dass sich Kirschbaum in Wirklichkeit im Keller versteckte. Am selben Abend kam Regina

Kirschbaum zu Susanne Witte in ihr Heim in der Putlitzstrasse (sie hatte die Adresse von ihrer Tochter) und fragte, ob sie bei ihr bleiben könne. Witte stimmte zu und behielt sie bis zum Ende des Krieges bei sich.

Obwohl sie den Hauptteil des Risikos trug, stand die katholische Sozialfürsorgerin nicht allein da. Sie erhielt Hilfe von gleichgesinnten Kollegen und einem jungen katholischen Priester namens Ernst Thrasolt, der Lebensmittelkarten und ein Ausweichversteck für den Notfall besorgte. Während der häufigen Luftangriffe gingen beide Frauen in den Bunker. Glücklicherweise waren dort alle mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt und stellten keine Fragen. Während ihres langen Aufenthaltes achtete Regina Kirschbaum darauf, den Sabbat zu halten und die jüdischen Feiertage zu begehen.

Nach dem Krieg ging Kirschbaum nach England zu ihren beiden überlebenden Töchtern. Obwohl sie körperlich gerettet worden war, wurde sie seelisch nie wieder die alte. Zerrüttet durch das, was sie durchgemacht hatte, musste sie den Rest ihres Lebens in einer Heilanstalt verbringen.

Am 6. September 1998 erkannte Yad Vashem Susanne Witte als «Gerechte unter den Völkern» an.

Wörl, Ludwig

Akte 0001

Ludwig Wörl (geb. 1906) verbrachte elf Jahre seines Lebens als politischer Gefangener in Konzentrationslagern. 1934 wurde er zum ersten Mal von der Gestapo verhaftet und in Dachau interniert, weil er in München Flugblätter verteilt hatte, in denen die Bürger über die schrecklichen Vorgänge in diesem Lager informiert wurden. Nach etwa neun Monaten in einer Dunkelzelle wurde er zunächst in die Lagertischlerei überstellt und später als ausgebildeter Sanitäter dem Krankenrevier des Lagers zugeteilt.

1942 wurde Wörl zusammen mit siebzehn anderen Krankenpflegern nach Auschwitz geschickt, um einen Typhusausbruch zu bekämpfen, der nicht nur die Gefangenen, sondern auch das deutsche Lagerpersonal be-

drohte. Als «Lagerältester» der Krankenbaracken beschäftigte Wörl gegen die ausdrücklichen Anweisungen der SS jüdische Ärzte, die er so vor dem sicheren Tod rettete. Er ging auch Risiken ein, um zumindest ein Minimum der benötigten Medikamente und ärztlichen Instrumente zur Behandlung der Kranken zu be-



kommen. Darüber hinaus fälschte er Selektionslisten, um jüdische Patienten vor dem Tod in der Gaskammer zu retten.

Infolge seiner ständigen Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen der SS-Ärzte, die bemüht waren, die Zahl der Kranken durch ihre Ermordung zu verringern, wurde Wörl seines Postens enthoben und wieder in einer Einzelzelle inhaftiert. Nach einer Weile wurde er freigelassen und aufgrund seiner deutschen Herkunft und «Lagererfahrung» als Ältester der «Güntergrube» eingesetzt, einem Arbeitslager nahe Auschwitz. Auch hier machte sich wieder sein guter Einfluss bemerkbar. Er schützte die um die 600 jüdischen Insassen vor Misshandlungen durch die sadistischen deutschen Kapos und stellte sicher, dass sie den ihnen zustehenden Anteil an Nahrungsmitteln und Kleidung erhielten. Selbst tuberkulosekranke Gefangene konnten überleben, weil Wörl sie von schweren Arbeiten freistellte und durch verschiedene Tricks vor den Untersuchungen der SS-Ärzte schützte. Bei der Evakuierung von Auschwitz half er Gefangenen, den berüchtigten «Todesmärschen» zu entkommen.

Nach dem Krieg widmete Wörl, der Vorsitzender der Organisation Ehemaliger Auschwitzhäftlinge in Deutschland wurde, sein Leben der Aufgabe, die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen wach zu halten und die Täter vor Gericht zu bringen. 1963 sagte er als einer der wichtigsten Zeugen im «Auschwitz-Prozess» in Frankfurt aus.

Am 19. März 1963 erkannte Yad Vashem Ludwig Wörl als «Gerechten unter den Völkern» an.

Wust, Elisabeth

Akte 6097

Elisabeth Wust (geb. Kappler) wurde am 24. November 1913 in Berlin-Steglitz geboren. Die junge Mutter von vier Kindern lebte während des Krieges in der Friedrichshaller Strasse 23 in Berlin-Schmargendorf, während ihr Ehemann an der Front war. Als Wust im November 1942 das vornehme Kaffeehaus «Berlin» – den bevorzugten Treffpunkt der homosexuell-lesbischen Gemeinschaft der Stadt – besuchte, machte ihr Hausmädchen sie mit einer elegant gekleideten jungen Dame bekannt, die sich als Felice Schröder vorstellte. Erst nachdem sie ihre neue Bekannte zu sich nach Hause eingeladen und sich in sie verliebt hatte, stellte Elisabeth Wust fest, dass ihre lesbische Geliebte in Wahrheit Felice Schragenheim hiess und als Jüdin auf der Flucht war. Nach einiger Zeit lud Wust, die in der Zwischenzeit von ihrem Ehemann geschieden worden war, Schragenheim ein, bei ihr einzuziehen. Die Versorgung mit Nahrungsmitteln stellte kein Problem dar, da Wust als deutsche Mutter von vier Kindern eine recht grosszügige Lebensmittelzuteilung erhielt. Das Arrangement dauerte bis Juli 1944, als Felice das Opfer einer Denunziation wurde und die Gestapo sie aufspürte. Sie wurde in Wusts Haus gefangengenommen und, nachdem man sie einige Tage in einem Durchgangslager in der Schulstrasse festgehalten hatte, nach Theresienstadt ab-

transportiert. Am 9. Oktober 1944 [?] wurde sie nach Auschwitz deportiert. Danach hörte man nie mehr etwas von ihr. Ihr Sterbedatum wurde später auf den 31. Dezember 1944 [?] festgelegt.

Elisabeth Wust konnte einer Strafe nur entgehen, weil sie Mutter von vier kleinen Kindern war, deren Vater als vermisst galt. Trotz ihrer ohnehin schon prekären Lage besuchte sie Felice, solange diese noch in der Schulstrasse gefangen gehalten wurde, und wagte sogar die Reise nach Theresienstadt, wo sie aber von dem gehässigen Lagerkommandanten abgewiesen wurde. Als Ergebnis dieses Misserfolges wurde ihr auferlegt, sich jeden zweiten Tag auf dem Polizeirevier ihres Bezirks zu melden.

Trotzdem nahm Wust einige Monate später ein noch grösseres Risiko auf sich und bot drei weiteren Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung Zuflucht in ihrem Heim: Lucie Friedländer, Katja Lazerstein und Dr. Rosa Ollendorf. Wust, die die drei vor Weihnachten 1944 kennenlernte, spürte sofort, dass sie Juden auf der Flucht waren und bot ihnen an, sie zu verstecken. Um eine Entdeckung durch neugierige Nachbarn zu vermeiden, blieben die «Illegalen» während der häufigen Fliegeralarme in der Wohnung. Eine weitere Herausforderung stellte die Ernährung dar, da die Nahrungsmittel in Berlin in den letzten Kriegsmonaten äusserst knapp waren. Die drei jüdischen Frauen überlebten den Krieg, Lucie Friedländer beging jedoch kurz nach der Befreiung Selbstmord.

Am 31. August 1995 erkannte Yad Vashem Elisabeth Wust als «Gerechte unter den Völkern» an.

Literatur

Fischer, Erica: Aimée & Jaguar: Eine Liebesgeschichte, Berlin 1943, München 1998.

Zacherl, Karl Zacherl, Walburga (Hanna)

Akte 1776

In den letzten Tagen des Krieges erkrankte die sechzehnjährige Elisabeth Fischer aus Ungarn an Typhus. Sie befand sich auf einem Evakuierungsmarsch aus einem Konzentrationslager, der zu Fuss über die Landstrasse zwischen Moorenweis und Jesenwang in Süddeutschland geführt wurde. Eine Gruppe Gefangener, zu krank und erschöpft, um weiterzugehen, ruhte sich unter der Bewachung von SS-Männern am Strassenrand aus. Karl Zacherl und seiner Frau Walburga fiel das kranke Mädchen auf, als sie in ihrem Wagen auf dem Weg von Dünzelbach nach München vorbeifuhren. Sie baten um Erlaubnis, das Mädchen einige Kilometer zum Anfang des Zuges transportieren zu dürfen. Das wurde ihnen gestattet, aber anstatt sie den SS-Bewachern wieder zu übergeben, nutzten die Zacherls die Verwirrung, die einige niedrig fliegende amerikanische Flugzeuge verursachten, und fuhren mit dem Mädchen zurück zu ihrem Haus in Dünzelbach. Dort

pflegten sie sie hingebungsvoll, bis sie sie nach dem Einmarsch der Amerikaner in ein Krankenhaus bringen konnten. Nach ihrer Genesung nahmen sie sie noch einmal für einige Tage bis zu ihrer Abreise nach Ungarn in ihrem Heim auf.

Am 6. Mai 1980 erkannte Yad Vashem Karl und Walburga (Hanna) Zacherl als «Gerechte unter den Völkern» an.

Ziegler, Konrat

Akte 8857

Konrat Julius Fürchtegott Ziegler wurde am 12. Januar 1884 in Breslau (heute Wrocław) als drittes von sieben Kindern eines Geschäftsmanns geboren. Seine lange und erfolgreiche akademische Karriere begann 1902, als er sich an der Universität seiner Heimatstadt zum Studium der Klassischen Philologie immatrikulierte. Er promovierte 1905, und knapp fünf Jahre später, im Januar 1910, wurde er zum ausserordentlichen Professor ernannt. Er war gerade sechsundzwanzig geworden. Im Ersten Weltkrieg wurde Ziegler für dreieinhalb Jahre eingezogen und hauptsächlich als Dolmetscher in Bulgarien eingesetzt. Die letzten sechs Monate diente er als Presseattaché der deutschen Gesandtschaft in Sofia. Nach Kriegsende kehrte er an seine Alma Mater zurück und erhielt dort 1920 den Rang eines ordentlichen Professors. 1923 folgte er einem Ruf an die Universität Greifswald, an der er bis zu seiner Zwangspensionierung 1933 bleiben sollte. Bald bekleidete er wichtige akademische Positionen – 1926/27 als Dekan der Philosophischen Fakultät und 1928/29 als Rektor der Universität.

Von Anfang an unterschied sich Ziegler von den meisten seiner nationalistisch gesinnten Zeitgenossen und Kollegen durch sein leidenschaftliches Engagement für die Werte des Liberalismus und der Toleranz und durch seine unerschütterliche Befürwortung der demokratischen Weimarer Verfassung. Er verkörperte das Ideal des politisch engagierten Intellektuellen: Schon früh trat er der Deutsch-Demokratischen Partei (DDP) bei und wurde schliesslich auch Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft und des «Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold», das sich die Verteidigung der Weimarer Republik zum Ziel gesetzt hatte, sowie Vorstandsmitglied des Vereins zur «Abwehr des Antisemitismus». Bereits im August 1924 protestierte er gegen den Schritt des nationalsozialistischen stellvertretenden Rektors Theodor Vahlen, die schwarz-rot-goldene Fahne der Republik vom Dach des Universitätshauptgebäudes zu entfernen («Greifswalder Flaggenstreit»). Als in den Jahren ab 1930 der Einfluss des Nationalsozialismus auf die lokale und nationale akademische Szene zunahm, stand Ziegler mehr und mehr isoliert da. Nachdem er schon vor 1933 aufgrund seiner politischen Aktivitäten zur Zielscheibe der Nazis geworden war, zählte er im Mai 1933 zu den ersten «arischen» Universitätsdozenten, die NS-Erziehungsminister Rust vom Dienst suspendierte. Mit Berufung auf § 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 wurde Ziegler am 21. September wegen «politischer Unzuverlässigkeit» offiziell in den Ruhestand versetzt.

Der Verlust seines akademischen Postens und die Schwierigkeit, seine Familie mit einer um 50% gekürzten Pension zu ernähren, führten im Herbst 1933 zu Zieglers Umzug in die Grossstadt Berlin, wo er seine Einkünfte durch die Erteilung von Privatstunden erhöhen konnte. Gleichzeitig setzte er die Arbeit an seinem wissenschaftlichen Lebenswerk fort: eine neue Ausgabe von Plutarchs *Vitae parallelae* und die Herausgabe von *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*[^] des vielbändigen Standardwerkes zur Antiken Welt. Am 5. Januar 1939 wurde Ziegler verhaftet, weil er der jüdischen Bankiersfamilie Schwabe geholfen hatte, ihren Besitz ins Ausland zu schmuggeln. Der Sohn, Wolfgang, hatte eine Zeit lang bei ihm Privatstunden genommen. Ende November 1938, kurze Zeit nach der «Reichskristallnacht», vertrauten die Schwabes Ziegler Diamanten und Bargeld an, die er einem Mittelsmann übergeben sollte, sobald die Familie sicher ausser Landes war. Der Plan schlug jedoch fehl, der Mittelsmann – oder einer seiner Helfer – wurde gefasst und verriet die Identität des Berliner Absenders. Ziegler wurde acht Monate lang im Gefängnis Moabit in Untersuchungshaft gehalten. In dem anschliessenden Gerichtsverfahren gab er an, dass er sich von Schwabe zu seinem Tun habe verführen lassen, ohne dessen volle Tragweite zu erkennen. Wie dem auch sei, die anderthalbjährige Gefängnisstrafe, zu der er im Mai 1940 verurteilt wurde, war, gemessen an den damaligen Umständen, erstaunlich mild. Die Richter argumentierten, dass Ziegler nicht den aktiven Wunsch hatte, subversiv tätig zu werden, sondern sich vielmehr von einer «starken Dosis Weltfremdheit, gepaart mit aussergewöhnlicher Hilfsbereitschaft» leiten liess. Durch Anrechnung der achtmonatigen Untersuchungshaft und die Aussetzung eines Teils der Strafe zur Bewährung blieben nur noch vier Monate Haft, die Ziegler Ende 1940 im Gefängnis Tegel verbüsst. Er hatte auch das Glück, dass das ebenfalls gegen ihn eröffnete Dienststrafverfahren im November 1941 eingestellt wurde. Andernfalls wäre die Weiterzahlung seiner Pension, die Hauptlebensgrundlage der Familie, in Frage gestellt worden. Ende 1943 wurde Zieglers Berliner Haus bei einem Luftangriff völlig zerstört, und er zog mit seiner Familie zu seinen Schwestern nach Osterode am Harz. Seine gesamte Bibliothek und alle Aufzeichnungen aus seinen langjährigen Forschungen waren verloren gegangen.

Der Verlust seines Hauses und seiner wissenschaftlichen Arbeit sowie die traumatische Begegnung mit der NS-Justiz – die Verhöre, die beiden Prozesse, die zwölf Monate Gefängnis – konnten an dem inzwischen sechzigjährigen Ziegler nicht spurlos vorbeigegangen sein. Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, sich noch weiter zu gefährden und einem jüdischen Freund zu helfen. Kurt Latte, Professor für Klassische Philologie an der Universität Göttingen in den Jahren 1931-1935 und 1945-1957, war in den 1920er Jahren in Greifswald Zieglers Kollege gewesen. Als dekoriertes Offizier des Ersten Weltkrieges, der sich – in deutlichem Kontrast zu Ziegler – nie politisch engagiert hatte, war er vom NS-Regime zunächst relativ in Ruhe gelassen worden. Mit dem Entzug seiner Professur und dem Umzug zu seiner alten Mutter nach Hamburg begann jedoch für Latte Ende 1935 ein Prozess, in dessen Verlauf ihm nach und nach alle akademischen, bür-

gerlichen und menschlichen Rechte entzogen wurden. Als im Sommer 1943 die Hamburger Innenstadt durch zerstörerische Luftangriffe fast dem Erdboden gleichgemacht wurde und seine Mutter starb, ging Latte nach Düsseldorf, wo er sich nicht polizeilich anmeldete und oft die Adresse wechselte, um der Gestapo zu entgehen. Ziegler, der irgendwie von Lattes Lage erfahren hatte, drängte ihn wiederholt, nach Osterode zu kommen, das vor Luftangriffen relativ sicher war. Da es aber sehr gefährlich war, ohne Ausweis zu reisen, zögerte Latte lange. Erst Ende Februar oder Anfang März 1945 wagte er schliesslich die Fahrt nach Osterode. Ziegler brachte ihn zwar nicht in seinem eigenen Haus unter, aber besorgte ihm eine sichere Unterkunft im nahe gelegenen Dorf Freiheit. Am 11./12. April 1945 wurde Osterode befreit.

Am 12. Dezember 2000 erkannte Yad Vashem Konrat Ziegler als «Gerechten unter den Völkern» an.

Literatur

Gärtner, Hans: «„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten !“. Unpublizierte Briefe Kurt Lattes aus den Jahren 1943-1946», in: *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft* 5 (2002), S. 185-219

[<http://www.gfa.d-r.de/5-02/hgaertner.pdf>].

Mensching, Eckart: *Nugae zur Philologie-Geschichte*, IIL, Über K. Ziegler, W. Morel, E. Solmsen und andere, Berlin 1990.

Wegler, Cornelia: «... wir sagen ab der internationalen Gelehrtenrepublik».

Altertumswissenschaft und Nationalsozialismus. Das Göttinger Institut für Altertumskunde 1921-1962, Wien/Köln/Weimar 1996.

Zielinski, Ruth

Akte 4886

Ruth Zielinski gehörte zu einer volksdeutschen Familie, die aus dem Sudetenland nach Krakau in Polen gekommen war. Im Juli 1942 erreichten Bernard Dov Kimmel und seine Frau ebenfalls Krakau; sie reisten mit falschen «arischen» Papieren. Da sie niemand anderes hatten, an den sie sich wenden konnten, baten sie Ruth Zielinski um Hilfe, die früher als Haushälterin für Frau Kimmels Schwester gearbeitet hatte. Zielinski nahm sie ohne Zögern auf und beherbergte sie drei Monate lang in ihrer Wohnung in Remerowska Bocna, Sachsengasse 4, trotz der Einwände anderer Familienmitglieder. Weder verlangte sie noch erhielt sie irgendeine finanzielle Entschädigung für ihre aufopferungsvolle Tat.

Am 15. September 1991 erkannte Yad Vashem Ruth Zielinski als «Gerechte unter den Völkern» an.

Gustav Zubeil, Angestellter einer Fluss-Schiffahrtsgesellschaft, und seine Frau Agnes verbargen das jüdische Ehepaar Witkowski auf ihrem Hausboot auf der Spree in Berlin-Treptow. Die Witkowskis waren nach der «Fabrikaktion» am 27. Februar 1943 in die Illegalität gegangen. Nachdem sie fast alle anderen Möglichkeiten versucht hatten, beschlossen sie, sich an die Zubeils zu wenden, frühere Patienten des Vaters von Frau Witkowski, Dr. Max Blumenthal. Die Zubeils, die beide weder Herrn noch Frau Witkowski je vorher begegnet waren, nahmen sie sofort auf. Sie beherbergten sie mehrere Monate lang auf ihrem Hausboot, bis sie ihnen ein anderes Versteck in Berlin-Weissensee verschaffen konnten (siehe zugehörigen Eintrag: Müller, Herta).

Nach dem Zusammenbruch des Naziregimes konnten die Witkowskis ihre Retter in ihrer Wohnung in Berlin-Weissensee unterbringen. Die Zubeils waren obdachlos geworden, nachdem ihr Hausboot bei einem Bombenangriff zerstört worden war.

Am 15. Juli 1976 erkannte Yad Vashem Gustav und Agnes Zubeil als «Gerechte unter den Völkern» an.

Die österreichischen Gerechten

Die Wienerinnen Charlotte Becher (verheiratete Fritz) und ihre Schwester Edeltrud (verheiratete Posiles, siehe eigenen Eintrag) waren beide jung und verliebt, als die Wehrmacht im März 1938 in Österreich einmarschierte. Charlotte war mit Friedrich Kunz verlobt, einem Soldaten im österreichischen Heer. Edeltruds Situation war schwieriger: Ihre Zuneigung galt Walter Posiles, einem tschechischen Staatsangehörigen, der nach den Nürnberger Gesetzen Jude war.

Nachdem die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, blieb Posiles keine andere Wahl, als aus Wien zu fliehen. Er fand zunächst in Bratislava und später in Prag Zuflucht. Obwohl unter den damals herrschenden Gesetzen, welche Beziehungen zwischen «Ariern» und Juden verboten, eine Eheschließung unmöglich war, tat Edeltrud alles, um mit ihm in Verbindung zu bleiben. Mit der Hilfe ihrer Schwester Charlotte gelang es den beiden sogar, einander einige Male zu besuchen.

1942, als die tschechischen Juden in die Lager deportiert wurden, erhielten Walter Posiles und seine beiden Brüder, Hans und Ludwig, Deportationsbefehle nach Theresienstadt. Anstatt diesem Befehl nachzukommen, flohen sie. Sie taten so, als hätten sie Selbstmord begangen und hinterliessen fingierte Abschiedsbriefe, damit niemand sie suchen würde. Die drei Brüder fuhren nach Wien und fanden bei den Schwestern Becher Aufnahme.

Mit der Hilfe von Charlotte und Edeltrud Becher fanden die Brüder Posiles Zuflucht in einer Dachwohnung, die Charlottes Verlobtem Friedrich Kunz gehörte. Die Wohnung stand fast das ganze Jahr über leer, weil Kunz Soldat war und nur selten nach Hause kam. Wenn er Urlaub hatte, mussten die Schwestern Becher allerdings andere Verstecke für die Brüder Posiles finden. Walter zog dann in ein abgeschlossenes Zimmer in Kunz' Wohnung, welches Charlotte früher an Edeltrud vermietet hatte. Hans und Ludwig versteckten sich bei Freunden von Walter. Charlotte erzählte Kunz nie, dass seine Wohnung als Unterkunft für flüchtige Juden diente, denn sie befürchtete, er würde sie bei den Behörden anzeigen. Dank dieses Betrugs konnten die Brüder Posiles von Juni 1942 bis zum Kriegsende in einem sicheren Versteck leben.

Die Brüder Posiles zu verstecken war nicht nur gefährlich, sondern auch physisch anstrengend. Charlotte und Edeltrud mussten den Proviant die 183 Stufen zur Dachwohnung hinauftragen. Sie pflegten Walter, als er an einer lebensgefährlichen Lungenentzündung erkrankte. Als Edeltrud selbst erkrankte und ins Krankenhaus kam, musste Charlotte die Last ganz alleine tragen.

Becher gefährdete ihr Leben, indem sie Juden versteckte – was Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar den Tod zur Folge hätte haben können – ohne irgendeine Bezahlung zu erhalten.

Alle drei Brüder Posiles hätten überleben können, doch wurde Hans kurz vor Kriegsende Opfer eines Luftangriffs. Ludwig überlebte, und auch Walter, der endlich seine geliebte Edeltrud heiraten konnte. Die beiden liessen sich 1962 scheiden. Beide blieben in Österreich, und Ludwig ebenfalls.

Am 26. Oktober 1978 wurde Charlotte Becher von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Während der Nazibesatzung leitete Otto Beneschek die Bialystoker Textilfabrik Nummer 1, die wie mehrere andere Fabriken in der Stadt, die früher jüdische Besitzer gehabt hatten, vom Deutschen Reich übernommen worden war. Beneschek war im Herzen Sozialist und schloss sich einer kleinen antifaschistischen Widerstandsgruppe an, deren Mitglieder Deutsche und Österreicher waren. Diese Gruppe half den Partisanen, die in den Wäldern um die Stadt lebten, und den jüdischen Textilarbeitern im Ghetto Bialystok. In seiner eigenen Fabrik gab Beneschek den jüdischen Arbeitern grosse Mengen Nahrung und Brennholz, welche sie aus der Fabrik ins Ghetto mitnehmen durften. Auf diese Weise konnten Benescheks Arbeiter für andere bedürftige Menschen im Ghetto sorgen – und diese Hilfe bedeutete den Unterschied zwischen Leben und Tod, vor allem im harten Winter 1942/43.

Im Februar 1943 fand im Ghetto eine «Aktion» statt (d.h. Juden wurden zusammengetrieben und deportiert). Während andere Juden zur Deportation in Konzentrationslager zusammengetrieben wurden, versteckte Beneschek einige seiner Arbeiter, darunter mehrere Mitglieder der Familie Kiselstein, in seiner Wohnung auf dem Fabrikgelände, nahe am Ghettozaun. Später im gleichen Jahr versteckte Beneschek nochmals Juden, als am 16. August die Liquidation des Bialystoker Ghettos begann. Zu diesem Zeitpunkt gelang einer Anzahl von Juden die Flucht aus dem Ghetto, und sie kamen zu Benescheks Wohnung. Beneschek nahm sie auf und versteckte sie ungefähr eine Woche lang. Später brachte er sie in einem Planwagen auf die andere Seite der Stadt, zu einer Wohnung, die Artur Schade gehörte (siehe eigenen Eintrag in: «Die deutschen Gerechten»). Schade war ein Mitglied von Benescheks antifaschistischer Zelle und leitete ebenfalls eine Fabrik im Ghetto. Er versteckte die Flüchtlinge, bis sie zu den jüdischen Partisanen in den Wäldern um Bialystok gebracht werden konnten.

Beneschek gefährdete sein Leben, indem er Juden versteckte – ein Verbrechen, auf das die Todesstrafe stand – ohne irgendeine Bezahlung zu erhalten.

Am 9. Oktober 1996 wurde Otto Beneschek von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Seit früher Kindheit hatte die Wienerin Christa Denner (verheiratete Beran) ein besonderes Verhältnis zu ihrer Nachbarin Edith Hahn, einer jungen jüdischen Studentin, die im gleichen Haus lebte. Nach dem Tod von Christas Mutter gab Edith Christa und ihrer Schwester Privatunterricht. Schliesslich zog Edith Hahn bei Familie Denner ein. Dieses enge Verhältnis war direkt dafür verantwortlich, dass sie den Krieg überlebte.

Nach dem Anschluss wurde Hahn in verschiedene Arbeitslager in Ostdeutschland deportiert. Im Juni 1942 erhielt sie neue Anweisungen: Sie sollte

nach Wien zurückkehren und sich bei der Gestapo melden. Edith Hahn war klug genug, diesem Befehl nicht Folge zu leisten; nur zwei Wochen zuvor waren viele Wiener Juden zusammengetrieben und in Konzentrationslager deportiert worden, darunter auch Hahns eigene Mutter. Es bestand also kein Zweifel daran, dass sie ein ähnliches Schicksal erwartete, wenn sie sich stellte.

Hahn fuhr nach Wien zurück, doch anstatt sich bei der Gestapo zu melden, tauchte sie unter. Sie konnte sich bei einigen Freunden verstecken, unter anderem auch bei ihrer ehemaligen Schülerin Denner. Je länger der Krieg dauerte, desto schwieriger wurde die Situation. Ohne ein festes Versteck und ohne Lebensmittelkarten fiel es Denner und ihren Freunden schwer, für Hahn zu sorgen. Eine dieser Freundinnen brachte Hahn mit einem ihr bekannten SA-Mann zusammen. Dieser machte den Vorschlag, Edith Hahn solle eine «arische» Identität annehmen und sich nicht mehr verstecken.

Doch dafür benötigte Edith Hahn Papiere. Im Juli 1942 überliess Denner ihrer ehemaligen Lehrerin ihren eigenen Taufschein, ihren Schülerschein von der Handelsschule, und ihre Lebensmittelkarten. Daraufhin ging Denner zur Polizei, um den Verlust dieser Dokumente zu melden. Sie gab an, ihre Handtasche wäre ihr bei einem Segelflug in die Donau gefallen. Während Denner darauf wartete, dass Kopien dieser Dokumente für sie ausgestellt wurden, liess Hahn ihr Versteck hinter sich und reiste unter ihrer neuen Identität nach Deutschland. In einem Dorf in der Nähe von München fand die neue «Christa Denner» Arbeit als Schneiderin und war auch als Rot-Kreuz-Helferin tätig.

Denner gefährdete sich, indem sie eine Jüdin versteckte und ihr Dokumente zur Verfügung stellte, die es ihr ermöglichten, unter angenommener Identität zu leben. Diese Verbrechen hätten bei Entdeckung Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar den Tod zur Folge gehabt. Sie erhielt keinerlei Bezahlung.

Hahn lebte jahrelang unter ihrem falschen Namen. Sie heiratete einen Deutschen und zog mit ihm in seine Heimatstadt Brandenburg/Havel. Dort fand sie Arbeit als Rot-Kreuz-Helferin und bekam eine Tochter. Erst nach Kriegsende gestand Hahn ihrem Mann, wer sie wirklich war und sie liessen sich bald scheiden. 1948, nach der Errichtung des kommunistischen Regimes in der Ostzone und Hahns Weigerung, als Informantin für den russischen Geheimdienst NKWD zu arbeiten, zog sie nach England.

Am 4. Juni 1985 wurde Christa Beran (geb. Denner) von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Böhm, Maria

Akte 3037

Am 25. Dezember 1984 wurde Maria Böhm von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Cechal, Franziska).

Der Wiener Oswald Bosko war ein hochrangiger Polizeiwachtmeister bei der Einheit, die dem Krakauer Ghetto zugeteilt war. Er war für seine faire Behandlung von Juden bekannt und pflegte wegzusehen, wenn Nahrung ins Ghetto geschmuggelt wurde. Er liess sogar die Flucht einiger Juden zu, die in Erfahrung gebracht hatten, dass sie deportiert werden sollten.

Einer von Boskos Freunden war Julius Madritsch (siehe eigenen Eintrag), der Leiter einer Textilfabrik, die sich nahe am Ghetto befand. Madritsch half den Juden im Ghetto, soviel er konnte, und liess einige seiner Arbeiter entkommen und sich bei Einheimischen verstecken. Bosko und einige weitere Polizisten aus Wien, die für die Zählung der Arbeiter verantwortlich waren, unterstützten die Bemühungen von Madritsch, indem sie die Tatsache ignorierten, dass manchmal nach dem Schichtwechsel ein paar Arbeiter fehlten.

Ende 1942 erfuhr Madritsch, dass alle Kinder des Krakauer Ghettos deportiert werden sollten. Er beschloss, mit Boskos Hilfe die Kinder seiner Arbeiter vor den Transporten zu retten. In der Nacht schmuggelte Bosko die Kinder und ihre Mütter durch Löcher im Ghettozaun und brachte sie in Madritschs Fabrik. Die kleinsten Kinder bekamen Schlafmittel und wurden in Säcken transportiert, damit sie nicht entdeckt würden. Später flohen die Familien in die Nähe von Tarnów. Zwei Tage später wurden die im Ghetto zurückgebliebenen Kinder nach Auschwitz deportiert oder erschossen.

Nach der Auflösung des Ghettos am 13. März 1943 blieben hunderte von jüdischen Familien in ihren Verstecken in den Kellern und Bunkern des Ghettos. Wieder nutzte Bosko seine Position als ein leitendes Mitglied der Polizeieinheit, um viele jüdische Männer, Frauen und Kinder in die Fabrik von Madritsch zu bringen. Wieder wurden die Kinder betäubt und in Säcken getragen. Dieser «Umzug» wurde nach und nach in kleinen Gruppen durchgeführt und dauerte zehn Tage. Später wurden die geflohenen Juden nach Tarnów gebracht, wo Madritsch eine weitere Fabrik hatte. Den meisten Familien gelang die Flucht in die Slowakei und von dort nach Ungarn.

1944 fand die Gestapo heraus, dass Bosko Juden geholfen hatte. Er versuchte zu fliehen, wurde jedoch gefasst und kam vor Gericht. Am 18. September 1944 wurde er hingerichtet.

Am 18. Februar 1964 wurde Oswald Bosko von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Edeltrud Becher (verheiratete Posiles, siehe eigenen Eintrag), eine junge Wienerin, lernte 1936 den tschechischen Staatsangehörigen Walter Posiles kennen und lieben. Die beiden wollten 1938 heiraten, doch nach dem Anschluss war dies unmöglich, weil Posiles unter den Nürnberger Gesetzen als Jude galt und Eheschliessungen zwischen «Ariern» und Juden verboten waren.

Posiles floh aus Österreich, zunächst nach Bratislava und später nach Prag. Er hielt den Kontakt zu Becher aufrecht, und den beiden gelang es sogar, einander mehrere Male wiederzusehen.

Im Herbst 1939 erhielt die Gestapo einen anonymen Hinweis auf Bechers «rassenschänderische» Beziehung. Ein Polizist wurde in die Wohnung der Familie Becher geschickt, um der Angelegenheit nachzugehen, doch war Edeltrud glücklicherweise nicht zu Hause. Als ihr klar wurde, dass sie polizeilich gesucht wurde, floh Edeltrud Becher über die Grenze zu ihrer Schwester nach Ungarn, wo sie ca. 1½ Jahre blieb.

Friederike Buchegger war mit Walter Posiles befreundet. Als sie von den Schwierigkeiten seiner geliebten Edeltrud hörte, beschloss sie, ihre Verbindungen zu nutzen, um ihr zu helfen. Buchegger wandte sich an eine Freundin, die wiederum einen im Büro der Wiener Gestapo arbeitenden Freund hatte, wo die Klage gegen Becher bearbeitet wurde. Auf Bucheggerts Bitte hin vernichtete dieser Freund Bechers Akte sowie die Anzeige. Sobald Buchegger sicher sein konnte, dass der Akt vernichtet war, verständigte sie Edeltrud Becher, die – vermutlich 1941 – nach Wien zurückkehren konnte.

1942, als die tschechischen Juden in Konzentrationslager deportiert wurden, floh Posiles mit seinen Brüdern Hans und Ludwig nach Wien. Die Brüder fanden Unterschlupf bei Becher, die sie in der Dachwohnung von Friedrich Kunz, dem Verlobten ihrer Schwester Charlotte Becher (siehe eigenen Eintrag), versteckte. Diese Wohnung stand fast das ganze Jahr über zur Verfügung, weil Kunz selbst beim Militär war. Wenn er Urlaub hatte, mussten die Schwestern Becher die Brüder Posiles jedoch in andere Verstecke schmuggeln. Wieder half Buchegger aus und überredete den Portier ihres Wohnblocks, Walters Bruder Ludwig für kurze Zeiträume zu verstecken. Buchegger trug zudem regelmässig zur Versorgung der Brüder bei, indem sie Lebensmittelkarten sammelte und Becher mit Nahrungsmitteln wie Würsten und Fett versorgte, welche diese zum Versteck der Brüder brachte. Weil das Verstecken von Juden als schweres Verbrechen galt, ging Buchegger damit ein hohes Risiko ein, ohne irgendeine Bezahlung zu erhalten.

Alle drei Brüder Posiles hätten überleben können, doch kam Hans unglücklicherweise kurz vor Kriegsende bei einem Luftangriff ums Leben. Nach dem Krieg heirateten Posiles und Becher, liessen sich jedoch 1962 scheiden. Beide lebten weiterhin in Österreich, ebenso wie Walters Bruder, Ludwig Posiles.

Am 26. Oktober 1978 wurde Friederike Buchegger von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Cechal, Franziska
Böhm, Maria
Kuchar, Anna

Akte 3037
3037a
3037b

Rosalia Wasserstein (verheiratete Ista) war eine junge Jüdin und lebte während des Zweiten Weltkrieges in Wien. Am 18. Mai 1942 wurde ihre Mutter von der

SS verhaftet. Als sie bei der Jüdischen Gemeinde nachfragte, fand sie heraus, dass ihre Mutter nach Theresienstadt deportiert werden sollte und ihr eigener Name sich auf einer Deportationsliste nach Polen befand.

Wasserstein beschloss, der Deportation zu entgehen und sich zu verstecken. Sie wandte sich an ihre Bekannte Franziska Cechal, von der sie wusste, dass sie den Nationalsozialismus strikt ablehnte, und bat sie um Hilfe bei der Suche nach einem Versteck. Cechal erklärte sich bereit, Wasserstein in ihrer Wohnung zu verstecken. Wasserstein war völlig mittellos und konnte Cechal keinerlei Gegenleistung für ihre Güte anbieten, doch Cechal sorgte für Wasserstein, indem sie ihr eigenes Essen mit ihr teilte. Die beiden lebten einige Zeit zusammen, bis Wasserstein ein neues Versteck fand – ein Gebäude, dessen jüdische Bewohner deportiert worden waren. Als allerdings im Juli 1942 die SS das Gebäude zu durchsuchen begann, musste Wasserstein in ihr früheres Versteck in Cechals Wohnung zurückkehren.

Um Cechal nicht zu sehr zur Last zu fallen, und aus der Befürchtung heraus, Cechals Nachbarn könnten ihre Anwesenheit bemerken und sie anzeigen, versteckte sich Wasserstein für gewisse Zeiträume in der Wohnung einer anderen Frau, Anna Kuchar, sowie kurze Zeit in der Wohnung von Maria Böhm. Wasserstein wechselte ständig das Versteck und überlebte auf diese Weise bis Kriegsende.

Bei einem ihrer Aufenthalte in Cechals Wohnung wurde Wasserstein beinahe entdeckt. Ein Nazi klingelte an der Tür und bat um eine Spende für einen wohlthätigen Zweck. Wasserstein erkannte in ihm sofort einen Bekannten aus ihrer Jugend wieder. Sie musste schnell den Raum verlassen, um nicht erkannt zu werden.

Cechal gefährdete sich, indem sie eine Jüdin versteckte – ein Verbrechen, das Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar den Tod hätte zur Folge haben können – ohne irgendeine Bezahlung zu erhalten, und brachte sogar grosse persönliche Opfer, indem sie Nahrung und Kleidung mit Wasserstein teilte, die natürlich keinen Anspruch auf Lebensmittel- und Kleiderkarten hatte. Nach dem Krieg blieb Wasserstein in Wien wohnen.

Am 25. Dezember 1984 wurde Franziska Cechal, Maria Böhm und Anna Kuchar von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Daublesky-Sterneck, Moritz

Akte 1238

Vor dem Krieg lebte Dr. Moritz Doublesky-Sterneck im Südwesten Österreichs in Reutte in Tirol. Er war ein Gegner des Naziregimes. Während des Krieges diente er als Offizier in der Wehrmacht und verhalf mehrmals Juden zur Flucht, vor allem Zwangsarbeitern.

Daublesky-Sterneck war Miteigentümer eines Schlosses in Borcice, einem Dorf in der Slowakei. Das Schloss wurde von zwei seiner Verwandten bewohnt: Elisabeth Gipeky und ihrer Mutter Gabriele. Gipeky und ihre Mutter hatten sich

mit zwei Jüdinnen angefreundet – der gebürtigen Wienerin Magdalena Dubnická (geb. 1925) und deren Mutter –, die während des Krieges in dem slowakischen Dorf Dubnice lebten. Ende August 1944 wurde die Slowakei von den Deutschen besetzt, und Dubnická und ihre Mutter flohen in die Berge, wo sie sich den Partisanen anzuschliessen hofften. Weil sie Angst hatten, beim Vormarsch der Deutschen gefasst zu werden, kehrten die beiden jüdischen Frauen jedoch in ihr Heimatdorf zurück. Aber es war auch gefährlich, im Dorf zu bleiben, sodass sie im Oktober 1944 nach Borcice fuhren, in der Hoffnung, dass ihre Freundinnen Elisabeth und Gabriele sie im Schloss verstecken würden.

Daublesky-Sterneck war ungefähr um diese Zeit auf Urlaub von seiner Einheit, die in Ostpreussen stand, und besuchte das Schloss. Er lernte Dubnická und ihre Mutter kennen, und erklärte sich bereit, sie im Schloss zu verstecken, obwohl er wusste, dass er im Falle einer Entdeckung wahrscheinlich hingerichtet werden würde.

Bald fand Daublesky-Sterneck heraus, dass Einwohner des Dorfes den Verdacht hegten, dass sich Juden im Schloss versteckten. Er warnte Dubnická und ihre Mutter, welche daraufhin beschlossen, nach Hause zurückzukehren. Unterwegs mussten sie den Fluss Van an einer Stelle überqueren, wo die Brücke von einer deutschen Patrouille bewacht wurde. Daublesky-Stern begleitete die beiden Frauen persönlich über die Brücke, damit die Wachsoldaten ihre Identität nicht überprüften.

Daublesky-Sterneck gefährdete sich, indem er Juden versteckte und ihnen half, von seinem Schloss nach Hause zu reisen, beides Verbrechen, auf die die Todesstrafe stand. Er erhielt keinerlei Belohnung für das Risiko, das er einging.

Etwa einen Monat später wurden Dubnická und ihre Mutter gefasst und in das Konzentrationslager Ravensbrück in Deutschland gebracht. Die Mutter starb dort, Dubnická jedoch überlebte. Dubnická ist davon überzeugt, dass die Zeit, die sie sich im Schloss von Daublesky-Sterneck versteckt hielt, ihr das Leben rettete, denn wenn sie länger im Lager gewesen wäre, hätte sie nicht die Kraft zum Durchhalten gehabt. Nach dem Krieg zog Dubnická nach Schweden.

Am 22. Dezember 1977 wurde Dr. Moritz Daublesky-Sterneck von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Dickbauer, Karl

Akte 1775a

Am 6. Mai 1980 wurde Karl Dickbauer von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Neuschmidt, Wolfgang).

Am 6. Mai 1980 wurde Anton Dietz von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Neuschmidt, Wolfgang).

Duschka, Reinhold

Akte 4537

Reinhold Duschka (geb. 1900 in Berlin) lebte während der 1920er Jahre in Wien, wo er eine Kunstschmiedewerkstatt hatte. Damals freundete er sich mit den Juden Rudi Kraus und Regine Hildebrandt an. Kraus und Hildebrandt heirateten, und 1929 kam ihre Tochter Lucia (verheiratete Heilmann) zur Welt.

1938 reiste Kraus, der Ingenieur bei Siemens war, geschäftlich nach Persien. Er wollte seine Frau und seine Tochter nachkommen lassen, doch nach Kriegsausbruch im September 1939 konnten Regine und ihre Tochter keine Reisepapiere mehr erhalten. Damals hatten die Nazis bereits ihre Wohnung konfisziert, wie sie auch vielen weiteren jüdischen Besitz beschlagnahmt hatten.

Duschka kannte Regines verzweifelte Lage und bot ihr an, sie und ihre Tochter in seiner Zweizimmer-Werkstatt in der Mollardgasse 85a in Wien zu verstecken. Die Werkstatt war ein ideales Versteck, denn sie befand sich in einem Gebäude, wo es keine Privatwohnungen, sondern nur Werkstätten und Lagerräume gab. Mutter und Tochter nahmen Duschkas Angebot an und bewohnten eines der Zimmer der Werkstatt, während Duschka sein Geschäft im zweiten Raum führte. Jedesmal, wenn ein Kunde kam, zogen sich Regine und ihre Tochter in ihr Zimmer zurück und verhielten sich ruhig, um nicht entdeckt zu werden.

Im Winter 1944, als Wien von den Luftwaffen der Alliierten bombardiert wurde, wurde das Gebäude Mollardgasse 85a getroffen und brannte vollständig nieder. Duschka brachte Mutter und Tochter in sein kleines Sommerhaus in einem Vorort Wiens. Die Nachbarn waren neugierig, doch Duschka erzählte ihnen, es handele sich um Verwandte aus Deutschland, die für eine Weile bei ihm zu Besuch waren. Duschka befand sich nun in wesentlich grösserer Gefahr als vorher, doch wurde sein Geheimnis nicht enteckt und die beiden Jüdinnen überlebten den Krieg.

Duschka gefährdete sich, indem er Juden versteckte – ein Verbrechen, welches Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar den Tod zur Folge hätte haben können – ohne irgendeine Bezahlung zu erhalten. Er gab sogar viel Geld aus, um die Frauen mit Nahrung und Kleidung vom Schwarzmarkt zu versorgen. Auch kaufte er für Lucia Schulbücher, weil sie natürlich nicht zur Schule gehen konnte und von ihrer Mutter im Versteck unterrichtet wurde. Während ihrer Zeit im Versteck lernten Regine und Lucia, das Metall vorzubereiten, das Duschka bei seiner Arbeit verwendete, und halfen ihm so gut sie konnten.

Nach dem Krieg führte Duschka seine Werkstatt weiter. Die Mutter und Tochter, deren Leben er gerettet hatte, blieben in Wien und bauten ihr Leben wieder auf. Lucia wurde Ärztin, heiratete und gründete eine Familie.

Am 7. März 1990 wurde Reinhold Duschka von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Edelmann, Friedrich
Edelmann, Brigitte
Edelmann, Brigitta

Akte 5626

Friedrich (Fritz) Edelmann, geboren 1900, war der Besitzer eines Gasthauses und Bürgermeister von Thondorf, einer Kleinstadt in der Provinz Steiermark im Osten Österreichs. Anfang 1945 kamen durch die Gegend Gruppen von ungarischen Juden, die im Rahmen der «Todesmärsche» nach Mauthausen gebracht werden sollten. Martin Herskovits, ein jüdischer Häftling aus Ungarn, der an einem dieser Märsche teilnehmen musste, gelang die Flucht, und er versteckte sich im steirischen Waldland. Im Wald tat er sich mit sieben anderen Juden zusammen, doch war es extrem schwer, die für das Überleben notwendige Nahrung zu beschaffen. Trotz des Risikos beschlossen sie, bei Einheimischen um Essen und Unterkunft zu bitten.

In der Nähe der Stadt Thondorf trafen sie auf Friedrich Edelmanns Frau Brigitte (geb. 1903). Sie lud die Flüchtlinge zu sich nach Hause ein, wo sie und ihr Mann gemeinsam mit ihrer Tochter Brigitta (geb. 1924) beschlossen, sie in ihrer Scheune zu verstecken. Brigitta brachte ihnen täglich Wasser und Essen. Sie hielten die acht Juden ungefähr zwei Monate, bis Kriegsende, versteckt.

Die Familie Edelmann begab sich in grosse Gefahr, indem sie Juden versteckte – ein Verbrechen, welches Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar den Tod zur Folge hätte haben können. Diese Gefahr wurde noch dadurch vergrößert, dass Gestapo-Agenten in der Gegend stationiert waren und Edelmann als Bürgermeister regelmässig von einheimischen Amtsinhabern aufgesucht wurde. Die Familie Edelmann erhielt keine finanzielle Entschädigung und brachte grosse persönliche Opfer, da sie in einer Zeit der Lebensmittelknappheit ihr Essen mit den versteckten Juden teilte.

Nach dem Krieg kehrte Martin Herskovits nach Satu Mare im Norden Transsilvaniens zurück, das damals zu Ungarn gehörte und 1946 an Rumänien kam. Später wanderte er nach Israel aus.

Am 27. Januar 1993 wurde Friedrich Edelmann, seiner Frau Brigitte und ihrer Tochter Brigitta von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Anna Ehn lebte während des Zweiten Weltkrieges in Wien. Damals waren fast alle österreichischen Männer beim Militär, und ungarische Juden wurden «ausgeliehen», um den Mangel an Arbeitern in der Industrie und bei der Stadt auszugleichen. 1944 wurde eine Gruppe von ungarischen Juden aus Debrecen nach Wien geschickt. Weil die meisten jüdischen Männer aus Debrecen bereits Arbeitsbataillonen der ungarischen Armee zugeteilt worden waren, bestand die Gruppe hauptsächlich aus Frauen und Kindern, die verschiedene körperliche Arbeiten verrichteten und in Lagern in der Umgebung untergebracht waren.

Die Arbeitsbedingungen der ungarischen Juden waren relativ gut, zumindest im Vergleich mit denen von KZ-Häftlingen. Sie arbeiteten in der Stadt, konnten sich frei bewegen, fuhren mit der Strassenbahn und durften Läden und Cafés betreten. Doch obwohl sie harte körperliche Arbeit verrichteten, erhielten sie nur minimale Nahrungsrationen. Daher mussten die Kinder der Gruppe bei Passanten um Essen betteln.

Ein Mitglied der jüdischen Gruppe war die dreizehnjährige Ilona Katz, die mit ihrer Mutter und sechs Geschwistern aus Debrecen nach Wien gekommen war. Mit weiteren zwölf- bis vierzehnjährigen Kindern musste Katz auf dem Friedhof arbeiten und nach Luftangriffen die Strassen räumen. Eines Tages im Oktober 1944 wandte sich Katz an die Passantin Anna Ehn und bat sie um Essen. Ehn hatte sofort Mitleid mit Katz und gab ihr das wenige Essen, das sie dabei hatte. Dies war an sich nicht ungewöhnlich – viele Passanten gaben den jüdischen Kindern etwas zu essen. Doch Ehn war von der Begegnung mit Katz gerührt und kam tags darauf mit mehr Lebensmitteln an die gleiche Stelle zurück. Seit damals brachte Ehn Katz fast täglich Essen. Etwas später wurde die ältere Schwester von Katz bei einem Luftangriff verwundet. Sie wurde in ein von der SS geleitetes Krankenhaus gebracht. Als Ehn davon hörte, ging sie zum Krankenhaus und beantragte, das jüdische Mädchen zu sich nach Hause zu bringen, damit sie sich um sie kümmern konnte. Auf diese Weise gab sie sich als «Judenfreundin» zu erkennen – unter der Naziregierung eine gefährliche Eigenschaft. Ehn erhielt von den Ärzten die Erlaubnis, Katz mit nach Hause zu nehmen, und pflegte sie drei Monate lang, bis es ihr etwas besser ging. Zweifellos rettete Ehn diesem jüdischen Mädchen das Leben, denn wenn sie schwer verletzt in einem SS-Krankenhaus geblieben wäre, wäre sie sicher umgebracht worden. Natürlich erhielt Ehn keine Bezahlung für ihre Bemühungen und das persönliche Risiko, das sie einging, indem sie Mitleid mit einer Jüdin zeigte.

Gegen Kriegsende wurden die ungarischen Juden, die nach Wien geschickt worden waren, darunter auch Katz und ihre Schwester, nach Mauthausen gebracht. Katz und ihre Schwester überlebten. Nach dem Krieg wanderte Katz nach Israel aus und liess sich in Haifa nieder.

Am 26. Oktober 1978 wurde Anna Ehn von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Maria Fasching (geb. 1897 in Baden) lebte in den 1930er Jahren in Baden bei Wien. Sie war mit einer Österreicherin befreundet, die früher mit einem tschechischen Juden namens Posiles verheiratet gewesen war. Der Stiefsohn dieser Frau, Walter Posiles, lebte in Wien, wo er sich in die Einheimische Edeltrud Becher (siehe Eintrag unter: Posiles, Edeltrud) verliebte. Die beiden wollten 1938 heiraten, doch war dies nach dem Anschluss Österreichs 1938 unmöglich, weil Posiles unter den Nürnberger Gesetzen als Jude galt und Eheschliessungen zwischen «Ariern» und Juden verboten waren. Posiles, der die tschechische Staatsangehörigkeit besass, floh aus Österreich, zunächst nach Bratislava und später nach Prag. Er hielt den Kontakt zu Becher aufrecht, und den beiden gelang es sogar, einander mehrere Male heimlich wiederzusehen.

1942, als die tschechischen Juden in die Lager deportiert wurden, erhielten Walter Posiles und seine beiden Brüder, Hans und Ludwig, Deportationsbefehle nach Theresienstadt. Anstatt diesem Befehl nachzukommen, flohen sie. Sie taten so, als hätten sie Selbstmord begangen, und hinterliessen fingierte Abschiedsbriefe, damit niemand sie suchen würde. Die drei Brüder kamen nach Wien und fanden bei Edeltrud Becher und ihrer Schwester Charlotte (siehe Eintrag: Becher, Charlotte) Aufnahme. Mit der Hilfe von Charlotte und Edeltrud Becher fanden die Brüder Posiles Zuflucht in der Wohnung von Charlottes Verlobtem Friedrich Kunz. Die Wohnung stand fast das ganze Jahr über leer, weil Kunz Soldat war. Wenn er Urlaub hatte, mussten die Schwestern Becher allerdings andere Verstecke für die Brüder Posiles finden.

Hans Posiles fuhr nach Baden und bat seine Stiefmutter und deren Sohn um Hilfe. Diese verwiesen ihn an Fasching, die sich bereit erklärte, Hans in ihrer Wohnung zu verstecken – zuerst für kurze, später für längere Zeiträume. Hans blieb von Juni 1942 bis Kriegsende im Versteck. Bei Kriegsende lebte er die ganze Zeit in Baden.

Während seines Aufenthaltes in Baden sabotierte Hans, der Offizier der tschechischen Armee gewesen war, regelmässig die Funkverbindungen der Wehrmacht.

Baden hatte im Unterschied zu Wien kaum unter Luftangriffen zu leiden, doch wurden, als die Rote Armee bereits vor Baden stand, Hans und Fasching auf der Strasse von einer Bombe getroffen. Hans war sofort tot. Fasching wurde in ein Krankenhaus gebracht, wo sie wenig später starb.

Fasching gefährdete sich, indem sie einen Juden versteckte, der aktiv die deutschen Kriegsanstrengungen sabotierte – ein Verbrechen, auf das die Todesstrafe stand. Sie erhielt keine Bezahlung dafür, dass sie Hans versteckte und sich in grosse Gefahr begab.

Nach dem Krieg heirateten Walter Posiles und Edeltrud Becher, liessen sich jedoch 1962 scheiden. Beide blieben in Österreich. Ludwig Posiles überlebte ebenfalls und lebte nach dem Krieg weiterhin in Österreich.

Am 26. Oktober 1978 wurde Maria Fasching von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Am 23. März 1945 wurde eine Gruppe von Kundschaftern der Roten Armee per Fallschirm auf österreichischem Gebiet abgesetzt. Sie hatten die Aufgabe, Informationen über die Wehrmacht zu sammeln. Eine von ihnen war die jüdische Nachrichten-Offizierin Maria Sabeschinsky, geboren 1923 in Riga. Sabeschinsky brach sich bei der Landung ein Bein. Ihre Kameraden verbanden die Wunde mit dem Fallschirm. Die Kundschafter machten sich in den Alpen zu Fuss auf den Weg. Dabei waren sie den Deutschen nur einen Schritt voraus, denn die Funkmeldungen der Gruppe waren abgefangen worden, und sie wurden mit allen verfügbaren Mitteln, selbst mit Flugzeugen, gesucht.

Die Gruppe kam wegen Sabeschinskys Verletzung nur langsam vorwärts und konnte wegen der Entdeckungsgefahr nie ein Feuer anzünden. Am 17. April erreichten sie in verzweifelter Verfassung das Dorf Lahnsattel. Da sie Deutsch sprach, wurde Sabeschinsky gewählt, in einem der Häuser am Dorfrand um Hilfe zu bitten. Dieses Haus gehörte glücklicherweise Maria Fasching, die sich sofort der Gruppe erbot. Sie versteckte die Russen auf ihrem Dachboden und gab ihnen zu essen. Endlich konnten sie sich eine Weile ausruhen, während Maria Fasching und ihre Kinder, Fritz und Mitzi, ihre Kleider trockneten.

Am nächsten Morgen kam ein Nachbar mit der Mitteilung, dass demnächst eine Einheit von SS-Männern (wohl Waffen-SS) auf der Suche nach russischen Spionen ins Dorf kommen würde. Weil Sabeschinsky zusätzlich zu ihrem gebrochenen Bein auch krank geworden war, befahl ihr der Kommandeur der russischen Gruppe, zurückzubleiben, während die anderen Mitglieder sich auf den sofortigen Abmarsch vorbereiteten. Fasching wusste, dass Sabeschinsky Jüdin war, erklärte sich aber trotzdem bereit, sie bei sich zu verstecken. Sie pflegte Sabeschinskys Bein, gab ihr warme Kleidung und teilte mit ihr ihre eigenen und die Lebensmittelrationen ihrer Kinder. Sie versteckten Sabeschinskys russische Uniform und ihr Radio und gaben ihr Kleider, die Mitzi Fasching gehörten. Für den Fall einer Entdeckung beschlossen sie, Sabeschinsky als Flüchtling aus Wien auszugeben. Die SS-Einheit kam ins Dorf and begann, Haus für Haus nach den Russen zu durchsuchen. Fasching wurde gefragt, ob sie Russen gesehen hätte. Als sie verneinte, verzichteten die SS-Offiziere glücklicherweise auf die Hausdurchsuchung. Die Gefahr war allerdings längst noch nicht vorbei. Die SS-Einheit blieb im Dorf und stellte Wachtposten an Kreuzungen und Brücken und vor Häusern auf, darunter vor dem von Fasching. Die Lage wurde dadurch verschlimmert, dass SS-Leute ins Haus zu kommen pflegten, um sich aufzuwärmen, ehe sie ihren Dienst antraten. Diese Soldaten fanden nie heraus, dass eine der von ihnen gesuchten Personen genau über ihnen still auf dem Dachboden sass.

Maria Fasching und ihre Kinder gefährdeten sich, indem sie eine jüdische Offizierin der Roten Armee versteckten, die mit dem Fallschirm in Österreich abgeworfen worden war, um die deutsche Kriegsanstrengung zu sabotieren. Im

Falle einer Entdeckung drohte ihnen die Todesstrafe. Die Familie Fasching erhielt keine finanzielle Bezahlung dafür, dass sie Sabeschinsky versteckte und teilte sogar in einer Zeit grosser wirtschaftlicher Schwierigkeiten ihr eigenes Essen und Kleidung mit ihr. Obwohl sie die ärmste Familie im Dorf waren, gelang es den Faschings, Medikamente und Salben für Sabeschinskys gebrochenes Bein zu beschaffen.

Die SS zog am 7. Mai 1945 aus dem Dorf ab, und am 8. Mai kam Sabeschinsky aus dem Versteck. Die Gegend war bereits unter sowjetischer Kontrolle, und sie kehrte in die Sowjetunion zurück.

Am 2. Dezember 1991 wurde Maria Fasching, ihrem Sohn Fritz Fasching und ihrer Tochter Mitzi Fasching von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Friessnegg, Ludwig
Friessnegg, Anna
Manzer, Anna (geb. Friessnegg)
Stecher, Edi

Akte 2831

Anna Malvina Rosenberg, geb. 1919, lebte während des Zweiten Weltkrieges in Budapest in Ungarn. Ihr Mann, Hermann Rosenberg, änderte ihren Nachnamen in Deutsch. 1944 wurde Deutsch zur Zwangsarbeit bei einer der Sondereinheiten der ungarischen Armee eingezogen, während seine Frau Anna mit einem Transport von Juden nach Wien gebracht wurde. Dieser Transport fand statt, weil damals fast alle österreichischen Männer zum Kriegsdienst eingezogen worden waren, und die ungarischen Juden dem Reich «geliehen» wurden, um den Mangel an Arbeitskräften in der Industrie und bei den Stadtverwaltungen auszugleichen.

Zunächst musste Deutsch bei Siemens in Floridsdorf arbeiten. Später wurde sie nach Bombenangriffen auf Wien bei der Räumung der Strassen eingesetzt.

Die Arbeitsbedingungen der ungarischen Juden waren relativ gut, zumindest im Vergleich mit denen von KZ-Häftlingen. Doch obwohl sie harte körperliche Arbeit verrichteten, erhielten sie nur minimale Nahrungsrationen. Sie waren ständig hungrig und bettelten bei Passanten um Essen. Auf diese Weise kam der Kontakt zwischen Deutsch und Anna Friessnegg zustande, der Frau, die später dafür verantwortlich sein würde, dass Deutsch den Krieg überlebte.

Anna Friessnegg lebte in Wien. Sie war mit Ludwig Friessnegg, einem Werkmeister in einer Glasfabrik, verheiratet. Sie waren beide tiefgläubige Katholiken. Anna Friessnegg kümmerte sich um Deutsch und gab ihr regelmässig Essen, wenn die Wachen nicht hinsahen. Eines Tages gab ihr Friessnegg einen Zettel mit ihrer Anschrift und der Aufforderung, sich an sie zu wenden, sollte sie jemals in Gefahr sein.

Im Februar 1945 wurden die ungarischen Juden im Rahmen der berüchtigten «Todesmärsche» zu Fuss in das KZ Mauthausen gebracht. Ehe der Marsch be-

gann, floh Deutsch aus ihrer Arbeitseinheit und ging zur Wohnung von Anna und Ludwig Friessnegg. Das Ehepaar nahm sie auf und versteckte sie bis zum Ende des Krieges in seinem Kohlenkeller.

Die Friessneggs, gemeinsam mit ihrer Tochter Anna Friessnegg (verheiratete Manzer) und Annas Bruder, Edi Stecher, gingen das Risiko ein, Deutsch zu verstecken und für sie zu sorgen, obwohl das Verstecken von Juden ein Verbrechen war, das mit Konzentrationslagerhaft bestraft wurde und somit zum Tode führen konnte. Bei Luftangriffen der Alliierten auf Wien nahm die Familie Friessnegg Deutsch sogar in einen öffentlichen Luftschutzkeller mit, obwohl sie keine gültigen Papiere besass, was das Risiko der Entdeckung wesentlich erhöhte.

Die Friessneggs erhielten keine Bezahlung und kümmerten sich unter grossen persönlichen Opfern um Deutsch, mit der sie trotz ihrer Armut in einer Zeit der Lebensmittelknappheit ihre mageren Rationen teilten.

Deutsch überlebte den Krieg und kehrte nach Budapest zurück, wo sie mit ihrem Mann wiedervereint wurde, der aus seinem Arbeitsbataillon entlassen worden war. Mit Ausnahme ihres Mannes war ihre ganze Familie umgekommen. Deutsch und ihr Mann wanderten später nach Israel aus.

Am 29. August 1984 wurde Ludwig Friessnegg, Anna Friessnegg, Anna Manzer und Edi Stecher von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Golz-Goldlust, Marianne

Akte 3845

Marianne Golz-Goldlust kam 1895 in Wien als Maria Agnes Belokosztolsky zur Welt, Tochter einer Tschechin und eines polnischen Dirigenten. Golz-Goldlust war Schauspielerin und Opersängerin unter dem Künstlernamen Marianne Tolska. Zwischen 1922 und 1924 war sie ein Ensemblemitglied am Salzburger Staatstheater. 1924 übersiedelte sie nach Berlin und 1929 heiratete sie Hans Goldlust, einen jüdischen Journalisten und Literaturredakteur, der in Berlin lebte. Nach der Machtergreifung änderte das Ehepaar seinen Nachnamen in Golz und zog 1934 von Berlin nach Prag, wo Golz-Goldlust als Theaterkritikerin tätig war.

Nach dem Einmarsch der Deutschen in Prag im Jahr 1939 wurde Golz-Goldlusts Mann von den Nazis verhaftet. Golz-Goldlust wandte sich an die Gestapo, und es gelang ihr, eine vorübergehende Entlassung für ihren Mann zu erwirken, der die Gelegenheit sofort zur Flucht nach England nutzte. Golz-Goldlust blieb zurück, um ihrer Schwiegermutter und Schwägerin zu helfen, die noch in der Stadt lebten. Sie schrieb an ihren Mann in England und versicherte ihm, dass ihr als «Arierin» nichts passieren könnte.

Golz-Goldlust hielt in ihrer Wohnung Treffen, die Mitglieder der Widerstandsbewegung anzogen, von denen viele Juden oder «Halbjuden» waren. 1940 lernte sie Ottokar Zapotecky kennen, der ein Fluchthilfenetz für Prager Juden leitete. Golz-Goldlust machte Zapoteckys Bekanntschaft über einen gemeinsa-

men Freund, Josef Goldschmidt, welcher, weil er selbst auf einer Deportationsliste stand, später dieses Netz für die Flucht aus der Tschechoslowakei nach Wien nutzte.

Im Oktober 1942 wurde Golz-Goldlust von einem ihrer jüdischen Freunde um Hilfe gebeten. Der gebürtige Wiener Viktor Kühnel lebte in Prag und war nach den Nürnberger Gesetzen «Halbjude». Er suchte Informationen über seine Mutter und Schwester, die in Prag auf der Strasse verhaftet worden waren, weil sie den Judenstern nicht getragen hatten. Aus Angst, selbst verhaftet zu werden, wollte er sich jedoch nicht persönlich an die Behörden wenden. Golz-Goldlust erklärte sich bereit, in seinem Namen bei der jüdischen Gemeinde nachzufragen. Kühnel, der Angst hatte, nach Hause zurückzukehren, blieb in der Wohnung von Golz-Goldlust. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, dass die Wohnung seiner Schwester durchsucht worden war. Er beschloss, sofort aus Prag nach Wien zu fliehen.

Golz-Goldlust half Kühnel, mit Zapotecky Kontakt aufzunehmen, der sich bereit erklärte, ihm bei der Flucht über die tschechische Grenze nach Österreich zu helfen. Darüber hinaus machte sie ihrem Freund Goldschmidt in Wien von Kühnells bevorstehender Ankunft Mitteilung. Weiterhin erklärte sich Golz-Goldlust bereit, Kühnel nach seiner Ankunft in Wien in finanziellen Angelegenheiten zu helfen. Kühnel deponierte bei ihr 20.000 Kronen und sie versprach, das Geld nach seiner Ankunft in Wien in kleinen Raten zu überweisen. Diese Überweisungen sollten über die in Wien wohnhafte Schwester von Golz-Goldlust, Rosi, erfolgen.

Kühnel gelang es, die Grenze zu überqueren, und er traf Goldschmidt, der ihm, wie mit Golz-Goldlust ausgemacht, während der ersten Tage in Wien behilflich war. Auch erhielt er die erste Überweisung von der Schwester von Golz-Goldlust. Diese Überweisungen wurden während der folgenden Monate fortgesetzt.

Im November 1942 flog der Ring von Zapotecky auf, und alle Beteiligten wurden verhaftet. Achtzehn Menschen wurde in Prag der Prozess gemacht, und am 18. Mai 1943 wurden zehn von ihnen zum Tode verurteilt, darunter Marianne Golz-Goldlust, Zapotecky und Goldschmidt. Kühnel wurde zu einem Jahr Haft verurteilt. In ihrem Urteil brachten die Richter ihr Missfallen darüber zum Ausdruck, dass eine augenscheinlich intelligente Frau wie Golz-Goldlust völlig «verjudet» war und vermerkten, dass sie sich des Ernstes ihrer Verbrechen gegen das Reich sehr wohl bewusst war.



Die Gruppe war im Pancrac-Gefängnis in Prag inhaftiert. Sogar hinter Gittern zeigte sich Golz-Goldlust herausragende Persönlichkeit. Sie führte eine rege Korrespondenz, geschrieben auf Papierfetzen, die in die Essensreste eingewickelt waren. Die meisten dieser Briefe waren an ein Mitglied des tschechischen Widerstands gerichtet, in den sich Golz-Goldlust im Gefängnis verliebt hatte. Golz-Goldlust wurde am 8. Oktober 1943 im Gefängnis hingerichtet, doch zeugen ihre Briefe von ihrem Mut und Optimismus, die sie bis zum letzten Moment bewahrte. Nach dem Krieg wurden ihre Briefe 1946 in Prag in Buchform unter dem Titel *Zaluji* («Ich klage an») und später auf Deutsch unter dem Titel *Der grosse Tag* veröffentlicht, und ihre Lebensgeschichte wurde Thema von Artikeln, Radiosendungen und sogar eines Theaterstücks.

Am 9. Juni 1988 wurde Marianne Golz-Goldlust von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Grausenburger, Maria

Akte 1332

Maria Grausenburger war Landwirtin und lebte in dem niederösterreichischen Dorf Grafenwörth. Ihr Mann war im Krieg gefallen.

Im Februar 1945 wurden die Einwohner von Grafenwörth Zeugen eines schrecklichen Schauspiels: Ein langer Zug ungarischer Juden marschierte am Dorf vorbei, im Rahmen eines «Todesmarsches», der im Arbeitslager Floridsdorf bei Wien begonnen hatte und im KZ Mauthausen enden sollte. Einer Frau gelang es, sich mit ihren drei Kindern aus der Kolonne wegzuschleichen. Es handelte sich um die Familie Weiss aus Debrecen in Ungarn. Sie fanden Zuflucht bei Bauern aus Grafenwörth, die sie eine Nacht in ihrem Kuhstall übernachteten liessen. Am nächsten Morgen forderten die Bauern, die Angst hatten, entdeckt und bestraft zu werden, die Flüchtlinge zum Gehen auf.

Verzweifelt wandte sich Familie Weiss an die Nachbarin Maria Grausenburger. Grausenburger nahm sie auf, versteckte sie im Keller und gab ihnen zu essen. Nachbarn, die davon wussten, rieten ihr, die Juden hinauszuerwerfen und sich nicht zu gefährden. Grausenburger antwortete jedoch, sie wolle nicht den Tod einer Frau und ihrer Kinder auf dem Gewissen haben.

Einige Tage später ging Grausenburger zum Bürgermeister des Dorfes und erfand die folgende Geschichte: Eine Familie prodeutscher Faschisten aus Ungarn sei ins Dorf gekommen. Sie seien auf der Flucht vor den Russen und suchten im Dorf Asyl. Sie fragte, ob die Flüchtlinge bleiben dürften.

Der Bürgermeister stimmte unter der Bedingung zu, dass Arbeit für die beiden Söhne gefunden wurde. Grausenburger fand bei einheimischen Landwirten Arbeit für die Jungen, und Familie Weiss konnte im Dorf bleiben. Ihnen wurden offizielle Papiere auf den Namen Warga ausgestellt.

Grausenburgers Übereinkunft mit dem Bürgermeister bedeutete jedoch nicht das Ende der Gerüchte, dass sie Juden beherbergte. Eines Tages stand ein SA-Mann vor Grausenburgers Tür, bedrohte sie mit der Waffe und forderte, dass die

Familie das Haus verliess. Familie Weiss floh zu Fuss aus dem Dorf und wurde später verhaftet und im Kriegsgefangenenlager Gneixendorf interniert. Im Lager gelang es ihnen mit Hilfe ihrer auf falsche Namen ausgestellten Papiere, den Lagerleiter zu überreden, sie freizulassen. Da sie keine Alternative hatten, kehrten sie zu Grausenburger zurück.

Bei ihrer Rückkehr nach Grafenwörth fanden sie das Dorf voller SS-Soldaten vor. Obwohl sechs SS-Soldaten in ihrer Wohnung stationiert waren, nahm Grausenburger die Familie Weiss wieder auf und wiederholte die Geschichte, dass es sich um ungarische Faschisten auf der Flucht vor den Russen handelte. Grausenburger gewährte Familie Weiss auch dann noch Unterkunft, als ihr Nachbarn drohten, sie zu denunzieren, weil sie Juden versteckte.

Grausenburger begab sich in grosse Gefahr, indem sie Juden versteckte, ein Verbrechen, das Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar den Tod zur Folge hätte haben können. Sie erhielt keine Bezahlung.

Die beiden Weiss-Jungen, Ernst und Tibor, wuchsen heran und wurden Künstler. Tibor wanderte nach Israel aus und änderte seinen Namen in Arieh.

Am 28. November 1978 wurde Maria Grausenburger von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Gröger, Karl B.

Akte 3381b

Karl B. Gröger, geboren 1918 in Wien, war ein sozialistischer Aktivist und Gegner des Faschismus. Nach dem Anschluss Österreichs verliess er das Land und liess sich in Amsterdam nieder, wo er sein Medizinstudium fortsetzte.

Als gebürtiger Österreicher wurde Gröger nach der deutschen Invasion der Niederlande zur Wehrmacht eingezogen. Er wurde allerdings nach wenigen Monaten entlassen, weil er als «Vierteljude» als wehrdienstuntauglich galt.

Karl arbeitete als Zahntechniker im Labor H. C. E. Gotje. Durch diese Arbeit machte er die Bekanntschaft von Rudolph Bloemgarten, Jude und ebenfalls Medizinstudent, sowie des ehemaligen Medizinstudenten Coos Hartogh (siehe eigenen Eintrag im Band Niederlande) und von Henri Halberstadt, Gotjes jüdischem Verwaltungsgehilfen.

Im August 1942 begannen Gröger, Bloemgarten, Hartogh und Halberstadt, alle in den Zwanzigern und Dreissigern, den illegalen Rundbrief *Rattenkruid* (Rattengift) zu veröffentlichen, welcher militant den bewaffneten Widerstand propagierte. J. de Roos, ein Dreissigjähriger aus Nord-Brabant, und Leendent Barentsen (siehe eigenen Eintrag im Band Niederlande), ein Beamter im Büro für die Verteilung von Lebensmittelkarten in Den Haag, waren ebenfalls an der Publikation beteiligt. Barentsen, der fast fünfzig war, war mit Antje Roos verlobt, einer Freundin von Karls Freundin und die Schwester von Cornelius Roos (siehe eigenen Eintrag im Band Niederlande), eines Polizisten, der später in der Gruppe aktiv wurde.

Die «Rattenkruidj onges», wie sie sich nannten, waren Teil einer grösseren



Gruppe, der Künstler und Schriftsteller wie Willem Arondeus (siehe eigenen Eintrag im Band Niederlande) und Gerrit van der Veen (siehe eigenen Eintrag im Band Niederlande), der Herausgeber der illegalen Zeitschrift *De Vrije Kunstenaar* («Der Freie Künstler»), angehörten. Die Gruppe praktizierte, was sie predigte – sie planten sorgfältig einen gewagten Anschlag auf das städtische Einwohnermeldeamt in Amsterdam.

Bei der Planung des Angriffs stellte Karl der Gruppe seine Erfahrung mit Waffen zur Verfügung, die er während seiner kurzen Wehrdienstzeit gesammelt hatte. In der Heide bei Oss in Nord-Brabant, wo de Roos eine Hütte hatte, erteilte Gröger de Roos, Bloemgarten und Hartogh Unterricht im Gebrauch von

Schusswaffen. Bei dem Anschlag sollten Gröger, Bloemgarten und Hartogh für den militärischen Teil verantwortlich sein, während de Roos die Aufgabe hatte, Benzin und einige Flaschen zu beschaffen, um einen Brand auszulösen.

Am 15. März 1943 war Karl an einem Versuch beteiligt, Bahngleise bei Sloterdijk in die Luft zu sprengen. Zwölf Tage später, am 27. März, fand der Anschlag auf das Einwohnermeldeamt statt. Mitglieder der Gruppe brachen als niederländische Polizisten verkleidet in das Büro ein und sprengten Aktenschränke, damit die Deutschen keine Informationen zu Juden finden konnten, die in Arbeits- und Konzentrationslager deportiert werden sollten, und um sicherzustellen, dass falsche Personalausweise, die vom Widerstand präpariert worden waren und bereits in Umlauf waren, nicht als Fälschungen entlarvt würden. Viele Akten wurden zerstört, doch war der Anschlag nur teilweise erfolgreich, weil die Widerstandskämpfer nichts von der Existenz eines weiteren, identischen Registers wussten.

Obwohl der Schaden nicht so gross war wie geplant, war die Wirkung auf die niederländische Bevölkerung dennoch bedeutend, und der Widerstand hatte seine Fähigkeit unter Beweis gestellt, Schaden zu verursachen.

Nach dieser Mission versteckte sich Gröger auf einem Bauernhof, doch die SS fand ihn, nachdem er ein Telegramm an einen Freund geschickt hatte, und er wurde am 8. April verhaftet. Die übrigen Beteiligten, sowie weitere Mitglieder der Gruppe, wurden von den Deutschen gefasst, vor allem deswegen, weil sie von bezahlten niederländischen Denunzianten verraten wurden. Ende Juni 1943 wurde der Gruppe der Prozess gemacht und vierzehn Mitglieder zum Tode verurteilt. Sieben weitere erhielten lange Haftstrafen. Zwei der Verurteilten wurden

in letzter Minute begnadigt. Am 1. Juli 1943 wurden zwölf Mitglieder des Widerstands hingerichtet, darunter auch Gröger.

1984 verlieh die Königin der Niederlande allen Opfern posthum das Gedenkreuz des Widerstands.

Am 19. Juni 1986 wurde Karl B. Gröger von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Haas, Anna Maria

Akte 2266

Anna Maria Haas (geb. Francl) kam 1909 in Wien zur Welt. 1930 heiratete sie Benno Haas, der aus einer jüdischen Industriellenfamilie stammte, die zum Katholizismus konvertiert war. Nach dem Anschluss Österreichs 1938 verliess Haas Wien und meldete sich freiwillig zur britischen Armee.

Die Tatsache, dass ihr Mann jüdischer Abstammung und britischer Soldat war, liess Haas in den Augen der Nazibehörden suspekt erscheinen. Trotz der Gefahr widmete sich Haas der Hilfe für Juden. 1938/39 versteckte sie den Juden Robert Beer und seine Familie mehrere Monate lang in ihrer Wohnung. Danach half sie zwei von ihren jüdischen Freunden, Josef Rubin-Bittmann und seiner Frau Sidonie, die 1939 in den Untergrund gegangen waren, um nicht von den Nazis gefasst zu werden. Haas half ihnen, den Krieg zu überleben, indem sie sie mit Lebensmitteln versorgte, welche sie persönlich zu den verschiedenen Verstecken der Rubin-Bittmanns brachte. Obwohl die Rubin-Bittmanns von der Polizei gesucht wurden und zweimal Detektive in der Wohnung von Haas erschienen, um sie nach dem Aufenthaltsort der beiden zu befragen, blieb Haas fest und verriet nichts.

1944 bekamen die Rubin-Bittmanns, die immer noch im Versteck lebten, einen Sohn, den sie Fritz nannten. Haas übernahm es, Milch für das Baby zu beschaffen. Gegen Kriegsende, als die Luftangriffe auf Wien häufiger wurden, nutzte Haas die Tatsache, dass die meisten Wiener sich in den Luftschutzkellern aufhielten, um die Rubin-Bittmanns in ihrem Versteck aufzusuchen.

Haas begab sich in grosse Gefahr, indem sie Juden versteckte – ein Verbrechen, welches Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar den Tod zur Folge hätte haben können. Sie erhielt nicht nur keine Bezahlung, sondern gab im Gegenteil viel eigenes Geld aus, um die Erwachsenen mit Essen und das Baby mit Milch zu versorgen. Ihre Familie bat sie mehrmals, ihre heimlichen Aktivitäten aufzugeben, doch sie weigerte sich, ihre Freunde im Stich zu lassen.

Nach dem Krieg lebten die Rubin-Bittmanns mit ihrem Sohn in Wien. Robert Beer zog nach Caracas, Venezuela.

Am 3. Mai 1982 wurde Anna Maria Haas von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Irene Harand, geboren 1901 in Wien, war Schriftstellerin, Politikerin und praktizierende Katholikin. Auf der Basis ihres christlichen Glaubens war sie eine vehemente Gegnerin des Nationalsozialismus und seiner rassistischen und antisemitischen Botschaft. Sie war die stellvertretende Vorsitzende der Christlich-Sozialistischen Partei und gründete die «World Association against Racial Hatred and Genocide», die 1936 weltweit 36.000 Mitglieder hatte.

Als Hitler 1933 an die Macht kam, verfasste Harand eine Broschüre mit dem Titel *So oder so – Die Wahrheit über den Antisemitismus*. 1935 veröffentlichte sie ein Buch gegen Hitler, das sie *Sein Kampf* nannte, eine Antwort auf Hitlers *Mein Kampf*. Gemeinsam mit dem Wiener Rechtsanwalt Moritz Zalman gab Harand auch eine Wochenschrift namens *Gerechtigkeit* heraus.

Harand kritisierte Hitler auch an anderen Orten in Europa. 1937 wurde *Die Wahrheit über den Antisemitismus* ins Polnische übersetzt. Sie hielt Vorträge in ganz Europa, woraufhin der deutsche Botschafter in Wien protestierte und die österreichischen Behörden ihr verboten, Treffen abzuhalten. Sie wurde von Mitgliedern der österreichischen nationalsozialistischen Partei scharf angegriffen, welche sogar drohten, sie umzubringen. Drohungen dieser Art wurden damals in Österreich häufig wahrgemacht, doch sie liess sich nicht zum Schweigen bringen. Sie half auch zionistischen Jugendbewegungen in Österreich und Polen, wie Akiva und HeChalutz.

Als im März 1938 der Anschluss Österreichs erfolgte, war Harand auf einer Vortragsreise in England. Sie beschloss, nicht nach Österreich zurückzukehren und mit ihrem Mann in die USA auszuwandern. Dort kämpfte sie weiter gegen Nationalsozialismus und Antisemitismus. Sie machte von ihren Verbindungen in Europa Gebrauch, um bei der Rettung jüdischer Flüchtlinge zu helfen, und unterstützte weiterhin die österreichischen und polnischen zionistischen Jugendbewegungen. In Zusammenarbeit mit B'nai B'rith und Stephen Wise verhalf sie österreichischen Juden zu Visa für die USA, und dank ihrer Hilfe konnten insgesamt mehr als hundert österreichische Juden einreisen. 1943 gründete sie das Österreichische Institut in New York, das österreichischen jüdischen Schriftstellern und Künstlern, die nach Amerika geflohen waren, bei der Arbeitssuche half.

Am 15. Oktober 1968 wurde Irene Harand von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Die Wiener Arztfrau Edith Hauer-Frieschmuth war von ihrer Grossmutter väterlicherseits her «Vierteljüdin». Nach dem Anschluss war Hauer-Frieschmuth in einer Untergrundbewegung aktiv, die Juden mit gefälschten Papieren versorgte, damit sie aus dem Dritten Reich in andere Länder entkommen konnten. Ein we-

sentlicher Beitrag von Hauer-Frieschmuth waren ihre Beziehungen zu Mitgliedern der Gestapo, welche sie nutzte, um offizielle Stempel für die gefälschten Papiere zu beschaffen. Bei einem ihrer Besuche im Gestapo-Hauptquartier in Wien gelang es ihr, Akten von Juden zu entwenden, die an diesem Tag verhaftet werden sollten. Gemeinsam mit weiteren Antinazis nutzte sie diese Information, um die Juden zu warnen. Einigen von ihnen gelang die Flucht.

Eine ihrer Mitarbeiterinnen in der Untergrund-Organisation war Monika Taylor, die wegen ihres jüdischen Vaters unter den Rassengesetzen als Jüdin galt. Eines Tages im Jahr 1942, als Hauer-Frieschmuth bei Taylor zu Besuch war, wollte die SS Taylor verhaften. Taylor rannte schnell aus der Wohnung und suchte nach einem Versteck, während Hauer-Frieschmuth mit den SS-Männern sprach. Sie behauptete, dass in der Wohnung keine Juden lebten, und schickte die SS-Männer ins Nachbarhaus, um Zeit zu gewinnen. Dann erklärte sie Taylors alter Mutter, was sie sagen sollte, falls jemand ihre Tochter suchte.

Später fand Hauer-Frieschmuth ein Versteck für Taylor bei einer Freundin. Sie versorgte Taylor, während diese im Versteck lebte, mit allem Notwendigen. Auch überredete sie ihren Mann, den Arzt, eine Wunde zu versorgen, die Taylors Gesundheit gefährdete.

Hauer-Frieschmuth begab sich in grosse Gefahr, indem sie Juden versteckte – ein Verbrechen, das Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar den Tod zur Folge hätte haben können. Sie ging dieses Risiko zu einem Zeitpunkt ein, als sie selbst bereits von den Behörden gesucht wurde. Ihre Aktivitäten bedeuteten auch eine finanzielle Belastung, weil sie alle Ausgaben für Taylor aus eigener Tasche bestritt.

Im Jahr 1944 war es für Hauer-Frieschmuth zu gefährlich geworden, in Wien zu bleiben. Sie versteckte sich bei der Familie ihres Mannes in der Kleinstadt Alt-Aussee in Oberösterreich (Nordösterreich). Dort schloss sie sich einer von England unterstützten Widerstandsgruppe an (die Aussee-Widerstandsbewegung) und setzte ihre Tätigkeit fort. Sie nahm Kontakt zu Mitgliedern der Gestapo auf und beschaffte Kopien aller von der Gestapo in Linz und Alt-Aussee verwendeten Stempel. Auch nahm sie an einer gewagten Aktion teil, bei welcher der Erste Sekretär des Gauleiters und drei Gestapo-Agenten gefangengenommen und mit Drohungen dazu gebracht wurden, mit dem Untergrund zusammenzuarbeiten und sie mit geheimen Informationen zu versorgen. Hauer-Frieschmuth brachte Taylor in ihr neues Versteck und sorgte bis Kriegsende für sie.

Nach dem Krieg kehrte Taylor nach Wien zurück. Sie heiratete und lebte weiter dort.

Am 14. Juni 1998 wurde Edith Hauer-Frieschmuth von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Am 26. Oktober 1978 wurde Olga Holstein von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Matouschek, Lydia).

**Kleisinger, Ewald
Kleisinger, Danuta**

Akte 0188



Szeina Prezman, ihr Sohn Arnold Prezman und dessen Freund Josef Karmazyn waren Warschauer Juden, die ab 1940 im dortigen Ghetto leben mussten. Während der Auflösung des Ghettos 1943 gelang den Dreien die Flucht aus dem brennenden Ghetto, und sie wandten sich an Danuta Czlapinska, geboren 1924 in Bydgoszcz, eine polnische Christin, die mit Arnold befreundet war (ihre Mutter war eine Freundin von Szeina).

Czlapinska hatte Nahrung und Geld für die Familie Prezman ins Ghetto geschmuggelt, solange sie dort lebten. Nun versteckte sie die drei jüdischen Flüchtlinge drei Wochen lang in der Wohnung, die sie mit Ewald Kleisinger (geboren 1912

in Berlin) teilte, einem Offizier der Wehrmacht (später heirateten die beiden). Vom polnischen Widerstand erhielt Czlapinska gefälschte Dokumente mit polnisch-christlichen Namen, und Kleisinger stellte ihnen Reisedokumente aus, denen zufolge sie Landarbeiter waren, die sich freiwillig zur Arbeit in Österreich gemeldet hatten. Mit Hilfe dieser Papiere gelang es Prezman, ihrem Sohn und dessen Freund, aus Warschau zu entkommen und nach Wien zu fahren. Sie hatten einen Brief von Kleisinger an seine Eltern dabei, die den drei Juden halfen, nachdem sie in Wien eingetroffen waren, und sie bis zum Ende des Krieges mit Nahrung und Kleidung versorgten.

Czlapinska und Kleisinger riskierten ihr Leben, indem sie Juden versteckten und ihnen zur Flucht verhalfen, ein Verbrechen, auf das in Polen die Todesstrafe stand. Sie erhielten keine Bezahlung für ihre Bemühungen oder für das Risiko, das sie eingingen.

Josef Karmazyn und Szeina Prezman wanderten nach dem Krieg nach Israel aus. Arnold Prezman übersiedelte nach Australien.

Am 28. Juni 1966 wurde Ewald Kleisinger und Danuta Kleisinger (geb. Czla-

pinska) von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Knapp, Ludwig Knapp, Maria

Akte 4052

Der Ingenieur Ludwig Knapp war der Verwalter eines Sägewerkes und eines Guts in Weitra in Niederösterreich (im Nordosten Österreichs). Vor dem Krieg hatte er in Prag gelebt, wo er einige jüdische Freunde hatte.

Weil die meisten Arbeiter Knapps zur Wehrmacht eingezogen worden waren, stellte ihm im Juli 1944 das Bezirksarbeitsamt Gmünd ungarische jüdische Zwangsarbeiter zur Verfügung. Die Gruppe, die nach Weitra kam, gehörte zu den vielen Juden, die von der ungarischen Regierung nach Österreich geschickt wurden, um den kriegsbedingten Mangel an Arbeitskräften auszugleichen. Da allerdings die meisten ungarischen jüdischen Männer bereits zu Arbeitseinheiten in der ungarischen Armee eingezogen worden waren, handelte es sich bei den «Arbeitern», die in Österreich eintrafen, hauptsächlich um Frauen, Kinder und alte Menschen. Obwohl sie bei harter körperlicher Arbeit eingesetzt wurden, erhielten sie nur minimale Nahrungsrationen.

Als Knapp sah, wie die ungarischen Juden behandelt wurden, taten sie ihm Leid, und er half ihnen, so gut er konnte. Er erklärte sich bereit, eine Gruppe von 24 Juden aufzunehmen, von denen 11 – alte Menschen oder Kinder – gänzlich untauglich für körperliche Arbeit waren. Knapp versorgte seine jüdischen Arbeiter mit Nahrung und Kleidung, die über die offiziellen Rationen hinausgingen, und sorgte für anständige, beheizte Unterkünfte. Er brachte sogar kranke Arbeiter zu seinem Hausarzt. Er verkürzte den Arbeitstag von alten und kränklichen Arbeitern. Jom Kippur war Ruhetag, und zu Weihnachten bekamen sie Geschenke. Alte wie Junge, und sogar die nicht Arbeitsfähigen, hatten die gleichen Bedingungen.

Knapps Verhalten diente den Bürgern von Weitra, die ebenfalls jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn einsetzten, als Beispiel, und auch sie behandelten ihre jüdischen Arbeiter menschlich.

Am 17. April 1945 erhielt Knapp den Befehl, seine Arbeiter zum Arbeitsamt in Gmünd zurückzubringen, weil sie nach Theresienstadt gebracht werden sollten. Da er sicher war, dass die Juden in den Tod geschickt wurden, forderte er sie, mit Zustimmung seiner Frau Maria, dazu auf, aus dem Dorf zu fliehen und sich zu verstecken, und gab jedem von ihnen Proviant für einen Monat. Um sich nicht allzu sehr verdächtig zu machen, ging er mit seiner Familie auf eine kurze Reise, sodass die Arbeiter in seiner Abwesenheit fliehen konnten. Nach seiner Rückkehr zeigte er die entflohenen Juden bei den Behörden an und schickte die Suchtrupps in die falsche Richtung. Doch selbst nach der Flucht der Juden war Knapp noch in grosser Gefahr, denn einige der jüdischen Arbeiter waren im Haus von Knapp versteckt, wo sie mit Nahrung und Milch für die Kinder versorgt wurden.

Knapp, seine Frau Maria und seine Familie begaben sich in Gefahr, weil sie Juden halfen, ein Verbrechen, das Konzentrationslagerhaft und sogar den Tod hätte nach sich ziehen können. Familie Knapp erhielt keine Bezahlung und gab grosse Summen aus, um die bedürftigen Juden mit Nahrung und Kleidung zu versorgen, darunter auch diejenigen, die nicht in der Lage waren, für sie zu arbeiten.

Nach der Kapitulation NS-Deutschlands am 9. Mai 1945 kamen die Arbeiter aus dem Versteck. Die Familie Knapp half ihnen weiterhin, indem sie für ihre Grundbedürfnisse aufkam und ihnen sogar Geld für die Heimfahrt gab.

Am 28. April 1968 wurde Ludwig Knapp und seiner Frau Maria Knapp von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Kreiner, Alois Kreiner, Josephine

Akte 1426



Alois Kreiner war der beste Freund des in Wien wohnhaften tschechischen Staatsangehörigen Walter Posiles. Posiles verliebte sich in die junge Wienerin Edeltrud Becher (verheiratete Posiles, siehe Eintrag). Die beiden wollten 1938 heiraten, doch nach dem Anschluss war dies unmöglich, weil Posiles unter den Nürnberger Gesetzen Jude war und Eheschliessungen zwischen «Ariern» und Juden verboten waren. Posiles floh aus Österreich, zunächst nach Bratislava und später nach Prag. Er hielt den Kontakt zu Becher aufrecht, und den beiden gelang es sogar, einander mehrere Male wiederzusehen.

1942, als die tschechischen Juden in die Lager deportiert wurden, erhielten Walter Posiles und seine beiden Brüder, Hans und Ludwig, Deportationsbefehle nach Theresienstadt. Anstatt diesem Befehl nachzukommen, flohen sie nach Wien, wo sie Zuflucht in einer Dachwohnung fanden, die dem Verlobtem von Edeltrud Bechers Schwester Charlotte, Friedrich Kunz, gehörte. Die Wohnung stand fast das ganze Jahr über leer, weil Kunz Soldat war und nur selten nach Hause kam. Die Schwestern erzählten Kunz nie, dass seine Wohnung als Versteck für flüchtige Juden diente, denn sie hatten Angst, er würde sie anzeigen. Wenn er Urlaub hatte, mussten die Schwestern Becher also andere Verstecke für die Brüder Posiles finden.

Kreiner und seine Frau Josephine versteckten Ludwig Posiles in ihrer Wohnung – erst für kurze Zeiträume, später länger. Kreiner beschäftigte Ludwig in der von ihm geleiteten Weinhandlung. Der dreizehnjährige Sohn der Kreiners, Otto, war ebenfalls in das Familiengeheimnis eingeweiht, das vom Juni 1942 bis Kriegsende, als Posiles aus dem Versteck kam, gewahrt werden musste.

Die Kreiners gefährdeten sich, indem sie einen Juden in ihrer Wohnung versteckten. Dieses Verbrechen hätte Konzentrationslagerhaft und sogar den Tod zur Folge haben können. Sie sammelten auch regelmässig Lebensmittelkarten für die drei Brüder Posiles. Die Kreiners leisteten einen wesentlichen Beitrag zum Überleben der Brüder im Versteck während einer Zeit der strengen Lebensmittelrationierung.

Hans Posiles, einer der Brüder, kam kurz vor Kriegsende bei einem Bombenangriff ums Leben. Nach dem Krieg heirateten Walter Posiles und Edeltrud Bacher, liessen sich jedoch 1962 scheiden. Beide blieben in Österreich. Auch Ludwig Posiles lebte nach dem Krieg weiter in Österreich.

Am 26. Oktober 1978 wurde Alois Kreiner und seiner Frau Josephine Kreiner von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Kuchar, Anna

Akte 3037b

Am 25. Dezember 1984 wurde Anna Kuchar von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Cechal, Franziska).

Kuttelwascher, Otto Kuttelwascher, Mina

Akte 1880

Der Klempner Otto Kuttelwascher lebte mit seiner Frau Mina (Hermine) und drei kleinen Kinder in Wien. Zu seinem Freundeskreis gehörte eine Jüdin namens Erna Kohn (verheiratete Katzenell), die 1940 zur Zwangsarbeit in einem Arbeitslager bei Magdeburg in Deutschland verpflichtet wurde.

Anfang 1942 wurde Kohn nach Wien zurückbeordert, weil sie sich auf einer Liste von Juden befand, die nach Osten deportiert werden sollten. Als sie von Kohns Situation erfuhren, boten die Kuttelwaschers ihr an, sie mit ihrer Mutter und Schwester, die ebenfalls auf der Liste standen, bei sich zu verstecken. Die Kuttelwaschers machten dieses Angebot, obwohl sie zu fünft in einer kleinen Dreizimmerwohnung lebten.

Das Angebot der Kuttelwaschers erfolgte, ehe Kohn aus Deutschland nach Wien zurückgekehrt war. Kohns Mutter und Schwester erschien es zu riskant. Anstatt sich zu verstecken, schlossen sie sich den anderen Juden an, die nach Osten deportiert wurden. Keine der beiden überlebte. Als Kohn in Wien ankam

und ihre Familie nicht vorfand, ging sie in ihrer Verzweiflung zu den Kuttelwaschern, die sie bis Kriegsende in ihrer Wohnung versteckten.

Die Kuttelwascher gefährdeten sich, indem sie eine Jüdin versteckten, ein Verbrechen, das Konzentrationslagerhaft und Tod hätte zur Folge haben können. Die Gefahr wurde durch die Tatsache vergrößert, dass Kohn im Viertel bekannt war, was das Risiko ihrer Entdeckung erhöhte. Die Kuttelwascher erhielten keine Bezahlung und gaben viel Geld aus, um Kohn drei Jahre lang mit Nahrung und Kleidung zu versorgen, obwohl sie selbst nicht wohlhabend waren.

Nach dem Krieg zog Kohn in die USA und heiratete dort.

Am 18. September 1980 wurde Otto Kuttelwascher und seiner Frau Mina Kuttelwascher von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Lane, Artur Lane, Maria

Akte 3385

Dr. Artur Lane, geboren 1906, war Amtsarzt in Gmünd in Niederösterreich (Nordwest-Österreich). Er war früher in der sozialdemokratischen Partei aktiv gewesen und gehörte dem österreichischen Widerstand an.

1944 waren fast alle österreichischen Männer beim Militär. Um den Mangel an Arbeitskräften auszugleichen, wurden daher, mit der Kooperation der ungarischen Regierung, ungarische Juden nach Österreich gebracht. Sie leisteten physische Arbeit in diversen Industriebetrieben und städtischen Einrichtungen. Ein solcher Transport ungarischer Juden kam auch nach Gmünd, wo sie in einer Fabrik eingesetzt wurden, die Kartoffeln verarbeitete. Sie wurden in einem Lager auf dem Fabrikgelände untergebracht.

Eines Tages kam ein Mann in Lanes Büro, der sich als Dr. Lipot Fisch vorstellte. Fisch trug die Binde mit dem Davidstern, die ihn als Juden kennzeichnete. Er erklärte Lane, er sei der Lagerdoktor der jüdischen Zwangsarbeiter und benötige eine Spritze. Lane fragte Fisch nach dem Gesundheitszustand der Juden und begann, das Lager regelmässig zu besuchen. Lane und seine Frau Maria (geb. Jenewein, geb. 1911) besorgten Kleidung, Nahrung und Medikamente für die Juden im Lager. Dr. Lane half auch im Lagerkrankenhaus und rettete vielen Juden das Leben.

Gegen Kriegsende fand Lane heraus, dass die jüdischen Lagerinsassen in ein Konzentrationslager gebracht und ermordet werden sollten, wenn die Rote Armee die Gegend erreichte. Lane beschloss, einige von ihnen zu retten, ehe der Befehl durchgeführt werden konnte. Dem Plan nach wollte Lane einen Tag vor der Deportation Dr. Fisch warnen. Dieser sollte dann mit zwei weiteren Juden aus dem Lager fliehen und mit der Hilfe von Lane und einiger seiner Freunde untertauchen.

Am 23. Dezember 1944, ehe die Lagerinsassen abtransportiert worden waren, traf ein Transport mit 1.700 ungarischen Juden in Gmünd ein. Die Neuankömmlinge

linge waren unterwegs nach Theresienstadt und wurden in einem leeren Gebäude untergebracht, das als Lager für Getreide gedient hatte. Lane tat, was er konnte, um ihnen zu helfen. Er gab dem Arzt, der sie begleitete, Medikamente und Desinfektionsmittel und überredete einen einheimischen Bürokraten, die Lieferung einer Wagenladung Stroh zu autorisieren, auf dem sich die Häftlinge ausruhen konnten. Neben diesen medizinischen Massnahmen brachte Lane den Häftlingen Weihnachtsgebäck, das seine Frau gebacken hatte. Trotz der Bemühungen von Dr. Lane starben über 400 Juden aus diesem Transport während des Aufenthaltes in Gmünd. Die übrigen wurden nach Theresienstadt gebracht und dort ermordet.

Anfang März 1945 erfuhr Lane, dass die Deportation der Juden aus dem Lager am nächsten Morgen beginnen sollte. Er gab diese Information an Fisch weiter, und dieser floh in der Nacht mit Piroska Blau, einer jugoslawischen Jüdin, die im Lagerkrankenhaus als Krankenschwester gearbeitet hatte, und Georg (György) Ujhely, einem Rechtsanwalt aus Ödenburg (Sopron). Dem Plan nach sollten die drei Flüchtlinge vom Amtstierarzt, der mit Lane befreundet war, erwartet werden, der sie in ein Versteck in der Gegend bringen sollte. Die Flüchtlinge fanden ihn jedoch nicht und mussten sich die ganze Nacht in einem Gehölz versteckt halten.

Am nächsten Morgen ging Fisch zum Bahnhof und rief Lane im Büro an. Dieser ging das grosse Risiko ein, bei Tageslicht mit entflohenen Juden gesehen zu werden, holte sie mit seinem Wagen ab und fuhr sie zum Versteck, wo sie bis zu ihrer Befreiung durch die Russen am 9. Mai 1945 blieben.

Lane und seine Frau Mina begaben sich in Gefahr, indem sie Juden halfen und Juden unterstützten, die sich versteckten, obwohl sie wussten, dass die Strafe dafür Deportation in ein Konzentrationslager und letztendlich der Tod sein konnte.

Nach dem Krieg kehrten die drei Juden, denen Lane geholfen hatte, in ihre Heimatländer zurück. Fisch arbeitete weiterhin als Arzt in Kiskunfélegyháza in Ungarn, Ujhely wurde Notar in Sopron in Ungarn und Blau liess sich in Belgrad in Jugoslawien nieder.

Am 19. Juni 1986 wurde Artur Lane und seiner Frau Maria Lane von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Langbein, Hermann

Akte 0305

Hermann Langbein, geboren 1912 in Wien, war Schauspieler und Mitglied der Kommunistischen Partei. 1937 nahm er als Freiwilliger am Spanischen Bürgerkrieg teil und kämpfte auf Seiten der Republikaner. Nach dem Sieg der Faschisten entkamen republikanische Kämpfer über die Grenze nach Frankreich, wo sie in ein Internierungslager gebracht wurden. Nach der deutschen Invasion Frankreichs im Jahr 1940 wurde Langbein nach Dachau verlegt, wo er als Sekretär von Eduard Wirths, dem Chefarzt des Lagers, arbeitete.

Im August 1942 wurde Langbein nach Auschwitz verlegt, wo er Mitglied der

internationalen Widerstandsbewegung der Lagerinsassen wurde, der auch Juden angehörten. Kurz nach seiner Ankunft wurde Dr. Wirths zum Chefarzt von Auschwitz ernannt – das gleiche Amt, das er auch in Dachau bekleidet hatte – und Langbein wurde wieder sein Privatsekretär. In dieser Position nutzte Langbein seine Beziehungen, um Juden und anderen Gefangenen zu helfen. Mehrmals überredete Langbein seinen Vorgesetzten, kranke Juden zu untersuchen und zu heilen, anstatt sie in die Gaskammern zu schicken.

Nachdem Wirths auf Langbeins Initiative hin intervenierte, wurde die Behandlung der Patienten wesentlich verbessert. Dies galt vor allem für Typhuspazienten, welche die Lagerärzte zuvor mit tödlichen Injektionen ermordet hatten, anstatt sie zu behandeln. Deswegen taten Typhusranke alles, um nicht ins Krankenhaus zu kommen. Langbeins Intervention beim Chefarzt war einer der Faktoren, die zu einer Änderung dieser Politik führten.

Darüber hinaus erhielten dank Langbein viele jüdische Ärzte und Pfleger Arbeit im Häftlingskrankenhaus im Hauptlager von Auschwitz. Langbein überredete die Deutschen, diese Stellen, die vorher nur von Polen und Deutschen besetzt worden waren, auch an Juden zu vergeben. Ähnliche Änderungen fanden in den Häftlingskrankenhäusern in Birkenau und anderen Nebenlagern von Auschwitz statt. Ausserdem setzte Langbein durch, dass Ämter und Positionen, die für Funktionshäftlinge reserviert waren, den Kriminellen abgenommen und an politische Häftlinge vergeben wurden. Während die Kriminellen ihre Position zum Nachteil von anderen Häftlingen, vor allem von Juden, ausgenutzt hatten, behandelten die politischen Häftlinge die Juden humaner.

Am 20. Januar 1944 fand im Krankenhaus eine «Selektion» statt, und ungefähr 1.800 jüdische Männer sollten in die Gaskammern geschickt werden. Als Langbein davon hörte, bat er Dr. Wirths, dem Lagerkommandanten Liebeshenschel mitzuteilen, dass diese Entwicklung dazu führen würde, dass kranke Häftlinge ihren Zustand verschweigen würden, um nicht ins Krankenhaus zu kommen. Dies, so Langbein, würde die Ausbreitung von Infektionskrankheiten im Lager erhöhen. Wirths stimmte mit ihm überein und bat Liebeshenschel, den Befehl zu ändern und nur die Todkranken ermorden zu lassen. Der Lagerkommandant kam dieser Bitte nach.

Langbeins Aktivitäten erregten den Zorn der SS. Zweimal kam er ins Gefängnis und einmal sollte er sogar hingerichtet werden. Dennoch setzte er seine Aktivitäten in der Untergrundbewegung des Lagers fort und rettete nicht wenigen Gefangenen das Leben, darunter auch Juden. Am 25. August wurde er als Strafe dafür nach Neuengamme verlegt.

Nach dem Krieg diente Langbein als Sekretär des Internationalen Auschwitz Komitees. Er setzte sich für die Bestrafung von Nazi Verbrechern, die im Lager gewesen waren, und für die Entschädigung von Häftlingen ein. Er schrieb Bücher über die Schrecken des Lagers, darunter sein bedeutendes Werk *Menschen in Auschwitz*. Auf seine Initiative hin fand in Frankfurt am Main ein grosser Kriegsverbrecherprozess statt, welchen er in seinem Buch *Der Auschwitz-Prozess: Eine Dokumentation* schilderte. Er hielt Vorträge über den Holocaust und

Auschwitz für verschiedene Gruppen, vor allem Schüler, und war Mitglied des von der polnischen Regierung eingesetzten «Internationalen Komitees und Stiftung für das Gedenken an die Opfer des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau».

Am 4. April 1967 wurde Hermann Langbein von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Leder, Erwin

Akte 8429

Dr. Erwin Leder, geboren 1914 in Wien, war Arzt. Er wurde von der Wehrmacht eingezogen und war im Herbst 1941 in der Stadt Sluzk in Weissrussland stationiert. Dort war er unter anderem ärztlicher Oberoffizier in einem Lager für sowjetische Gefangene. Das Lager hatte etwa 15.000 Insassen, zumeist Kriegsgefangene, aber auch Zivilisten aus der Umgebung, die von den Deutschen verhaftet worden waren.

Wegen des Mangels an Medikamenten und angemessener medizinischer Versorgung starben im Lager täglich siebzig bis achtzig Menschen, die meisten an Typhus. Leder führte nach seinem Eintreffen im Lager Methoden ein, die dazu beitrugen, die Sterblichkeitsquote zu senken. Er kaufte Medikamente und medizinische Geräte, richtete Sterilisationseinheiten für Instrumente und Quarantänestationen für Patienten mit ansteckenden Krankheiten ein. Auch tat er sein Bestes, um für humanere Bedingungen im Krankenhaus zu sorgen, indem er Heizmaterial beschaffte, um das Gebäude zu heizen und die Patienten mit besserem Essen versorgte (unter anderem erhielt er Reste aus dem Schlachthaus und behandelte als Gegenleistung die dortigen Arbeiter). Dank Leders Bemühungen liess die Typhusepidemie im Lager nach, und die Sterblichkeitsrate sank auf drei bis fünf Personen täglich.

Im Lager arbeitete Leder eng mit Dr. Raphael Gabovich zusammen, einem jüdischen Arzt, der als Krankenpfleger in einem Spital der Roten Armee in Gefangenschaft geraten war. Leder ernannte Gabovich, der sich unter dem ukrainischen Namen Philip Ivanovich Krivorutschko vorstellte, zum Assistenzarzt des Kriegsgefangenenlagers. Obwohl ihm Gabovich seine Identität verschwie, erkannte Leder, dass er Jude war. Gabovich berichtete Leder von den schwierigen Bedingungen im jüdischen Ghetto der Stadt, und Leder beschloss, alles zu tun, was in seiner Macht stand, um den Juden dort zu helfen. Mit der Hilfe von zwei jüdischen Frauen aus dem Ghetto, die das Gebäude des deutschen Hauptquartiers saubermachten, wo sich sein Büro befand, schmuggelte Leder Pakete mit Medikamenten, ärztlicher Ausrüstung und Essen ins Ghetto. Auf diese Weise rettete er vielen jüdischen Ghettobewohnern das Leben und ging ein hohes Risiko für seine eigene Sicherheit ein.

Als Leder herausfand, dass die Deutschen planten, einen Teil der Ghettobewohner zu ermorden, berichtete er Gabovich davon, welcher die Information an die Juden im Ghetto weitergab. Viele von ihnen versteckten sich und wurden so

vor einer mörderischen Aktion gerettet, die an die 5.000 Juden das Leben kostete.

Ausser den Kriegsgefangenen und Einheimischen gab es im Lager auch einige Häftlinge, deren Leben davon abhing, dass die Deutschen ihre wahre Identität nicht herausfanden. Darunter waren Juden, kommunistische Kommissare und andere «unerwünschte Elemente». Leder nahm an Aktivitäten teil, die einigen dieser Häftlinge das Leben retteten, indem er sie von den wachsamen Blicken der deutschen Posten fernhielt. Einige wurden in den Quarantänerräumen des Krankenhauses versteckt, welche die Wachen wegen der Ansteckungsgefahr nie betraten. Wenn andere Gefangene starben, erhielten die in den Quarantänerräumen Versteckten deren Papiere, und konnten so das Krankenhaus verlassen und mit neuen, «sicheren» Identitäten ins Lager zurückkehren. Leder wusste von diesen Aktivitäten und unterschrieb die Entlassungspapiere von Juden und Kommissaren, die das Krankenhaus unter falschen Namen verliessen, und half dadurch mit, ihnen das Leben zu retten.

Im Juli 1942 wurden die beiden jüdischen Frauen, die Leder halfen, Pakete mit medizinischer Ausrüstung ins Ghetto zu schmuggeln, auf frischer Tat von den Deutschen ertappt. Die beiden Frauen wurden sofort erschossen. Leder wurde verdächtigt, ihnen die Pakete gegeben zu haben, doch weil sie erschossen worden waren, konnte ihm nichts nachgewiesen werden, und die Akte wurde geschlossen. Die Deutschen beschlossen stattdessen, Leder im November 1942 an die russische Front zu schicken. 1945 wurde er schwer verwundet, überlebte jedoch. Nach dem Krieg kehrte er nach Wien zurück und arbeitete weiter als Arzt.

1943 wurde das Kriegsgefangenenlager in Sluzk zerstört und seine Insassen in andere Lager verlegt. Dr. Gabovich war in einigen weiteren Lagern, und 1944 gelang ihm die Flucht. Er schloss sich der Roten Armee an und wurde als Militärarzt eingesetzt. Nach dem Krieg war Gabovich Arzt in der Ukraine und Professor der Medizin an mehreren Universitäten. Er veröffentlichte 38 medizinische Fachbücher. 1990 wanderte Gabovich nach Israel aus und liess sich in Tel Aviv nieder.

Am 29. März 1999 wurde Erwin Leder von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Legath, Gisela Legath, Martin Legath, Frieda

Akte 5933a

György Krausz (später: Giora Karny) lebte in Szombathely in Ungarn. 1943 wurde er zu einem der Arbeitsbataillone der ungarischen Armee eingezogen, die eingerichtet worden waren, um die ungarischen Juden als unbezahlte Arbeiter auszunutzen. Die Gruppe wurde an verschiedenen Orten in Ungarn eingesetzt. Später, im Februar 1945, wurde sie nach Österreich gebracht – im Rahmen einer «Spende» von jüdischen Arbeitern an das Deutsche Reich, das an kriegsbeding-

tem Arbeitskräftemangel litt, weil die meisten arbeitsfähigen Männer eingezogen worden waren.

Die Gruppe von Krausz wurde in das Dorf Eberau im südlichen Burgenland in Südost-Österreich geschickt und wurde beim Bau von Befestigungen und beim Ausheben von Panzergräben eingesetzt, die als Teil der Verteidigungslinie gegen die näherrückende Rote Armee dienen sollten. Einige der Juden, darunter Krausz, arbeiteten in einer Mühle im Dorf.

Als die Rote Armee näherrückte, wurden die Juden auf einen der berüchtigten «Todesmärsche» der Nazis in das Konzentrationslager Mauthausen geschickt. Krausz und seinem Freund Cundra gelang die Flucht, und sie versteckten sich in einem nahegelegenen Wald. Nach etwa eineinhalb Wochen zwangen sie der Hunger und die Erschöpfung, die Einheimischen um Nahrung und Unterkunft zu bitten, trotz des Risikos, den Nazis übergeben und umgebracht zu werden.

Krausz und Cundra wandten sich an die Familie Legath im Dorf Deutsch-Ehrendorf im Burgenland. Obwohl sie sich als Flüchtlinge aus Ungarn ausgaben, erkannte Gisela Legath, die Mutter der Familie, sofort, dass es sich um entflohenen Juden handelte. Gemeinsam mit ihren Kindern, dem vierzehnjährigen Martin Legath und der dreizehnjährigen Frieda Legath (verheiratete Haas) versteckte sie die Männer im Getreidesilo der Familie. Zwei Monate lang, bis Kriegsende, brachten Martin und Frieda abwechselnd zweimal täglich den Juden Wasser und Nahrung, während die Mutter ihnen Kleidungsstücke zur Verfügung stellte, die ihrem Mann gehörten (Legaths Mann war beim Militär und damals nicht zu Hause).

Einige Tage später richtete ein SS-Bataillon (vermutlich Waffen-SS) eine Küche auf dem Grundstück der Legaths ein, direkt neben dem Getreidesilo, wo die Juden versteckt waren. Ein Wehrmachtsoldat, der der SS-Gruppe zugeteilt war, entdeckte die Juden, aber Gisela Legath argumentierte, dass man sie, anstatt sie den Behörden zu übergeben, als Arbeiter einsetzen sollte. Der Soldat liess sich überzeugen und befahl Krausz, in der Küche zu arbeiten, während Cundra, von Beruf Schneider, die Uniformen der SS-Soldaten flickte. Zwei Wochen später zog die Einheit ab und liess Krausz und Cundra zurück.

Familie Legath begab sich in Gefahr, indem sie flüchtige Juden versteckte – ein Verbrechen, das zu Konzentrationslagerhaft und sogar zum Tod hätte führen können. Sie erhielten keine Bezahlung für ihre Handlungen und teilten zu einer Zeit grossen Mangels ihr Essen und ihre Kleidung mit den Juden.

György Krausz zog nach dem Krieg nach Israel, wo er seinen Namen in Giora Karny änderte. Er liess sich in der landwirtschaftlichen Siedlung Moschaw Nir Israel nieder.

Am 13. Januar 1994 wurde Gisela Legath, ihrem Sohn Martin Legath und ihrer Tochter Frieda Legath von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.



Franz Leitner kam 1918 in Wiener Neustadt in Niederösterreich zur Welt. Weil er in der Kommunistischen Partei aktiv war, wurde er am 1. September 1939 von der einheimischen Gestapo verhaftet und traf am 7. September in Buchenwald ein, wo er bis zur Befreiung des Lagers im April 1945 blieb. Er musste verschiedene Zwangsarbeiten verrichten und war einer der Anführer der Widerstandsbewegung des Lagers.

Im Juli 1943 überredeten die führenden Häftlinge die Lagerleitung, einen speziellen Block für Kinder unter vierzehn Jahren einzurichten (in der Praxis wurden aber auch ältere Kinder dorthin verlegt). Leitner wurde von der Lagerleitung auf Empfehlung des «Häftlingsältesten»

(ein langjähriger Insasse, der der Widerstandsbewegung angehörte) zum Leiter dieses Blocks ernannt. Anfangs lebten in Block 8 160 Kinder, und im Laufe des Jahres 1944 wuchs die Zahl auf 400 an.

Mit Hilfe der Häftlingsführung gelang es Leitner, die Lebensbedingungen der Kinder im Block wesentlich zu verbessern. Dank seiner Bemühungen wurden ihnen leichtere Arbeiten als früher zugeteilt. Statt draussen zu arbeiten, wurden die Kinder in geschlossenen Gebäuden (Werkstätten, Wäscherei usw.) eingesetzt, wo sie vor dem Wetter geschützt waren. Auch gelang es ihm, Kinder unter vierzehn ganz von der Arbeit freistellen zu lassen. Kinder, die im Block 8 wohnten, wurden vom Appell befreit, bei dem die Häftlinge bei jedem Wetter stundenlang im Freien stehen mussten (die Zählung wurde stattdessen in ihrem Block durchgeführt). Leitner bekam zusätzliche, illegale Lebensmittelrationen für die Kinder aus der Lagerküche, und erhielt weitere Spenden von Häftlingen aus Westeuropa, die Pakete empfangen durften. Er versorgte die Kinder auch mit warmer Kleidung, die er aus der Kleiderkammer des Lagers beschaffte.

Leitner war warm und liebevoll zu den Kindern, doch gelang es ihm gleichzeitig, eine Disziplin herzustellen, die es dem Widerstand ermöglichte, seine Aktivitäten im Block erfolgreich durchzuführen, aber auch den Kindern half, die Bedingungen im Lager zu überleben. Er brachte den Kindern bei, wie sie sich stärken konnten, indem sie jedes bisschen Nahrung voll ausnützten, und richtete eine Untergrundschule ein, wo die Kinder von erwachsenen Häftlingen in verschiedenen Fächern unterrichtet wurden. Leitner beschaffte sogar Papier und

Bleistifte für die Schule und liess Tafeln aufstellen, die schnell versteckt werden konnten, wenn deutsche Wachen in der Umgebung waren.

Leitner rettete einige jüdische Kinder, die von ihren Eltern ins Lager geschmuggelt worden waren. Diese Eltern hatten sich bei ihrer Verhaftung nicht von ihren Kindern trennen wollen, doch nachdem sie die Kinder ins Lager geschmuggelt hatten, hatten sie Schwierigkeiten, Nahrung und einen sicheren Aufenthaltsort für sie zu finden. Leitner versteckte die Kinder in Block 8 und versorgte sie mit Nahrung und Kleidung, obwohl sie nicht offiziell im Lager registriert waren.

Im Sommer und Herbst 1944 kamen viele ungarische Juden, darunter auch Kinder, nach Buchenwald. Die neuen Häftlinge, von denen die meisten in Auschwitz gewesen waren, mussten Schwerstarbeit unter Bedingungen leisten, die selbst für Buchenwald unmenschlich waren, und ihre Todesrate war besonders hoch. Mit Hilfe der Untergrundbewegung und einiger politischer Häftlinge gelang es Leitner, 150 ungarische Kinder in Block 8 zu schmuggeln, der für politische Häftlinge, nicht für Juden, gedacht war. Um die Kinder unter den übrigen Häftlingen zu verstecken, wurde der Davidstern an ihrer Kleidung durch das rote Dreieck der politischen Häftlinge ersetzt.

Wenn SS-Wachen nach den Kindern fragten, sagte ihnen Leitner, sie wären für zukünftige Transporte «reserviert». Als die Wachen sahen, dass die Kinder weiter im Block lebten, befragten sie Leitner wieder nach dem Datum des Transports dieser Kinder. Er bestach den SS-Mann, der für den Block verantwortlich war, sowie weitere Angehörige des Lagerpersonals mit Zigaretten und anderen Mitteln, damit sie über die Anwesenheit der Kinder hinwegsehen. Wenn andere Mitglieder der SS den Block kontrollierten, wurden die ungarischen jüdischen Kinder in einem für diesen Zweck vor bereiteten Hohlraum unter dem Fussboden versteckt. Der Aufenthalt in Leitners Block rettete vielen dieser Kinder das Leben, die sonst sicher an der harten Arbeit gestorben oder nach Auschwitz zurückgeschickt worden wären, wie es mit den erwachsenen Juden geschah.

Ausser den ungarischen Kindern wurden auch jüdische Kinder aus anderen Ländern in Block 8 geschmuggelt, und ausserdem eine Anzahl von erwachsenen Juden. Anfang Oktober 1944 wurden zwölf bis fünfzehn jüdische Kinder im Alter von sieben bis zwölf im Block versteckt, was sie vor der Schwerstarbeit bewahrte.

Im Oktober 1944 kam Leitner, wie weitere kommunistische Führer, in Einzelhaft. Sie waren angeklagt, an einer illegalen Gedenkzeremonie für Ernst Thälmann, den Führer der deutschen Kommunisten, teilgenommen zu haben, der im August im Lager ermordet worden war. Leitner verblieb über hundert Tage in Einzelhaft, und in der Zwischenzeit war ein anderer Häftling für den Kinderblock verantwortlich. Dieser neue Blockleiter verhielt sich wie Leitner vor ihm. Weitere jüdische Kinder wurden in den Block geschmuggelt, darunter Israel Lau, der spätere aschkenasische Oberrabbiner Israels.

Im Februar 1945 wurde Leitner aus der Einzelhaft entlassen, nachdem sich herausgestellt hatte, dass er nicht an der Gedenkveranstaltung teilgenommen hatte. Er wurde zum Schreiber von Block 40 im «kleinen Lager» von Buchen-

wald ernannt. Er nutzte diese Position, um jüdische Kinder aus dem «kleinen Lager» in die relative Sicherheit von Block 8 zu schicken.

Gegen Ende des Krieges wurde Leitner von der Untergrundbewegung versteckt, da befürchtet wurde, dass er (mit weiteren 45 politischen Häftlingen) hingerichtet werden sollte. Er wurde in Block 8 versteckt, im selben Hohlraum unter dem Fussboden, wo er die ungarischen jüdischen Kinder versteckt hatte. Nach der Befreiung des Lagers kehrte Leitner in seine Heimatstadt Wiener Neustadt zurück, wo er in der Kommunistischen Partei aktiv war und Stellvertretender Bürgermeister wurde.

Am 29. Oktober 1998 wurde Franz Leitner von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Lingens, Kurt Lingens, Ella von Motesiczky, Baron Karl

Akten 1730
1730a



Dr. Kurt Lingens und seine Frau, Dr. Ella Lingens (geb. Reiner) waren beide Ärzte und lebten Ende der 1930er Jahre in Wien. Kurt Lingens war Antifaschist, geboren 1912 in Düsseldorf in Deutschland. Sein Vater, der Polizeichef von Köln, verlor 1936 seine Stelle, weil er der katholischen Zentrumspartei nahestand, einer langjährigen Gegnerin des Nationalsozialismus, und weil er die Verfolgung von Katholiken durch die SA zu verhindern versucht hatte. Kurt Lingens selbst erhielt von den nationalsozialistischen Behörden Studienverbot wegen seiner antifaschistischen Aktivitäten als Student. Während des Krieges diente er als Assistenzarzt im deutschen medizinischen Korps.

Kurts Frau Ella, geb. in Wien 1908, war Doktor der Rechte und studierte Medizin an der Wiener Universität. Nach dem Anschluss begann sie Juden zu helfen, vor allem ehemaligen Kommilitonen. Während der «Reichspogromnacht» versteckte sie zehn Juden in ihrem Zimmer.

1939 lernte das Ehepaar Lingens Baron Karl von Motesiczky kennen, der bis zum Jahr 1939 ebenfalls Medizin an der Universität Wien studierte und der Antinazi und teilweise jüdisch war (mütterlicherseits). Sie wurden Freunde und Baron von Motesiczky lud die Lingens ein, während der Sommermonate in einem grossen Haus zu wohnen, das er in dem Wiener Vorort Hinterbrühl besass. Der

Baron hatte häufig Juden und Mitglieder des antifaschistischen Widerstands zu Gast.

Im Rahmen ihrer Widerstandsaktivitäten versteckten die Lingsens mehrere Monate in den Jahren 1941 und 1942 die junge Jüdin Erika Felden in ihrer Wohnung. Dabei wurden sie von Freunden unterstützt, einem Ehepaar, das für die Verteilung von Lebensmittelkarten zuständig war. Dieses Ehepaar, beide Lehrer, legten mehrere Karten für Felden auf die Seite, sodass die Lingsens sie im Versteck mit Nahrung versorgen konnten. Als Felden an einer Darminfektion erkrankte, gab die Haushälterin der Lingsens ihr ihren Personalausweis, sodass sie einen Kassenarzt aufsuchen konnte. Dank der Hilfe des Ehepaars Lingsens und der Haushälterin konnte sich Felden schliesslich sogar unter falschem Namen einer Operation unterziehen.

Die Wohnung der Lingsens blieb weiterhin ein Zufluchtsort für die jüdischen Freunde des Paares. Einige von ihnen baten die Lingsens, ihre Wertsachen aufzubewahren, damit sie ihnen nicht geraubt würden. Andere baten die Lingsens, ihre Beziehungen zu nutzen, um ihnen bei der Flucht vor den Nazis behilflich zu sein. Eine dieser «Beziehungen» – ein jüdischer ehemaliger Schauspieler namens Rudolf Klinger – entpuppte sich später als Denunziant, der die Lingsens und Baron von Motesiczky an die Gestapo verriet.

Klinger war bei der Jupo (Judenpolizei). Im Juni 1942 half er einem jüdischen Bankier, der sich früher bei Lingsens versteckt gehalten hatte, über die Grenze nach Ungarn zu gelangen, und genoss seitdem das Vertrauen der Lingsens.

Später im selben Jahr erfuhren die Lingsens, dass einer ihrer jüdischen Bekannten, Alex Weissberg-Cybulski, ihre Hilfe brauchte. Weissberg-Cybulski lebte in Krakau im Versteck und wollte wissen, ob die Lingsens ihm und einigen seiner Freunde helfen könnten, nach Ungarn zu gelangen. Klinger erklärte sich bereit, die Juden zur Grenze zu begleiten.

Im August 1942 schickte Weissberg-Cybulski zwei jüdische Ehepaare nach Wien – die Brüder Bernhard und Jakob Goldstein mit ihren Frauen Helene und Pepi – mit der Bitte, sie über die Grenze zu schaffen. Klinger brachte sie bis zur Grenze, lieferte sie jedoch in letzter Minute an die Deutschen aus und verriet auch die Menschen, die bei der Planung der Flucht geholfen hatten.

Am 13. Oktober 1942 wurden die Lingsens und Baron von Motesiczky verhaftet. Kurt Lingsens wurde mit einer Strafeinheit an die russische Front geschickt, wo er schwer verwundet wurde. Ella Lingsens und Baron von Motesiczky wurden nach Auschwitz geschickt. Baron von Motesiczky starb am 25. Juni 1943 an Flecktyphus. Ella wurde im Lager als Ärztin eingesetzt, und in dieser Funktion gelang es ihr, einige Juden vor dem Tod in der Gaskammer zu retten. Sie überlebte einen «Todesmarsch» von Auschwitz nach Dachau und erlebte das Kriegsende.

Klinger, der Denunziant, wurde 1943 verhaftet, nachdem seine Auftraggeber beschlossen hatten, dass er ihnen nicht weiter von Nutzen war. Er wurde nach Auschwitz deportiert und kam dort um.

Am 3. Januar 1980 wurde Kurt Lingsens, seiner Frau Ella Lingsens-Reiner und Baron Karl von Motesiczky von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Am 6. Mai 1980 wurde Erwin Lutz von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag unter: Neuschmidt, Wolfgang).

Madritsch, Julius

Akte 0021

Der gebürtige Wiener Julius Madritsch war Textilfachmann. Während der deutschen Besetzung Polens war Madritsch ein Vertrauensmann der deutschen Behörden und leitete zwei Textilfabriken in der Nähe des Krakauer Ghettos, welche die Deutschen von ihren ehemaligen Besitzern konfisziert hatten. Er nutzte diese Position, um den jüdischen Arbeitern zu helfen, die in diesen Fabriken arbeiten mussten.

1941 erhielt Madritsch die Erlaubnis, auf dem Gebiet des Ghettos eine private Fabrik einzurichten. Gemeinsam mit seinem Fabrikleiter Raimund Titsch (siehe eigenen Eintrag) achtete er darauf, in Zusammenarbeit mit dem Judenrat des Krakauer Ghettos so viele jüdische Arbeiter wie möglich einzustellen. Madritsch und Titsch stellten viele ungelernete Arbeiter ein – nur etwa 40% der 800 Arbeiter der Textilfabrik waren Fachleute. Manchmal arbeiteten drei Personen an der gleichen Maschine.

Madritsch und Titsch sorgten für humane Bedingungen und liessen die jüdischen Arbeiter mit Polen ausserhalb der Fabrik Kontakt aufnehmen. Sie kauften jeden Tag hundert zusätzliche Brote, welche die Arbeiter ins Ghetto mitnahmen und an Bedürftige verteilten. Sie richteten sogar eine koschere Küche in der Fabrik ein und machten eine weitere Küche teilweise koscher. Diese Küchen speisten 1.500 Personen und wurden von der Fabrik bestritten. Die Bemühungen von Madritsch und Titsch, Juden zu helfen, reichten über den Bereich ihrer eigenen Fabriken hinaus – sie stellten Nähmaterial für weitere Werkstätten zur Verfügung, wo tausende von Juden arbeiteten.

Madritsch eröffnete eine Filiale in der Nähe des Ghettos Tarnów. In dieser Fabrik, die ebenfalls von Titsch geleitet wurde, arbeiteten an die 800 Personen (von denen weniger als die Hälfte qualifizierte Kräfte waren). Wie in Krakau waren auch in Tarnów die Arbeitsbedingungen menschlich und die Arbeiter erhielten erhöhte Nahrungsrationen. Der Lieferwagen der Fabrik wurde mit Wissen von Madritsch und Titsch auch dazu gebraucht, Nahrung ins Ghetto zu schmuggeln. Madritsch half auch einigen seiner Arbeiter in Krakau, aus dem Ghetto zu fliehen und sich unter der einheimischen Bevölkerung zu verstecken. Bei diesen Aktivitäten wurde er von Oswald Bosko (siehe eigenen Eintrag) unterstützt, einem hochrangigen Beamten der deutschen Ghettopolizei, sowie von einigen aus Wien stammenden Polizisten, die für die Zählung der Fabrikarbeiter am Beginn und Ende jeder Schicht verantwortlich waren. Diese Polizisten sahen darüber hinweg, wenn Arbeiter verschwunden waren.

1942 fand Madritsch heraus, dass alle Kinder des Krakauer Ghettos deportiert werden sollten. Er beschloss, die Kinder seiner Arbeiter zu retten. Wieder half ihm Bosko, der in einer nächtlichen Operation die Kinder und ihre Mütter aus dem Ghetto in Madritschs Fabrik schmuggelte. Am nächsten Tag flohen die Arbeiter und ihre Familie in die Gegend von Tarnów. Zwei Tage später wurden die Kinder, die im Ghetto geblieben waren, nach Auschwitz geschickt oder erschossen.

Als das Krakauer Ghetto aufgelöst werden sollte, beantragte Madritsch, dass seine Arbeiter, die in das Arbeitslager Płaszów am Stadtrand von Krakau verlegt worden waren, die Erlaubnis erhielten, weiterhin für seine Fabrik in der Stadt zu arbeiten, und sie gingen jeden Tag zu Fuss dorthin. Das Krakauer Ghetto wurde am 13. März 1943 aufgelöst, doch die Arbeiter in Madritschs Fabrik wurden vor der Deportation gerettet.

Nach der Zerstörung des Ghettos blieben hunderte von jüdischen Familien in den Bunkern und Kellern des Ghettos versteckt. Mit Boskos Hilfe kamen viele von ihnen, darunter auch Kinder, in die Fabrik von Madritsch. Der «Umzug» von den Verstecken im zerstörten Ghetto in die Fabrik fand in kleinen Gruppen statt und dauerte zehn Tage. Einige der Juden, die sich in der Fabrik versteckten, versteckten sich später bei polnischen Familien, andere flohen in die Gegend von Tarnów. Von Tarnów aus gelang den meisten die Flucht in die Slowakei und von dort aus nach Ungarn.

Wegen der harten Bedingungen in Płaszów baten viele von Madritschs Arbeitern um Hilfe bei der Flucht. Madritsch erhielt von der SS (die für Fabriken in Ghettos und Lagern verantwortlich war) die Erlaubnis, einige hundert Arbeiter aus der Fabrik in Krakau nach Tarnów zu verlegen, unter dem Vorwand, die Produktion dort müsse gesteigert werden. Vom 25. bis 26. März 1943 wurden 232 Juden – Männer, Frauen und Kinder – aus der Krakauer Fabrik mit Titsch nach Tarnów geschickt, und zwar ohne SS-Bewachung. Vielen von ihnen gelang die Flucht in die Slowakei und nach Ungarn, und die meisten von ihnen wurden gerettet.

Madritsch und Titsch fanden auch einen Weg, das Vertrauen, das die Lagerkommandanten ihnen entgegenbrachten, dahingehend zu nutzen, Juden zur Flucht aus dem Ghetto von Tarnów zu verhelfen. Die jüdischen Arbeiter gingen in Gruppen von fünfzig Personen vom Ghetto zur Fabrik, wurden jedoch beim Verlassen der Fabrik nicht gezählt. Daher konnten sich jeder Gruppe einige zusätzliche Personen anschliessen, die dann entkommen konnten. Diese Flüchtlinge versteckten sich bei polnischen Familien oder gingen über die slowakische Grenze.

Im September 1943 wurden die Tore von Płaszów geschlossen, und Juden durften nicht länger das Lager verlassen, um in der Fabrik von Madritsch zu arbeiten. Daraufhin eröffnete Madritsch eine Fabrik auf dem Lagergelände. Nach der letzten Deportation aus dem Ghetto Tarnów am 1. September 1943 wurden die Arbeiter von Madritschs Tarnówer Fabrik nach Płaszów gebracht. In Płaszów arbeiteten etwa 2.000 Juden, die auch hier unter menschlichen Bedingungen arbeiteten und überdurchschnittliche Nahrungsrationen erhielten. In der Küche gab es sogar einen eigenen Topf für die Zubereitung von koscherem Essen. Mad-

ritsch erhielt die Erlaubnis, zusätzliche Nahrung als «Bonus für gute Leistungen» zu verteilen, und unter diesem Vorwand brachte er grosse Mengen von Nahrungsmitteln ins Lager, die nicht nur an die Arbeiter von Madritsch und deren Familien, sondern auch an andere Häftlinge in Płaszów verteilt wurden.

Madritsch leistete nicht nur materielle Hilfe, sondern verhielt sich auch seinen Arbeitern gegenüber freundlich und ermutigend, was ihnen half, die schwierigen Verhältnisse zu ertragen. Er unterhielt sich mit ihnen, wenn die Möglichkeit bestand, und versuchte ihre Bitten zu erfüllen, obwohl er häufig auf Reisen zu den Nazibehörden in Deutschland und Polen war. An Rosch Haschana, dem jüdischen Neujahr, 1943 besuchte er eigens das Lager, um seinen Arbeitern ein frohes Fest zu wünschen.

Im September 1944 wurde das Lager Płaszów aufgelöst. Madritsch und Titsch versuchten, ihre Arbeiter vor der Deportation zu retten und beantragten bei den Behörden die Genehmigung, eine neue Fabrik in einem Gebiet zu errichten, das noch unter deutscher Kontrolle war. Dieser Antrag wurde jedoch abgelehnt, weil die deutschen Behörden nicht bereit waren, Textilfabriken als «kriegswichtige Industrien» anzuerkennen. Nur Juden, die in der Waffen- und Munitionsproduktion beschäftigt waren, wurden von der Deportation zurückgestellt. Es gelang Madritsch und Titsch, ungefähr hundert ihrer Arbeiter in der von Oskar Schindler (siehe eigenen Eintrag unter: «Die deutschen Gerechten») geleiteten Munitionsfabrik unterzubringen und sie so vor der Deportation und den Gaskammern zu retten.

Nach dem Krieg schrieb Madritsch ein Buch unter dem Titel *Menschen in Not!*, in welchem er von seinen Bemühungen um die Rettung von Juden während des Krieges berichtete.

Am 18. Februar 1964 wurde Julius Madritsch von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Manzer, Anna (geb. Friessnegg)

Akte 2831

Am 29. August 1984 wurde Anna Manzer von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Friessnegg, Ludwig).

Matouschek, Lydia Holstein, Olga

Akten 1428
1429

Die Zwillingsschwestern Lydia Matouschek und Olga Holstein (geb. 1886) lebten in Wien. Beide waren geschieden (ihr Mädchenname war Kopal gewesen) und teilten sich eine Wohnung. Ihre Nichte, Edeltrud Becher (verheiratete Posiles, siehe eigenen Eintrag) verliebte sich 1936 in den tschechischen Staatsangehörigen Walter Posiles.

Die beiden wollten 1938 heiraten, doch nach dem Anschluss war dies unmöglich, weil Posiles unter den Nürnberger Gesetzen als Jude galt und Eheschließungen zwischen «Ariern» und Juden verboten waren. Posiles floh aus Österreich, zunächst nach Bratislava und später nach Prag. Er hielt den Kontakt zu Becher aufrecht, und den beiden gelang es sogar, einander mehrere Male wiederzusehen.

Jemand, dem Bechers Verhältnis mit Posiles missfiel, zeigte sie anonym bei der Polizei an. Weil sie Angst hatte, verhaftet zu werden, floh Edeltrud Becher über die Grenze zu ihrer Schwester nach Ungarn, wo sie ca. 1½ Jahre blieb. Später, anscheinend 1941, kehrte sie nach Wien zurück.

Trotz der Schwierigkeiten, die sich aus ihrem illegalen Status unter den Rassegesetzen ergab, weigerte sich das Paar, die Beziehung zu beenden. Posiles, der damals in Prag lebte, überquerte zweimal die österreichische Grenze, um Becher in Wien zu besuchen. Das Paar brauchte einen Ort, um in Wien zusammen zu sein, und Bechers Tanten, Lydia Matouschek und Olga Holstein stellten ihnen während dieser beiden illegalen Besuche ein Zimmer ihrer Wohnung auf je acht Tage zur Verfügung, damit sie zusammen sein konnten.

Die Entscheidung, den jungen Liebenden zu helfen, war für Matouschek und Holstein gefährlich. Indem sie Posiles erlaubten, sich in ihrer Wohnung aufzuhalten, machten sie sich des Versteckens eines Juden schuldig – und darüber hinaus noch eines Juden, der illegal nach Österreich eingereist war. Darüber hinaus leisteten die Tanten auch einer romantischen Beziehung zwischen einem Juden und einer «Arierin» Vorschub. Dennoch liessen Matouschek und Holstein ihre Nichte nicht im Stich und stellten weiterhin ihre Wohnung für heimliche Treffen mit Posiles zur Verfügung.

Als 1942 die Deportationen der tschechischen Juden begannen, entkam Posiles mit seinen Brüdern Hans und Ludwig nach Wien, wo sie von Becher in einer Dachwohnung versteckt wurden, die Friedrich Kunz, dem Verlobten von Bechers Schwester Charlotte gehörte (siehe Eintrag: Becher, Charlotte).

Matouschek und Holstein wussten, wo sich die Brüder versteckten und halfen, wo sie konnten. Matouschek liess Posiles einen Personalausweis zukommen, der einem Bekannten gehört hatte, der bei einem Unfall ums Leben gekommen war. Mit diesem Ausweis konnte Posiles die Wohnung verlassen, sich ohne Angst vor Verhaftung frei bewegen, und sogar Pakete an seine erste Frau und seinen Sohn schicken, die in Theresienstadt waren. Als Posiles an einer lebensgefährlichen Lungenentzündung erkrankte, fand Holstein einen Arzt, der bereit war, im Versteck lebende Juden zu behandeln. Dieser Arzt rettete Posiles das Leben.

Zur gleichen Zeit, als die Brüder Posiles im Versteck lebten, benutzten Matouschek und Holstein ihre Wohnung als Zufluchtsort für eine weitere Jüdin, Carola Fischmann (oder Stern), eine Sprachlehrerin, die ihre Haushälterin gewesen war.

Nach dem Krieg heirateten Posiles und Becher, liessen sich jedoch 1962 scheiden. Sie lebten weiter in Österreich.

Am 26. Oktober 1978 wurde Lydia Matouschek und Olga Holstein von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Moser, Rudolf

Akte 1775c

Am 6. Mai 1980 wurde Rudolf Moser von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Neuschmidt, Wolfgang).

von Motesiczky, Baron Karl

Akte 1730a

Am 3. Januar 1980 wurde Karl von Motesiczky von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Lingens, Kurt; Lingens, Ella).

Müller, Konstantin Müller, Anna

Akte 0877

Konstantin Müller war während der 1930er Jahre Postbeamter in Wien. Gemeinsam mit seiner Mutter, Anna Müller, lebte er in einem grossen Haus mit einer Gärtnerei. Seine Mutter führte einen Blumenladen. Müller war Gegner der Nazis, und seit dem Anschluss 1938 tat er, was er konnte, um jüdischen Menschen zu helfen. Er stand ihnen mit Rat und Tat zur Seite, versorgte sie mit Geld und Vorräten und nutzte seine persönlichen Beziehungen.

Zu den Juden, denen Müller half, gehörte Greti Stern, der mit Müllers Hilfe noch 1939 die Auswanderung von Wien ins damalige Palästina gelang. Müller unterstützte darüber hinaus ihre Familie finanziell. Er gab Sterns Mutter, Mathilda Hahn, und ihrer Schwester und deren Mann Geld. 1942 half er Sterns Verwandten, einen Fluchtversuch nach Ungarn zu planen und auszuführen. (Dieser Versuch misslang, und Sterns Mutter, Schwester und Schwager wurden gefasst und kamen in Konzentrationslager).

Anna Müller nutzte ihr grosses Haus in Wien, um einigen obdachlosen Juden Zuflucht zu bieten, deren Häuser und Wohnungen von den Nazis konfisziert worden waren. Mitte 1941 beispielsweise lebten zehn Personen in ihrem Haus, die meisten von ihnen Juden. Einige von ihnen wurden deportiert, doch es folgten andere nach, wie eine Frau, die mit ihren Eltern und ihrer kleinen Schwester aus Ungarn nach Österreich geflohen war. Konstantin Müller machte von seinen Beziehungen Gebrauch, um für diese Frau Lebensmittelkarten zu beschaffen und ein sicheres Versteck zu finden. Gemeinsam mit seiner Mutter unterstützte er ihre Eltern und Schwester, bis diese ebenfalls deportiert wurden.

Eine von Müllers Bekannten war Julia Lissiansky, ein Mitglied der Familie Schwarzstein. 1941 erhielt Lissiansky einen Deportationsbefehl, doch gelang es ihr, Aufschub zu erreichen. Als Lissianskys Mutter, die damals in einem jüdischen Krankenhaus war, deportiert wurde, beschlossen Müller und seine Mutter,

dass es für Lissiansky zu gefährlich wäre, nach Hause zu gehen, und halfen ihr unterzutauchen. Sie nahmen sie in ihrem Haus auf und fanden später eine andere Wohnung in Wien für sie, wo sie drei Jahre lang im Versteck lebte. Müller nutzte seine Verbindungen, um Lissiansky Lebensmittelkarten und gefälschte Papiere zu beschaffen. Obwohl Bekannte der Müllers wussten, dass sie eine Jüdin versteckten und mit Anzeige drohten, liessen sie sich nicht einschüchtern.

Müller und seine Mutter hatten beide gesundheitliche Probleme. Anna sass im Rollstuhl und konnte das Haus nicht verlassen. Müller selbst wurde im Januar 1942 eingezogen, wurde jedoch wegen seines schlechten Gesundheitszustandes vom regulären Wehrdienst befreit. Stattdessen wurde er einer Arbeitseinheit zugeweiht, die nach Frankreich geschickt werden sollte. Über Beziehungen gelang es ihm, aus der Einheit entlassen und nach Wien zurückgeschickt zu werden, wo er bis 1944 im Krankenhaus war, woraufhin er für wehrdienstuntauglich erklärt wurde. Während der gesamten Zeit, die Müller beim Militär war, lastete die Verantwortung für die versteckten Juden auf den Schultern seiner Mutter Anna.

Im Oktober 1944 wurde Lissiansky verhaftet, nachdem sie mit jemandem telefoniert hatte, dessen Leitung von der Gestapo abgehört wurde. Auch nach ihrer Verhaftung nutzte Müller seine Beziehungen, um sie mit Essen zu versorgen und sicherzustellen, dass sie in Wien inhaftiert blieb und nicht in ein Lager geschickt wurde. Ähnliche Hilfe leistete er dem Paar Lene und Heinrich, die mit Lissiansky im Gefängnis waren. Letzten Endes wurde Heinrich nach Mauthausen geschickt, wo er bis Ende des Krieges überlebte. Lissiansky und Lene, die in einem Lager östlich von Wien waren, gelang die Flucht. Als sie am 1. April 1945 nach Wien zurückkehrten, gerieten sie mitten in die Kämpfe um die Stadt, und da sie keine andere Lösung wussten, suchten sie bei Müller und seiner Mutter Zuflucht. Sie blieben dort im Versteck bis zur Befreiung durch die Russen am 8. April.

Müller und seine Mutter gefährdeten sich viele Male, indem sie Juden versteckten und sich für Juden einsetzten. Ihre Aktivitäten reichten von der Nutzung von Beziehungen zu den Behörden über die Beschaffung gefälschter Dokumente bis hin zur Planung und Durchführung von Fluchtversuchen. Ihre Handlungsweise war umso bemerkenswerter, wenn man den schlechten Gesundheitszustand der beiden bedenkt. Konstantin und Anna Müller erhielten keine Entlohnung und gaben grosse Summen aus eigener Tasche aus, um Juden retten zu helfen.

1953 heirateten Müller und Lissiansky.

Am 30. Juni 1974 wurde Konstantin Müller und seiner Mutter Anna von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Julius Natali kam 1891 in der Nähe von Wien zur Welt. Nach dem Ersten Weltkrieg liess er sich in Bratislava in der Slowakei nieder, wo er seine eigene Druckerei eröffnete. Natali war ein Gegner der Politik des von dem katholischen Priester Jozef Tiso angeführten und von Nazi-Deutschland kontrollierten und gesteuerten slowakischen Regimes. Über seine geschäftlichen Kontakte kannte Natali viele Juden. Er verlieh seinen antifaschistischen Überzeugungen Ausdruck, indem er einigen Juden während der Verfolgungen half.

Während der Deportationen der slowakischen Juden in die polnischen Lager im Jahr 1942 stellte Natali einen Juden ein, wodurch er ihn vor der Deportation rettete. Darüber hinaus wurden in seiner Werkstatt gefälschte Papiere hergestellt, mit denen Juden unter angenommener Identität überleben konnten.

Während der letzten Monate des Jahres 1944 und Anfang 1945, als alle Juden deportiert werden sollten, wurde Natalis Werkstatt zu einer «Kommandozentrale» für Hilfeleistungen an im Versteck lebende jüdische Flüchtlinge. Natalis jüdische Freunde, die an verschiedenen Orten in der Stadt versteckt waren, liessen ihn wissen, wo sie waren, und Natali wurde ihr Schutzengel. Er besuchte sie regelmässig, brachte ihnen Nahrung und andere notwendige Dinge mit, brachte die Kranken zum Arzt, und, wenn notwendig, sogar Ärzte zu den Versteckten selbst.

Ende 1944 kam ein Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes in die Slowakei, der Hilfgelder mitbrachte, die vom «Joint Distribution Committee» in Genf zur Verfügung gestellt worden waren. Natali nahm Kontakt mit ihm auf, um einen Teil dieser Gelder den von ihm versteckten Juden zukommen zu lassen.

Einer der Juden, denen Natali half, war der Rabbiner Michael Dov Weissmandel. Weissmandel tauchte unter, nachdem er aus einem Zug gesprungen war, der Juden – darunter seine eigene Familie – aus dem Konzentrationslager Sered nach Auschwitz brachte. Er versteckte sich zunächst auf einem Bauernhof in Sväty Jur, in der Nähe von Bratislava, und liess Natali seinen Aufenthaltsort wissen. Natali kam bald und brachte Weissmandel in ein sichereres Versteck in Bratislava. Natali diente Weissmandel als Verbindungsperson zur Aussenwelt, und dank dieser Verbindung konnte sich Weissmandel einer Gruppe von «Natalis Juden» anschliessen, denen im Februar 1945 die Flucht in die Schweiz gelang. Die anderen jüdischen Flüchtlinge, für die Natali sorgte, blieben bis zur Befreiung der Stadt Anfang April 1945 in ihren Verstecken.

Nach dem Krieg wanderten die meisten von Natali geretteten Juden nach Israel aus. Natali beschloss, sich ihnen anzuschliessen, und zog mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter ebenfalls nach Israel (eine weitere Tochter kam dort zur Welt). Ihm wurde eine kleine Wohnung in Hadar Josef – damals ein Arbeiterviertel – zugeteilt, und er gründete ein Geschäft mit einem Ehepaar namens Gellis, dem er während des Krieges geholfen hatte. Das Geschäft ging bankrott, und Natalis Juden, die ebenfalls mit den ersten Schritten in einem neuen Land

zu kämpfen hatten, konnten ihm nicht helfen. 1954 kehrte Natali, dreiundsechzigjährig, verbittert und enttäuscht, nach Wien zurück.

Die von ihm geretteten Juden vergassen ihn nicht und setzten sich später für eine Anerkennung seiner Taten ein.

Am 28. Juli 1996 wurde Julius Natali von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Neff, Dorothea (Antonie Schmid)

Akte 1652

Antonie Schmid kam 1903 in München zur Welt. Sie war Berufsschauspielerin und wurde 1933 wegen des Verdachts politischer Unzuverlässigkeit entlassen. Sie zog zunächst nach Köln, später nach Königsberg und schliesslich, im Jahr 1939, nach Wien, wo sie dem Volkstheater beitrug und unter dem Bühnennamen Dorothea Neff berühmt wurde.

Neff hatte viele jüdische Bekannte in Künstlerkreisen. Zu ihren Freunden zählte Lilly Wolff, eine Kostümbildnerin für das Jüdische Theater in Berlin, die auch Mitinhaberin eines Mode- und Kostümstudios war, das Neff in Köln frequentiert hatte. Die beiden Frauen wurden gute Freundinnen.

Im September 1940 zog Wolff nach Wien, in der Annahme, dass es sich dort als Jüdin leichter leben liesse als in Köln. Einige Monate lang bestach Neff einen Wiener Bürokraten, damit Wolff nicht auf die Liste der Juden kam, die Arbeitsdienst leisten mussten. Wolff war offiziell als Untermieterin bei einer jüdischen Familie gemeldet. In Wirklichkeit verbrachte sie dort nur die Nächte, und tagsüber hielt sie sich in Neffs Wohnung auf. Dies hatten die beiden Frauen so eingerichtet, weil Neff als Deutsche keine Juden beherbergen durfte.

Im Winter 1941 begannen die Deportationen der Wiener Juden in Konzentrationslager im Osten. Wolff erhielt einen Deportationsbefehl und fuhr nach Berlin, in der Hoffnung, dort ein Versteck zu finden. Als sich herausstellte, dass niemand bereit war, sie aufzunehmen, kehrte Wolff nach Wien zurück, und Neff erbot sich, sie in ihrer Wohnung zu verstecken. (Damals teilten die deutschen Kulturbehörden Schauspielern Wohnungen mit einem zusätzlichen Arbeitszimmer zu, sodass Neff in ihrer Wohnung Platz schaffen konnte, um Wolff unterzubringen). Ende 1941, einige Tage ehe sie deportiert werden sollte, gab Neff eine Vermisstenanzeige für Wolff auf. Wolff tauchte unter und verliess bis April 1945 die Wohnung von Neff nicht mehr.

Während Wolff in ihrer Wohnung versteckt war, schränkte Neff ihr Sozialleben ein und vermied es, enge persönliche Beziehungen einzugehen, weil diese die Chance erhöht hätten, dass Wolff entdeckt wurde. Als Schauspielerin konnte sie jedoch nicht völlig isoliert leben. Jedesmal, wenn Neff Besuch hatte, versteckte sich Wolff und verhielt sich still, bis die Gäste gingen.

Im August 1944 wurde Wolff krank und musste dringend operiert werden. Neff machte von ihrem alten deutschen Personalausweis Gebrauch. Sie brachte Wolff ins Krankenhaus und behauptete, es handele sich um eine Verwandte aus

Köln namens Antonie Schmid (Neffs ursprünglicher Name, den sie in Österreich niemals verwendet hatte). Dank Neffs Schauspielertalent und den alten Papieren wurde Wolff unter dem falschen Namen Antonie Schmid behandelt und erholte sich bald.

Während des gesamten Zeitraums, den sich Wolff in ihrer Wohnung versteckte, erhielt Neff nur von wenigen Menschen Hilfe. Zwei von Wolffs Freundinnen aus Köln – Meta Schmitt (siehe Eintrag: Neff, Dorothea in: «Die deutschen Gerechten»), Wolffs ehemalige Partnerin im Kostümstudio, und Martha Maria Driesen (siehe Eintrag: Neff, Dorothea in: «Die deutschen Gerechten»), eine Angestellte des Studios – kamen manchmal zu Besuch und brachten Lebensmittelkarten, Kleidung und sonstige Kleinigkeiten mit. Gegen Kriegsende vertraute sich Neff einer jungen Schauspielerin am Theater an, die ebenfalls begann, Lebensmittelkarten für Wolff zu sammeln.

Neff gefährdete sich, indem sie eine Jüdin in ihrer Wohnung versteckte. Diese Tat hätte die Deportation in ein Konzentrationslager und sogar den Tod zur Folge haben können. Das Risiko erhöhte sich während der Luftangriffe auf Wien, weil sie Wolff mit in den Luftschutzkeller nahm und den Nachbarn erzählte, dass es sich bei Wolff um eine Verwandte aus Köln handele. Neff erhielt keinen Lohn für ihre Bemühungen und teilte fast vier Jahre lang ihr Essen mit Wolff.

Am 9. April hatte die Rote Armee Kontrolle über Wien erlangt und Wolff konnte endlich ihr Versteck verlassen. Nach allem, was Neff für sie getan hatte, konnte endlich sie ihrer Wohltäterin helfen. Sie legte vor den Besatzungsbehörden Zeugnis darüber ab, wie Neff ihr während des Krieges geholfen hatte. Aufgrund von Wolffs Erklärung wurde Neff nicht wie andere in Österreich lebende Deutsche nach Deutschland ausgewiesen.

Nach dem Krieg arbeitete Neff weiterhin als Schauspielerin. 1967 erblindete sie. Wolff zog 1947 nach Dallas, Texas, und wurde dort eine bekannte Modeschöpferin.

Am 13. September 1979 wurde Dorothea Neff von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Neuschmidt, Wolfgang	Akten 1775
Dickbauer, Karl	1775a
Lutz, Erwin	1775b
Moser, Rudolf	1775c
Dietz, Anton	1775d
Stocker, Maria	1775e
Petrykiewicz, Maria	1775f
Petrykiewicz, Wanda	

Wolfgang Neuschmidt war leitender Beamter beim Innsbrucker Polizeigeängnis. Als österreichischer Beamter wurde von ihm erwartet, dass er die Juden be-

treffende Anweisungen der Gestapo ausführte. Er nutzte jedoch mehrmals seinen Einfluss, um Juden zur Flucht vor den Nazis zu verhelfen. Auch ermöglichte er politischen Häftlingen und russischen Kriegsgefangenen, die in diesem Gefängnis einsassen, bessere Haftbedingungen als in den Vorschriften erlaubt.

Am 13. März 1944 wurde eine neue Insassin ins Innsbrucker Gefängnis eingeliefert: Leokadia Justman (verheiratete Lorraine Justman-Wisnicki), eine junge Jüdin, 1922 in Łódź geboren, die als Arbeiterin nach Österreich gekommen war. Später versteckte sie sich unter einem falschen Namen. Justman wurde von der Gestapo entdeckt und in Erwartung ihrer Deportation nach Auschwitz in das Gefängnis gebracht, wo Neuschmidt arbeitete.

Dort befanden sich bereits weitere jüdische Frauen und Mädchen. Neben Justman half Neuschmidt drei anderen jungen Frauen und einem Mädchen. Miriam Fuks (verheiratete Wartski-Fuks) kam 1921 in Zychlin bei Łódź zur Welt. (In den Gefängnisakten wurde Fuks als Miriam Rozen geführt, wohl ein angenommener Name). Ruth (Ruchla) Litman, geboren 1918, und ihre Schwester Regina Litman (verheiratete Rundbaken) stammten aus Łódź. Das junge Mädchen, dem Neuschmidt half, hiess Pauline Janaszewicz und war zwölf Jahre alt.

Neuschmidt taten diese Häftlingsfrauen Leid, und er zögerte ihre Deportation hinaus, indem er seinen Vorgesetzten sagte, er bräuchte zusätzliche Arbeitskräfte für die Gefängnisküche. Nachdem sie zu arbeiten begonnen hatten, sorgten Neuschmidt und der Leiter der Küche – ein Polizist namens Erwin Lutz – dafür, dass die Arbeitsbedingungen der Mädchen verbessert wurden. In der Tat ging es ihnen besser als den übrigen österreichischen Gefangenen. Lutz gab den Mädchen auch zusätzliches Essen zur Verteilung an die anderen Häftlinge mit.

Obwohl Neuschmidt sie zu schützen versuchte, drohte den Mädchen weiterhin die Deportation. Einmal standen die Namen aller Mädchen auf einer Gestapo-Liste, welche Karl Dickbauer zugestellt wurde, einem Polizisten, der Transporte in den Osten zusammenstellte. Neuschmidt und Lutz wandten sich an Dickbauer und überredeten ihn, ihre Deportation aus rein humanitären Gründen nochmals aufzuschieben.

Im Sommer 1944 war den Gefängniswärtern klar, dass die Mädchen nicht mehr lange Glück haben konnten. Sie versuchten, sie zu überzeugen, aus dem Gefängnis zu fliehen und unterzutauchen. Lutz gab den Mädchen seine Adresse und erklärte, dass er seine eigene Freiheit riskieren würde, um sie zu retten. Der Beschützerkreis der Mädchen erweiterte sich um Rudolf Moser, einen Nazi-gegner, der in der Gefängnisküche arbeitete. Moser gab ihnen die Adresse einer Frau namens Maria Stocker, die bereit war, die Mädchen zu verstecken. Ein weiteres Hilfsangebot kam vom Innsbrucker Polizeioberinspektor Anton Dietz.

Anfang 1945 fand die Gestapo heraus, dass die fünf jüdischen Häftlinge noch nicht deportiert worden waren. Am 18. Januar erging die Anordnung, sie mit achtzig weiteren Häftlingen nach Bergen-Belsen zu schicken. Am selben Abend flohen Justman und Fuks aus dem Gefängnis. Sie liefen direkt zur Wohnung von Maria Stocker in der Innsbrucker Vorstadt Sacken. Stocker versteckte sie einige

Tage lang in ihrer Wohnung und schickte sie dann weiter zu ihren Freundinnen Maria Petrykiewicz und deren Tochter Wanda Petrykiewicz (verheiratete Botesi). Eines der entflohenen Mädchen berichtete später, Mutter und Tochter Petrykiewicz hätten sie verwöhnt «wie ihre eigenen Kinder» und ihre Lebensmittelrationen mit ihnen geteilt. Bei Luftangriffen gefährdeten sich die Petrykiewicz, die mit den Mädchen in ihrer Wohnung im vierten Stock blieben, anstatt den Luftschutzkeller aufzusuchen.

Wanda Petrykiewicz, die Friseurin war, färbte Justman und Fuks die Haare blond, damit ihr Aussehen nicht ihre Herkunft verriet. Sie diente auch als Botin und holte ein gefälschtes Dokument ab, das Polizeinspektor Dietz vorbereitet hatte. Aus diesem Dokument ging hervor, dass es sich bei den beiden Mädchen um polnische Katholikinnen namens Christina Chruscic und Wanda Stolarczyk handelte, denen ihre Koffer und Ausweise auf der Reise von Polen nach Deutschland abhanden gekommen wären. Diese Bescheinigung war von Dietz persönlich unterzeichnet und trug den Stempel der Innsbrucker Polizei. Mit dieser Bescheinigung konnte sich Petrykiewicz an einen ihrer Bekannten wenden, der beim städtischen Arbeitsamt angestellt war, und für die Mädchen zwei Arbeitsgenehmigungen für das Gebiet Salzburg ausstellen lassen. Nach vierzehn Tagen in der Wohnung der Petrykiewicz zogen sich Justman und Fuks Kleider an, die Maria Petrykiewicz und Maria Stocker zur Verfügung gestellt hatten, verliessen ihr Versteck und fuhren nach Salzburg. Sie fanden im nahe gelegenen Dorf St. Martin Arbeit und blieben dort bis Kriegsende.

Die drei anderen jüdischen Mädchen hatten Angst zu fliehen und blieben im Gefängnis von Innsbruck. Regina Litman und Pauline Janaszewicz wurden nach Bergen-Belsen geschickt. Ruth Litman hatte eine Lungenentzündung und blieb im Gefängnis zurück, weil Neuschmidt sich weigerte, sie in diesem Zustand auf den Transport zu schicken. Am 1. März 1945 wurde Litman in ein kleines Internierungslager für Ausländer in Jenbach bei Innsbruck verlegt. Diese Verlegung war möglich, weil Neuschmidt in ihren Papieren schrieb, dass Litman nach den Nürnberger Gesetzen nur «Halbjüdin» war. Er warnte sie, niemand zu erzählen, dass sie Jüdin war. Alle drei Mädchen überlebten bis Kriegsende.

Alle Österreicher, die den fünf jüdischen Mädchen halfen, begaben sich in grosse Gefahr. Sie halfen Juden, der Deportation zu entgehen oder aus dem Gefängnis zu entkommen, oder sie versteckten sie in ihren Wohnungen oder fälschten Listen oder Papiere, damit Juden überleben konnten. Die österreichischen Frauen, die Justman und Fuks versteckten, teilten sogar ihr Essen und ihre Kleidung mit ihnen, und dies zu einer Zeit strenger Rationierungen. Unter nationalsozialistischen Gesetzen stellten alle diese Handlungen Verbrechen dar, die Konzentrationslagerhaft und sogar den Tod hätten zur Folge haben können. Keine dieser Personen erhielt irgendeine materielle Vergütung für das Risiko, das sie einging.

Nach dem Krieg kehrte Janaszewicz nach Polen zurück. Justman und Fuks zogen in die USA, Regina Litman nach Kanada und Ruth Litman nach Schweden.

Am 6. Mai 1980 wurde Wolfgang Neuschmidt, Karl Dickbauer, Erwin Lutz, Rudolf Moser, Anton Dietz, Maria Stocker, Maria Petrykiewicz und Wanda Petrykiewicz von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Olsinger, Hilde

Akte 1244

Hilde Olsinger, geboren in Wien 1898, war Polizistin. Nach dem Anschluss wurde sie zur Post versetzt, weil sie als politisch nicht zuverlässig genug für die Polizeiarbeit eingeschätzt wurde. Während des Krieges wurde ihr Mann zur Wehrmacht eingezogen.

Im Sommer 1943 fragte Professor Hofbauer, ein katholischer Priester und geistiger Führer der Gemeinde, der Olsinger angehörte, wer von den Gemeindemitgliedern bereit sei, Juden zu verstecken, damit sie nicht von den Nazis deportiert würden. Die meisten Gemeindemitglieder hatten Angst. Olsinger hätte gerne geholfen, doch war ihre Wohnung klein und sie hatte zwei Kinder im Schulalter, die sie nicht mit dem Geheimnis belasten wollte.

Professor Hofbauer lud Olsinger ein, Juden zu treffen, mit denen er Kontakt hatte, und machte sie mit Cornelia Storfer und ihrem Mann bekannt. Die beiden Frauen freundeten sich an. Ende August besuchte Olsinger die Storfers, die ihr erzählten, dass sie am nächsten Tag in ein Konzentrationslager deportiert werden sollten. Weil sie keine andere Alternative hatten, bot Olsinger ihnen an, sich in ihrer Wohnung zu verstecken.

Die Storfers versteckten sich vom 3. September 1943 bis Kriegsende in Olsingers Wohnung. Olsinger weihte ihren Mann ein, der ihr Verhalten guthieß, und warnte die Kinder, das Geheimnis nicht zu verraten. Sie teilte die Lebensmittelmarken ihrer Familie mit den Storfers und schränkte ihre sozialen Kontakte ein, um das Risiko einer Entdeckung zu verringern. Wenn Gäste kamen, liess Olsinger sie nur ins Wohnzimmer, während sich die Storfers im Hinterzimmer versteckten.

Als Herr Storfer erkrankte, verwies Professor Hofbauer Olsinger an einen Arzt, der bereit war, im Versteck lebende Juden zu behandeln. Weil der Arzt meinte, Storfer brauche frische Luft, begleitete ihn Olsinger trotz des Risikos zwei- bis dreimal wöchentlich auf Spaziergängen in einem nahegelegenen Park. Bei Luftangriffen auf Wien suchte sie nicht den Luftschutzkeller auf, sondern blieb bei den Storfers, denen sie ihr Versprechen als tiefgläubige Katholikin gab, dass der Schöpfer, der sie zu ihr geschickt hatte, nicht zulassen würde, dass ihre Wohnung getroffen würde.

Eines Tages stand die Gestapo vor Olsingers Tür, da ein Gerücht umging, dass Olsinger in ihrer Wohnung Juden versteckte. Die Storfers schlossen sich im Badezimmer ein, und Olsinger erklärte den Beamten, sie habe Besuch. Die Gestapo-Beamten wollten warten und die Gäste sehen, doch Olsinger protestierte lautstark gegen die Unhöflichkeit, Leute zu stören, die auf der Toilette sind. Letzten Endes bestanden die Beamten nicht auf einer Durchsuchung und verliessen die Wohnung.

Olsinger gefährdete sich, indem sie Juden in ihrer Wohnung versteckte, ein Verbrechen, das zu Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar zum Tod hätte führen können. Die Gefahr wurde noch dadurch erhöht, dass ihre kleinen Kinder ihr Geheimnis jederzeit hätten verraten können, sowie dadurch, dass sie mit Herrn Storfes wegen seines Gesundheitszustandes Spaziergänge machen musste. Sogar als Gerüchte aufkamen, blieb Olsinger unerschütterlich. Sie erhielt keine Bezahlung für ihren Einsatz und teilte ihr eigenes Essen die ganze Zeit über mit den jüdischen Flüchtlingen.

Nach dem Krieg zogen die Storfes nach England, blieben jedoch in Kontakt mit den Menschen, die sie gerettet hatten.

Am 22. Dezember 1977 wurde Hilde Olsinger von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Petrykiewicz, Maria **Petrykiewicz, Wanda**

Akte 1775f

Am 6. Mai 1980 wurde Maria Petrykiewicz und ihrer Tochter Wanda Petrykiewicz von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Neuschmidt, Wolfgang).

Petsche, Roman Erich

Akte 2265

Der Maler Roman Erich Petsche, geboren 1907 in Gottschee (heute Kocevje) in Slowenien, lebte in Ried in Tirol im Westen Österreichs. Während des Krieges war er Offizier bei der Wehrmacht, und im März 1944 besetzte seine Truppe die Stadt Novi-Sad, die seit 1941 unter ungarischer Herrschaft war.

Wie andere Offiziere der deutschen Besatzungsmacht wurde Petsche in der Wohnung einer wohlhabenden jüdischen Familie einquartiert. Petsche war «zu Gast» bei dem Rechtsanwalt Tibor Czarney. Czarney hatte nach dem Einmarsch der Wehrmacht versucht, nach Budapest zu entkommen, war jedoch an der Grenze gefasst und in ein Arbeitslager geschickt worden, aus dem er nie wiederkehrte. Petsche zog bei der Familie ein, die der Anwalt zurückgelassen hatte: Czarneys Eltern, seine Frau Vera, seine fünfjährigen Zwillingstöchter Miriam und Hava und seine Tante Olga, der die Wohnung gehörte.

Am 24. März 1944 erfuhren die Juden von Novi-Sad, dass sie am nächsten Tag in Konzentrationslager deportiert werden sollten. Petsche hörte in der Nacht davon und sagte den Familienmitgliedern, er werde es nicht zulassen, dass die Mädchen deportiert würden. Er sagte der Mutter, sie solle die Kinder anziehen, und brachte sie dann mit dem Dienstmädchen der Familie in einem Militärwagen zum Bahnhof, wo er für alle Fahrkarten nach Budapest löste. An der Grenze gab er das Dienstmädchen für seine Frau und die Mädchen für seine Töchter aus. So

konnte er sie nach Budapest bringen, wo die Mädchen von ihrer Tante in einem Kloster versteckt wurden. Petsche fuhr in der selben Nacht nach Novi-Sad zurück. Er gab der Familie Czarney seine Adresse und sagte ihnen, sie sollten aus dem Zug springen und sich nach Österreich durchschlagen, wo seine Frau sich um sie kümmern würde. Ausser der Grossmutter, die zu krank zum Reisen war, ging der Rest der Familie Czarney auf den Transport mit den Juden von Novi-Sad. Sie sprangen nicht aus dem Zug und kamen nach Auschwitz, wo nur die Tante Olga überlebte.

Petsche kümmerte sich weiterhin um die Grossmutter, die in Novi-Sad zurückgeblieben war. Er brachte sie in ein Krankenhaus in der Stadt und besuchte sie regelmässig, bis sie starb.

Petsche riskierte sein Leben, indem er einer jüdischen Familie half, und vor allem, indem er zwei jüdische Mädchen über die Grenze schmuggelte. Auf diese Verbrechen stand die Todesstrafe. Er erhielt keinerlei Bezahlung für das Risiko, das er auf sich nahm.

Die Zwillinge überlebten und kamen beide nach dem Krieg nach Israel und heirateten. Miriam liess sich in Ramat Gan nieder und Hava im Kibbutz Lahavot Habaschan. Olga Czarney wanderte ebenfalls nach Israel aus, heiratete und lebte in Givatayim.

Am 3. Mai 1982 wurde Roman Erich Petsche von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Pollreiss, Lucia Schauer, Ma-

Akten 2325
2325a

Der jüdische Schneider Max Arnold lebte in Pressbaum bei Wien. Nach dem Anschluss Österreichs 1938 wurde er von einheimischen Nazis verfolgt, und 1942 erhielt er von den Behörden den Befehl, nach Wien zu ziehen und sich bei der jüdischen Gemeinde registrieren zu lassen. Er zog zwar nach Wien, liess sich jedoch nicht registrieren. In Wien heiratete er seine Frau Johanna.

Als die Wiener Juden in die Konzentrationslager deportiert wurden, beschloss Arnold, seine Frau, und seine Schwester Leopoldine Stern, sich nicht zum Transport einzufinden, sondern sich in der Stadt zu verstecken. Auf der Suche nach einem Versteck nahmen sie Kontakt mit der Geschäftsfrau Lucia Pollreiss auf, die sich bereit erklärte, Arnold als Schneider zu beschäftigen und ihnen beim Finden eines Verstecks behilflich zu sein.

Die drei Juden versteckten sich von 1942 bis Kriegsende in Wien. Von September bis April versteckten sie sich in der Wohnung von Maria Schauer, doch im Sommer hatte Schauer regelmässig Besuch von einer prominenten Nationalsozialistin, sodass die Juden nicht bei ihr bleiben konnten. Daher wohnten sie die Sommer über bei Pollreiss, die ihnen nicht nur Unterkunft gewährte, sondern sie auch finanziell unterstützte. Pollreiss' Mann, der beim Militär war und nur auf Urlaub nach Hause kam, verlangte, dass sie aufhörte, Juden zu helfen. Trotz seiner Drohungen setzte sie ihre Aktivitäten fort.

Einmal, als die drei Juden bei Schauer versteckt waren, kam die Polizei, der hinterbracht worden war, dass Schauer die Verdunkelungsvorschriften verletzte. Die Polizisten fragten, ob jemand ausser ihr in der Wohnung lebte, was sie verneinte. Hätte die Gestapo eine Hausdurchsuchung vorgenommen, so hätte sie sofort die Juden entdeckt und als illegale Bewohner identifiziert. Schauer trat jedoch so überzeugend auf, dass die Wohnung nicht durchsucht wurde.

Pollreiss und Schauer gefährdeten sich, indem sie Juden versteckten – ein Verbrechen, auf das Konzentrationslagerhaft stand, was tödlich hätte ausgehen können. Sie erhielten keinerlei Bezahlung und teilten im Gegenteil zu einer Zeit des Mangels ihr eigenes Essen und ihre Kleidung mit den Juden.

Nach dem Krieg blieben alle drei Juden in Wien.

Am 8. Juli 1982 wurde Lucia Pollreiss und Maria Schauer von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Posiles, Edeltrud

Akte 1423

Edeltrud Becher (verheiratete Posiles), eine junge Wienerin, lernte 1936 den tschechischen Staatsangehörigen Walter Posiles kennen und lieben. Die beiden wollten 1938 heiraten, doch nach dem Anschluss war dies unmöglich, weil Posiles unter den Nürnberger Gesetzen als Jude galt und Eheschliessungen zwischen «Ariern» und Juden verboten waren. Posiles floh aus Österreich, zunächst nach Bratislava und später nach Prag. Er hielt den Kontakt zu Becher aufrecht, und den beiden gelang es sogar, einander mehrere Male wiederzusehen.

Im Herbst 1939 erhielt die Gestapo einen anonymen Hinweis auf Bechers «rassenschänderische» Beziehung. Ein Polizist wurde in die Wohnung der Familie Becher geschickt, um der Angelegenheit nachzugehen, doch Edeltrud war glücklicherweise nicht zu Hause. Als ihr klar wurde, dass sie polizeilich gesucht wurde, floh Edeltrud Becher über die Grenze zu ihrer Schwester nach Ungarn, wo sie ca. UÄ Jahre blieb.

Friederike Buchegger (siehe eigenen Eintrag) war mit Walter Posiles befreundet. Als sie von den Schwierigkeiten seiner geliebten Edeltrud hörte, beschloss sie, ihre Verbindungen zu nutzen, um ihr zu helfen. Buchegger wandte sich an eine Freundin, die wiederum einen im Büro der Wiener Gestapo arbeitenden Freund hatte, wo die Klage gegen Becher bearbeitet wurde. Auf Bucheggers Bitte hin vernichtete dieser Freund Bechers Akte sowie die Anzeige. Sobald Buchegger sicher sein konnte, dass der Akt vernichtet war, verständigte sie Edeltrud Becher, die – vermutlich 1941 – nach Wien zurückkehren konnte.

Becher und Posiles hielten den Kontakt weiter aufrecht und beide überquerten mehrmals illegal die Grenze, um einander wiederzusehen. Walter Posiles kam zweimal heimlich zu Besuch. Das Paar brauchte einen Ort, um in Wien zusammen zu sein, und Bechers Tanten, Lydia Matouschek und Olga Holstein (siehe

Eintrag: Matouschek, Lydia) stellten ihnen während dieser beiden illegalen Besuche ein Zimmer ihrer Wohnung für je acht Tage zur Verfügung.

1942, als die tschechischen Juden in Konzentrationslager deportiert wurden, erhielten Walter Posiles und seine Brüder, Hans und Ludwig, Deportationsbefehle nach Theresienstadt. Anstatt diesem Befehl nachzukommen, flohen sie unter Vortäuschung von Selbstmord, damit niemand sie suchen würde. Die Brüder fuhren nach Wien, wo sie von Edlstrud Becher und ihrer Schwester Charlotte Becher (siehe eigenen Eintrag) aufgenommen wurden.



Sie fanden Unterschlupf bei Edlstrud Becher, die sie in der Dachwohnung von Friedrich Kunz, dem Verlobten ihrer Schwester Charlotte, versteckte. Charlotte erzählte Kunz nie, dass seine Wohnung als Versteck für flüchtige Juden diente, weil sie befürchtete, er würde sie anzeigen. Die Wohnung stand fast das ganze Jahr über zur Verfügung, weil Kunz selbst beim Militär war. Wenn er Urlaub hatte, mussten die Schwestern Becher die Brüder Posiles jedoch in andere Verstecke schmuggeln. Charlotte hatte früher ein Zimmer in der Wohnung von Kunz für ihre Schwester gemietet, wo sie Walter Posiles versteckte, wenn Kunz auf Urlaub kam. Seine Brüder kamen in andere Verstecke – Ludwig zu Alois und Josephine Kreiner (siehe Eintrag: Kreiner, Alois; Kreiner, Josephine), während Hans bei Maria Fasching unterkam (siehe Eintrag: Fasching, Maria). Die Brüder blieben von Juni 1942 bis Kriegsende im Versteck.

Die Brüder Posiles zu verstecken war nicht nur gefährlich, sondern auch eine grosse logistische Herausforderung, weil, zu einer Zeit strengster Rationierung, genügend Proviant für die drei Brüder beschafft werden musste. Auch mussten Medikamente für Walter besorgt werden, als er an einer lebensgefährlichen Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankte. Darüber hinaus war es auch physisch nicht leicht, für die versteckten Juden zu sorgen. Die Schwestern kauften Proviant und mussten ihn 183 Stufen zur Dachwohnung hinauftragen. Die Freunde, die den Bechers halfen, die Brüder Posiles zu verstecken, sammelten auch Lebensmittelmarken, versorgten sie mit Proviant und Medikamenten und nahmen Verbindung mit den wenigen Ärzten auf, die bereit waren, versteckte Juden zu behandeln. Es gelang ihnen sogar, einen Personalausweis zu beschaffen, der einem bei einem Unfall umgekommenen tschechischen Staatsbürger gehört hatte. Mit diesem Personalausweis konnte Walter sein Versteck verlassen und sich frei in der Stadt bewegen. Trotz all dieser Hilfeleistungen war die Sorge um die drei

versteckten Brüder hauptsächlich die Aufgabe von Edeltrud Becher mit der Hilfe ihrer Schwester Charlotte. Edeltrud selbst wurde krank und musste ins Krankenhaus, sodass die gesamte Last auf Charlotte fiel. Nachdem sie wieder gesund war, kümmerte sich Edeltrud weiterhin um die versteckten Juden.

Becher war sich des Risikos bewusst, das sie einging, als sie eine romantische Beziehung zu einem Juden aufrechterhielt und jüdische Flüchtlinge versteckte. Sie trug immer Gift bei sich, um Selbstmord begehen zu können, sollte sie gefasst werden. Trotz der Gefahr stellte Becher auch Anti-Nazi-Flugblätter her, welche Walter an verschiedenen Orten in der Stadt aufgab.

Hans Posiles, einer der Brüder, kam kurz vor Kriegsende bei einem Bombenangriff ums Leben. Nach dem Krieg heirateten Walter Posiles und Edeltrud Becher, liessen sich jedoch 1962 scheiden. Beide blieben in Österreich, ebenso Ludwig Posiles.

Am 26. Oktober 1978 wurde Edeltrud Posiles von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Potesil, Maria

Akte 1400

Maria Potesil, geboren 1894 in Wien, hatte ihren Mann im Ersten Weltkrieg verloren. Sie lebte mit ihren beiden Kindern in Wien. 1927 wurde ihr vom Sozialamt ein zweieinhalb jähriges Pflegekind anvertraut. Die Stadt blieb der gesetzliche Vormund des Jungen, der Kurt Martinetz hiess.

Als er das Schulalter erreichte, erfuhr Potesil, dass Kurts Vater Jude war. Trotzdem kümmerte sie sich weiterhin um Martinetz, obwohl er kränklich war und besonders pflegebedürftig. 1938, nach dem Anschluss, traten die Nürnberger Rassengesetze in Kraft. Der vierzehnjährige Martinetz durfte nicht mehr die Schule besuchen. Gleichzeitig stellte die Stadt Wien das Pflegegeld ein, das zuvor an Potesil gezahlt worden war.

Potesil kämpfte darum, zum gesetzlichen Vormund von Martinetz ernannt zu werden. Diesen Kampf setzte sie auch fort, als er mit den übrigen jüdischen Kindern der Stadt deportiert werden sollte. Ihre Zuneigung zu dem Kind störte die Gestapo und Potesils Nachbarn, die ihr das Leben schwer machten, sie beleidigten und sie wie eine Ausgestossene behandelten.

1939 erhielt Potesil endlich die Vormundschaft für Martinetz. Wegen ihrer Beziehung zu dem jüdischen Kind musste sie ihre Wohnung aufgeben und mit Martinetz in den Zweiten Bezirk ziehen – die einzige Gegend Wiens, wo Juden leben durften. Alle Einschränkungen, die für Juden galten, galten auch für sie. Sie musste einen Davidstern an der Wohnungstür haben und konnte nur in Läden einkaufen, die an Juden verkauften. Jedesmal, wenn sie mit ihrem Schützling auf der Strasse ging, erregte sie Verdacht und wurde regelmässig von Passanten belästigt, die davon ausgingen, dass es sich bei einer «Arierin», die neben einem Juden ging, nur um eine «Rasseschänderin» handeln konnte.

In dem Gebäude, wo sie nun lebten, gab es viele Wohnungen, wo Juden lebten. Diese Juden wurden allerdings bald deportiert und ihre Wohnungen an Per-

sonen vergeben, die den Nazibehörden nahestanden. Diese neuen Nachbarn machten Potesil ebenfalls das Leben schwer. Einige von ihnen, darunter die Hausmeisterin, zwangen Potesil, ihnen «Geschenke» zu machen. Eine weitere Nachbarin nutzte ihre Beziehungen zur SS, um Potesil unter Druck zu setzen und erpresste regelmässig Geld und Kleidung von ihr. Als die Luftangriffe auf die Stadt Wien begannen, war es Potesil verboten, mit ihrem jüdischen Sohn den Luftschutzkeller zu betreten. Daher zog sie es vor, mit ihm in der Wohnung zu bleiben und das Beste zu hoffen.

Potesil tat alles, was sie konnte, damit Martinetz nicht als «Volljude» galt, sondern als «Mischling ersten Grades» anerkannt wurde, was ihn vor der Deportation bewahrt hätte. Sie gab sogar ihre tschechische Staatsbürgerschaft auf und nahm die deutsche an, um sich mit ihrem Anliegen direkt an Adolf Hitler wenden zu können. Doch alle ihre Anträge wurden ohne Erklärung abgelehnt.

Im September 1944 wurde Martinetz von der Gestapo verhaftet und in die Kleine Sperlgasse 2a gebracht, eine ehemalige Schule, wo nun Personen vor der Deportation untergebracht waren. Martinetz sollte nach Theresienstadt deportiert werden, doch Potesil wandte sich sechs Wochen lang an jede nur mögliche Behörde mit der Bitte, ihr den Jungen zurückzugeben. Am Ende wurde ihrer Bitte stattgegeben. Nach seiner Entlassung versteckte Potesil Martinetz sofort bei Freunden, damit die Gestapo ihn nicht nochmals verhaften könnte. Da seine Gesundheit während der Haft gelitten hatte, fand sie auch einen Arzt, der bereit war, sich im Versteck um ihn zu kümmern.

Potesil gefährdete sich, indem sie ein jüdisches Kind versteckte, ein Verbrechen, das Konzentrationslagerhaft und sogar den Tod hätte nach sich ziehen können. Weil sie den Jungen schützen wollte, hatte sie viel zu leiden und nahm Demütigungen hin. Ihre finanzielle Situation war schwierig wegen der vielen Ausgaben für Martinetz, der als Jude nicht arbeiten durfte. Ihre finanzielle Situation verbesserte sich auch nach dem Krieg nicht und wurde sogar noch schlechter, weil sie ihre tschechische Staatsbürgerschaft für die deutsche eingetauscht und somit den Anspruch auf Witwenrente verloren hatte. Sie musste achtzehn Monate um die Wiedereinsetzung der Rente kämpfen. Sie verklagte auch die Stadt Wien, um rückwirkende Zahlungen für die Jahre zu beziehen, in denen sie kein Pflegegeld erhalten hatte. Diese Klage blieb jedoch erfolglos.

Nach dem Krieg blieb Martinetz in Wien, wo er ein Geschäft gründete.

Am 19. Juni 1978 wurde Maria Potesil von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Pscheidt, Johann

Akte 0002

Johann Pscheidt kam in Rädäuti in der Nähe von Czernowitz zur Welt, ein Gebiet, das damals zu Rumänien gehörte und später an die Ukraine fiel. Pscheidt war Volksdeutscher, und diese Tatsache trug bedeutend zu seinen Möglichkeiten bei, Juden in den während des Krieges von Deutschland besetzten Ländern zu helfen.

Anfang der 1930er Jahre war Pscheidt Bauunternehmer in Czernowitz. Ohne zu sagen, wer er war, half er armen Juden der Stadt mit Nahrung und Geld. Er unterstützte vor allem die jüdischen Arbeiter, die er anstellte und überdurchschnittlich bezahlte. Für zwei dieser Arbeiter tat er sogar noch mehr: Er machte ihre Auswanderung ins damalige Palästina möglich, weil die Arbeiter sich die Reise nicht leisten konnten.

1940 wurde Czernowitz von der Sowjetunion annektiert. Als Teil des Abkommens mit Deutschland mussten die Volksdeutschen der Region in Gebiete ziehen, die damals zu Deutschland gehörten. Als Kompensation für ihren Besitz, der in der Sowjetunion zurückblieb, erhielten die Volksdeutschen jüdischen Besitz, den das Deutsche Reich konfisziert hatte. Auf diese Weise kam Pscheidt 1941 in die Provinz Zagłębie im Westen Polens (1939 von Deutschland annektiert). Dort ernannten ihn die deutschen Behörden zum Treuhänder einiger Fabriken, die früher Juden gehört hatten.

In Fabriken, die von Treuhändern verwaltet wurden, war es – im Gegensatz zu Fabriken in Privatbesitz – nicht erlaubt, Juden zu beschäftigen. Petsch wollte jedoch Juden helfen, und bei seiner Ankunft suchte er nach Wegen, Juden in seinen Fabriken zu beschäftigen, um ihre Deportation in die Konzentrationslager hinauszuzögern.

Eine der Fabriken, die Pscheidt verwalten sollte, war eine Seifenfabrik in der nahegelegenen Stadt Będzin. Die Fabrik hatte früher dem Vater eines der Mitglieder der zionistischen Bewegung von Będzin gehört. Auf diese Weise stellte Pscheidt Kontakt zur Widerstandsbewegung her, welche ihm Juden mit gefälschten Papieren schickte, die er dann einstellen konnte. Anfang 1943 wurden die Juden der Gegend in Ghettos konzentriert. Pscheidt vereinbarte mit der Widerstandsbewegung, dass die von ihm geleitete Schuhcremefabrik, die nur wenige Meter vom Będziner Ghetto entfernt lag, als Zentrale für Rettungsaktionen dienen würde. Mitglieder des Widerstands verwandelten den Dachboden dieser Fabrik in ein Versteck mit Geheimeingang. Pscheidts privates Büro wurde zur Fälscherwerkstatt, die Ausweise und Gebührenmarken herstellte.

Ende Juli 1943 umzingelten die Deutschen das Ghetto, um es zu zerstören. Einigen Mitgliedern der Widerstandsbewegung gelang die Flucht. Pscheidt erwartete sie am Eingang der Fabrik und versteckte sie schnell auf dem Dachboden. Um die fünfzig Personen waren vier Monate lang auf dem Dachboden versteckt. Während des gesamten Zeitraums versorgte Pscheidt sie alle mit Nahrung, die er auf dem Schwarzmarkt kaufte. Für die Flüchtlinge wurden nach und nach andere Verstecke gefunden. Pscheidt verabschiedete sich von jedem von ihnen mit Geschenken wie Geld, Gold, Nahrung und Kleidung. Auch sprach er ihnen Mut zu, damit sie die vor ihnen liegenden Schwierigkeiten besser überstanden.

Pscheidt ging in seinen anderen Fabriken in der Provinz Zagłębie ähnlich vor. Anfang August 1943 wurde das Ghetto von Sosnowiec aufgelöst. Pscheidt versteckte Juden, die aus dem Ghetto in seine nahegelegene Fabrik rannten. Er nutzte seine Beziehungen, um für diese Juden andere Verstecke zu finden, und gab jedem Geld, Nahrung, Kleidung und ermutigende Worte mit auf den Weg.

Weg. In seiner Fabrik in Zawiercie versteckte Pscheidt Juden, die den «Aktionen» entkommen waren. Während der endgültigen Zerstörung des Ghettos von Zawiercie floh Fela Trajman, ein Mitglied der Untergrundbewegung, in Pscheidts Fabrik, wo sie während der Arbeitszeit eintraf. Pscheidt nahm sie auf, obwohl einige seiner Arbeiter drohten, ihn anzuzeigen. Pscheidt liess sich nicht einschüchtern und verneinte, dass Trajman Jüdin war, und versteckte sie und andere Juden weiterhin. Als das Versteck in der Fabrik zu überfüllt war, fand Pscheidt Arbeit für Trajman, die mit seiner Sekretärin in seiner Fabrik in Będzin arbeitete. Ehe sie sich auf den Weg nach Będzin machte, gab ihr Pscheidt Nahrung und Geld, legte einen Goldring und eine Kette ab und gab sie ihr.

Pscheidt gab Mitgliedern des Widerstands die Adresse seiner in Wien lebenden Schwester. Einige von ihnen kamen nach Wien und fanden bei ihr Asyl. Er selbst kam gelegentlich zu Besuch und brachte den jüdischen Flüchtlingen Kleidung und Geld.

Nach dem Krieg nahmen Pscheidt und seine Familie weiter am Kampf gegen die Nazis teil. Im Rahmen der Bemühungen, Adolf Eichmann aufzufinden, wurde seine Nichte als Hausmädchen zu Frau Eichmann geschickt, um Informationen zu sammeln.

Johann Pscheidt riskierte viele Male sein Leben, sowohl durch seine Zusammenarbeit mit dem jüdischen Widerstand als auch dadurch, dass er flüchtige Juden versteckte. Wäre er gefasst worden, hätte dies die Todesstrafe bedeutet. Er erhielt keine Bezahlung und gab grosse Summen seines Privatvermögens aus, um den von ihm versteckten Juden zu helfen.

Am 22. Oktober 1963 wurde Johann Pscheidt von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Reinhard, Kurt

Akte 2012

Der Wiener Kurt Reinhard war begeisterter Hobbyfotograf. Bei der Wehrmacht war er stellvertretender Zahlmeister in der Stadt Tarnów im besetzten Polen. Dort freundete er sich mit Elieser Thum (Thom) an, ein Jude, der im Geschäft für Fotobedarf seiner Familie arbeitete. Reinhard besuchte Thum viele Male zu Hause und brachte Essen mit, das in der besetzten Stadt immer schwieriger zu beschaffen war. Er freundete sich auch mit dem Rest der Familie an, sowie mit Thums Verwandten, den Scharfs. Reinhard half seinen jüdischen Freunden auf verschiedene Weisen. Unter anderem überbrachte er heimlich Geld an ein Mitglied der Familie Scharf. Dieser Mann hatte früher ein Fotogeschäft in der Stadt Katowice besessen, das von den Deutschen konfisziert worden war (das Geld stammte von einem langjährigen Angestellten, der seinem ehemaligen Chef in seinem Unglück helfen wollte).

1940 zog die Einheit von Reinhard aus Tarnów ab und war 1941 in Frankreich stationiert. Dort hörte Reinhard von dem Plan, alle Juden in Konzentrationslager zu deportieren, und schickte einen dringenden Brief an seine jüdischen Freunde

in Tarnów. Er fuhr auch eigens nach Tarnów, um sie zur Flucht und zur Vorbereitung von gefälschten Dokumenten aufzufordern.

Reinhard war wieder in Tarnów, als seine Einheit 1941 auf dem Weg zur russischen Front war, und nochmals im April 1942, im Rahmen eines Transports kranker und verwundeter Soldaten von der russischen Front zurück ins Reich. Er brachte seinen jüdischen Freunden etwas Essen und versprach, zurückzukommen und ihnen zu helfen, sobald er sich von seiner Krankheit erholt hatte. Er kam tatsächlich im Juni 1942 zurück nach Tarnów, kurz bevor die Massendepotierung der Tarnówer Juden in die Todeslager begann. Als er Tarnów nach diesem Besuch verliess, nahm er zwölf Juden mit gefälschten Papieren mit, darunter seinen Freund Thum und dessen Verwandten Mitglieder der Familie Scharf. Reinhard brachte sie nach Krakau, wo sie untertauchten. Als sie im Versteck in Krakau waren, wurde einer von ihnen – Romek Scharf – von der Gestapo gefasst. Reinhard, der inzwischen aus dem Wehrdienst entlassen worden war und als Elektroingenieur bei Siemens in München arbeitete, wurde dringend nach Krakau gerufen. Dort gelang es ihm, Scharfs Freilassung zu erwirken, indem er behauptete, bestimmte fotografische Arbeiten zu benötigen, die nur Scharf ausführen konnte.

Nach diesem Ereignis entschied Reinhard gemeinsam mit den Juden, denen er geholfen hatte, dass es zu gefährlich war, in Krakau zu bleiben. Die Nazis stellten damals Arbeitseinheiten aus der Bevölkerung der besetzten Länder zusammen. Reinhard gelang es, seine Freunde zur Zwangsarbeit nach Deutschland verpflichtet zu lassen. Ab April 1943 erhielten alle Juden, denen Reinhard geholfen hatte, und auch einige ihrer Freunde, den Befehl, sich zu kriegswichtiger Arbeit für das Reich einzufinden. Auf diese Weise hatten sie die Möglichkeit, legal aus Krakau auszureisen, und Reinhard besorgte ihnen Arbeit an verschiedenen Orten in Österreich und Deutschland, vor allem in der Gegend von München, wo er lebte. Wenn ihre Arbeit zu hart war, sorgte Reinhard dafür, dass sie eine andere Aufgabe zugeteilt bekamen. Als die Luftangriffe auf München begannen, sorgte er dafür, dass die Juden in Dörfern ausserhalb der Stadt eingesetzt wurden.

Reinhard gefährdete sein Leben, indem er Juden half, sich zu verstecken. Auf dieses Verbrechen stand im besetzten Polen die Todesstrafe. Das Risiko wurde dadurch vergrössert, dass er sich bemühte, Arbeit für sie zu finden und ihnen leichtere Aufgaben zuteilen zu lassen. Reinhard erzählte mehrfach Lügen über seine jüdischen Freunde und behauptete, sie seien deutschstämmig (deswegen erhielten sie verbesserte Arbeitsbedingungen). Er erhielt nicht nur keinerlei Bezahlung für seine Aktivitäten, sondern hatte grosse Auslagen, weil er den Juden Nahrung kaufte. Er beschaffte sogar teure und schwer aufzutreibende Artikel wie Schokolade, welche er benutzte, um diverse Beamten zu bestechen, deren guter Wille notwendig war, damit die Juden Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigungen erhielten.

Die meisten von Reinhard geretteten Juden wanderten nach dem Krieg nach Israel aus, einer ging in die USA. Elieser Thum befasste sich weiterhin mit Fotografie und wurde der Leiter des Fotolabors am Weizmann-Institut in Rehovot, Israel.

Am 18. Februar 1981 wurde Kurt Reinhard von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Saldier, Maria

Akte 1390

Maria Saidler war verwitwet und arbeitete in den 1930er Jahren als Köchin für die Wiener jüdische Familie Fleischner. Nach dem Anschluss verschlechterte sich deren finanzielle Situation, sodass sie sich keine Köchin mehr leisten konnten. Zur selben Zeit wurde Frau Fleischner krank. Saidler hatte ein enges Verhältnis zu ihren Arbeitgebern und bot sich an, der Familie ohne Bezahlung zu helfen. Später, als die Behörden ihr untersagten, in einem jüdischen Haushalt zu leben, zog Saidler in ihre eigene Wohnung, doch half sie den Fleischners auch weiterhin.

Als die Fleischners im Oktober 1942 nach Osten deportiert werden sollten, versuchte Saidler sie zu retten, indem sie ihnen anbot, sich in ihrer Wohnung zu verstecken. Die Fleischners lehnten ab und meinten, Saidlers Wohnung sei zu klein für zwei Flüchtlinge. Sie wurden nach Theresienstadt gebracht, wohin Saidler ihnen regelmässig Pakete schickte. 1944 wurden die Fleischners nach Auschwitz deportiert und kamen dort um.

Nachdem die Fleischners ihr Angebot, sie zu verstecken, nicht angenommen hatten, half Saidler einer anderen jüdischen Frau, einer Witwe namens Anna Sommer (geb. Schaffer). Sommer lebte in einem jüdischen Frauenheim, und als die Nazis kamen, um die Insassinnen zu deportieren, floh sie, wie im Voraus geplant, zu Saidlers Wohnung. Dort hielt sie sich nur nachts auf. Die Tage verbrachte sie bei einer «halbjüdischen» Freundin, die nicht deportiert worden war, aber gezwungen wurde, Näharbeiten zu machen. Sommer half ihrer Freundin bei diesen Näharbeiten und half ihr so, ein wenig Geld zu verdienen, um die Kriegsjahre zu überstehen. So lebte Sommer bis Kriegsende.

Saidler gefährdete sich, indem sie eine Jüdin bei sich zu Hause versteckte. Auf dieses Verbrechen stand Konzentrationslagerhaft, was zum Tode hätte führen können. Sie erhielt keinerlei Bezahlung und teilte drei Jahre lang ihre Lebensmittelrationen mit der von ihr geretteten Frau.

Der Sohn der Fleischners zog nach Sheffield in England, wo er seinen Namen in Fleming änderte. Anna Sommers Tochter, Therese, verliess Wien 1933 und verbrachte die Kriegsjahre in Iran, wo sie für eine britische Finanzorganisation arbeitete. Nach dem Krieg kehrte sie nach Wien zurück.

Am 31. Mai 1978 wurde Maria Saidler von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Am 8. Juli 1982 wurde Maria Schauer von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Pollreiss, Lucia).

Schmid, Anton

Akte 0055

Anton Schmid kam 1900 in Wien zur Welt, wo er ein Geschäft für technische und elektronische Bedarfsgegenstände und Radiozubehör hatte. Er war verheiratet und Vater einer Tochter. Nach dem Anschluss im Jahr 1938 half Schmid jüdischen Bekannten, die tschechische Grenze zu erreichen und zu fliehen.

1941 war Schmid im Rahmen seines Militärdienstes in Wilna im besetzten Litauen stationiert. Er hatte den Rang eines Feldwebels und kommandierte eine Versprengten-Sammelstelle, die Soldaten, die ihre ursprünglichen Einheiten verloren hatten, neuen zuteilte. Schmid's Einheit befand sich in der Nähe des Bahnhofs und hatte drei Gebäude zur Verfügung. Im Keller dieser Gebäude befanden sich verschiedene Werkstätten, wo jüdische und nichtjüdische Zwangsarbeiter eine Werkstatt für Metallarbeiten, eine Polsterei, eine Schusterwerkstatt und eine Schneiderei betrieben.

Schmid begann den Juden des Wilnaer Ghettos zu helfen. Er stellte in seinem Wehrmachtbüro Juden ein, die gefälschte Papiere hatten. Für einige von ihnen beschaffte er persönlich Uniformen und gefälschte Papiere. Er erlaubte seinen jüdischen Arbeitern, Essen ins Ghetto zu schmuggeln, und begleitete sie gelegentlich selbst bis ins Ghetto, damit die Wachen am Eingang die Lebensmittel nicht konfiszierten. Auch half er Juden, aus Wilna in andere polnische Städte zu fliehen.

Nach «Aktionen» (bei denen Juden zusammengetrieben und deportiert wurden) und nach den Massakern im Wald von Ponary, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1941 stattfanden, bemühte sich Schmid umso mehr, Juden zu retten. Während dieser Zeit war er in der Lage, der Ex-Frau eines seiner Freunde aus Österreich zu helfen, der Opernsängerin Anita Adler. Diese war mit ihrem neuen Ehemann, dem jüdischen Dichter und Journalisten Hermann Adler, einem Mitglied der zionistischen Partei «Poalei Zion», aus der Tschechoslowakei nach Wilna gekommen. Anita Adler traf Schmid in Wilna auf der Strasse und erzählte ihm, dass ihr Mann entführt worden war und nun im Wilnaer Lukiszki-Gefängnis inhaftiert war, von wo aus die Häftlinge nach Ponary geschickt wurden. Schmid nutzte seinen Einfluss, damit Adler aus dem Gefängnis entlassen wurde. Danach liess er das Paar in einem Versteck leben, das er in seinem Büro eingerichtet hatte.

Adler war mit Mitgliedern der zionistischen Pionier-Organisationen in Wilna bekannt, die sich auf den Widerstand gegen das Naziregime vorbereiteten. Im November 1941 machte Adler Schmid mit Mordechai Tenenbaum (Tamaroff) bekannt, dem Führer der «Hechalutz-Hatza'ir-Dror»-Gruppe. Schmid und Tenenbaum wurden Freunde. Schmid erzählte Tenenbaum, dass er einmal in Palä-

stina gewesen war und den zionistischen Gedanken befürwortete. Die beiden arbeiteten einen Plan aus, um Juden aus Wilna heraus und in Booten nach Skandinavien zu bringen. Obwohl dieser Plan nie zur Durchführung gelangte, war Schmid eine grosse Hilfe für die zionistischen Pioniergruppen im Widerstand und versteckte während besonders gefährlicher Zeiten Aktivisten in seiner Wohnung.

Damals wollten viele Juden aus Litauen, und vor allem aus Wilna, an Orte fliehen, die als sicherer galten. In Bialystok beispielsweise gab es viele Fabriken, welche Ausrüstung für die Wehrmacht herstellten und wo Juden Arbeit finden konnten, und in Woronowo und Lida (südlich von Wilna) waren die Juden noch nicht ghettoisiert. Schmid benutzte Militärlastwagen, die seiner Einheit gehörten, um Juden an diese Orte zu bringen, wobei die Lastwagen Schilder trugen, auf denen es hiess, dass sie explosives Material transportierten, damit sie nicht von Grenzbeamten oder Soldaten an Strassensperren kontrolliert würden. Anfangs wurden fünf oder sechs Juden in jedem Lastwagen verschickt. Später wuchs diese Zahl auf zwanzig bis dreissig per «Lieferung». Gewöhnlich kamen die Juden allein zu Schmid's Einheit, und er versteckte sie bis zur «Reise». Allerdings gab es auch Fälle, in denen Schmid selbst ins Ghetto ging, um Juden herauszuholen, die in Gefahr waren, deportiert zu werden. In einem dieser Fälle kam Schmid an einen Ort in der Nähe von Wilna, wo Juden Torf stachen, und nahm sie in seinem Lastwagen mit. Die Juden, die Schmid's Angebot nicht angenommen hatten, blieben zurück und kamen um. Im September 1941 wurden die Juden von Wilna in zwei Gruppen eingeteilt. Nichtarbeiter, die für die Deportation vorgesehen waren, erhielten weisse Papiere, Arbeiter und ihre Familien gelbe. Schmid zog so viele Juden wie möglich zur Arbeit in seiner Einheit heran, sodass sie als Arbeiter gelten und gelbe Papiere erhalten würden. Bei denen, die er heranzog, waren auch arbeitsunfähige Juden. Er benutzte seinen Lastwagen, um einige Juden mit weissen Papieren nach Belarus zu schmuggeln.

Es gelang Schmid, die Entlassung von Juden zu erreichen, die im Lukiszki-Gefängnis sassen, weil sie angeblich dringend in seiner Einheit benötigt wurden. Er liess auch Nahrung und Proviant ins Ghetto bringen und versteckte Juden in den Kellern von Gebäuden, für die er verantwortlich war. Wenn er im Voraus von «Aktionen» wusste, warnte er die Juden.

Ende 1941 begannen die zionistischen Pioniergruppen von Wilna, organisierte Gruppen ihrer Mitglieder unter anderem nach Warschau und Bialystok zu schicken, um von dem Massaker in Ponary zu berichten und beim Aufbau von bewaffneten Widerstandszellen behilflich zu sein. Diese Pläne hätten ohne Schmid's Hilfe nicht ausgeführt werden können. Im Dezember 1941 schickte er einen Lastwagen mit einer Delegation von vier Mitgliedern der Pioniergruppen nach Warschau. Sie hatten den Auftrag, den Kontakt mit der jüdischen Führung zu erneuern und Informationen über die Zerstörung der jüdischen Gemeinden in Wilna und Litauen weiterzuleiten. Anfang Januar 1942 brachte er vierzehn Mitglieder der Hechalutz-Hatza'ir-Dror-Gruppe nach Bialystok, wo sie den Kern einer Pioniergruppe unter Tenenbaums Führung bildeten, der ebenfalls nach Bialystok gezogen war.

In der zweiten Januarhälfte 1942 wurde Schmid gefasst, anscheinend nachdem die Deutschen im Ghetto von Lida Wilnaer Juden aufgegriffen und sie befragt hatten, wie sie dort hingekommen waren. Er wurde vor ein Militärgericht in Wilna gestellt und zum Tode verurteilt. Am 13. April 1942 wurde er erschossen.

Hermann Adler zog nach dem Krieg mit seiner Frau in die Schweiz, wo er ein bekannter Dichter wurde.

Am 22. Dezember 1966 wurde Anton Schmid von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Schreiber-Freissmuth, Rosa

Akte 7531

Rosa Freissmuth (verheiratete Schreiber) kam 1913 in Graz zur Welt. Sie war Inhaberin einer Apotheke im Dorf Neuhaus am Klausenbach, in der Nähe von Kalch im Burgenland im Südwesten Österreichs. Während des Krieges war sie in der Lage, einigen Juden das Leben zu retten, die im nahegelegenen Arbeitslager von Neuhaus inhaftiert waren.

Einer der Juden, denen Freissmuth half, war Alan Braun (später Alan Andrew Braun). Braun stammte aus Miskolc in Ungarn. Während des Krieges wurde Brauns Vater zu einem Arbeitsbataillon eingezogen, während der Rest der Familie im Ghetto leben musste, das 1944 in Miskolc errichtet wurde. Im Mai des gleichen Jahres wurde Braun ebenfalls zu einer Arbeitsbrigade eingezogen, obwohl er erst sechzehn Jahre alt war. Einen Monat später wurde der Rest seiner Familie mit einem Transport aus dem Ghetto nach Auschwitz deportiert.

In der Arbeitsbrigade traf Braun seinen Vater wieder. Zusammen wurden sie bei verschiedenen Projekten in Ungarn eingesetzt. Im Dezember 1944 wurden sie nach Österreich geschickt, als Teil einer «Schenkung» von jüdischen Arbeitern, die die ungarische Regierung dem Deutschen Reich machte. Die Brigade wurde in das Arbeitslager Neuhaus geschickt, wo sie Befestigungen bauen und Panzergräben ausheben musste, im Rahmen des Baus einer Verteidigungslinie gegen die vorrückende Rote Armee.

Im Februar erkrankten Braun und sein Vater an Typhus. Brauns Vater ging es so schlecht, dass er das harte Brot nicht essen konnte, das an die Häftlinge verteilt wurde, und Braun wusste, dass er ohne Behandlung sterben würde. Eines Nachts schlich sich Braun aus dem Lager in das benachbarte Dorf Neuhaus am Klausenbach, wo er an die Tür der Apotheke von Freissmuth klopfte. Bei Brauns Ankunft befand sich ein SS-Mann in der Apotheke und Freissmuth, die Braun wegen seiner Lageruniform sofort als entflohenen jüdischen Häftling erkannte, zog ihn hinein und versteckte ihn in einem anderen Zimmer, bis der Wachmann ging. Nachdem es sicher war, kehrte sie zu Braun zurück, und nachdem sie vom Zustand seines Vaters gehört hatte, gab sie ihm Weissbrot und einen Vorrat an Medikamenten.

Von da an bis zum Kriegsende versorgte Freissmuth Braun mit Nahrung und Medikamenten, welche sie in der Nähe der Apotheke im Schnee versteckte (die

Insassen des Lagers kamen täglich auf dem Weg zur Arbeit an der Apotheke vorbei). Später fand Braun heraus, dass Freissmuth auch anderen jüdischen Häftlingen geholfen hatte.

Freissmuth gefährdete sich, indem sie Juden half. Auf dieses Verbrechen stand Konzentrationslagerhaft, was zum Tode hätte führen können. Sie erhielt keinerlei Bezahlung und gab beträchtliche Summen für die Nahrung und die Medikamente aus, die sie zu den Gefangenen schmuggelte.

Brauns Vater starb einen Tag nach der Befreiung und wurde in der Nähe des Dorfes begraben. Braun selbst zog nach Kanada, wo er heiratete und eine Familie gründete.

Am 13. März 1977 wurde Rosa Schreiber-Freissmuth von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Semrad, Ludwig Semrad, Wanda

Akte 1531

Der in Wien wohnhafte Ludwig Semrad wurde 1907 in Teschen (heute Cieszyn in Polen) geboren. Im Juni 1941, zur Zeit der Naziherrschaft in Ostgalizien, wurde er zum Verwalter einer Tabak- und Zigarettenfabrik in Jagielnica bei Czortkőw ernannt, die von der Besatzungsmacht übernommen worden war.

Ludwig und seine Frau Wanda, eine Polin aus Krakau, behandelten Juden gut. Als Ludwig zum Leiter der Fabrik ernannt wurde, liess er den technischen Leiter, Reuven Wolkowicz, sein Amt weiter ausüben, obwohl er Jude war. Als im Sommer 1942 die erste «Aktion» stattfand (bei der die Juden zur Deportation zusammengetrieben wurden), ging Wanda in die Stadt und suchte Wolkowicz's Frau Bella. Sie rettete sie vor der Deportation, indem sie sie in die

Fabrik brachte, obwohl die Strassen voller Gestapo-Agenten und Ukrainern auf der Suche nach Juden waren.

Nachdem sie Bella Wolkowicz vor dem Transport gerettet hatten, beschloss das Ehepaar, mehr Juden auf jede nur mögliche Weise zu helfen. Sie nahmen an die fünfzig jüdische Arbeiter auf (darunter die Frau von Wolkowicz und die drei Kinder des Paares) und setzten sie bei diversen Arbeiten ein, die nicht wirklich



notwendig waren. Sie waren in Hütten unter relativ guten Bedingungen untergebracht, durften in der Fabrikantone essen und wurden sogar für ihre Arbeit bezahlt.

Mehrmals kamen Gestapo-Agenten zur Fabrik und verlangten, dass die Juden freigestellt würden, damit sie in Arbeitslager geschickt werden konnten. Ludwig Semrad behauptete, die jüdischen Arbeiter seien unerlässlich für die Produktion (was in den meisten Fällen nicht zutraf), und weigerte sich, sie gehen zu lassen. Es wurde grosser Druck auf ihn ausgeübt, damit er die Deportation der Juden zuliesse, doch er weigerte sich standhaft und bestach einige der Gestapo-Männer, um die Juden vor der Deportation zu retten. Das Ehepaar half auch Polen, die von den Behörden gesucht wurden, und Wanda arbeitete mit dem polnischen Untergrund zusammen.

Im Juni 1944 begann die Gestapo Ludwig Semrad zu verfolgen, weil er Juden und Polen half. Dies brachte ihm hohen materiellen Schaden, und er hatte zu leiden, da er wiederholt zu seinen Aktivitäten verhört wurde. Er liess sich jedoch nicht davon abbringen, weiterhin verfolgten Juden und Polen zu helfen.

Die Semrads gefährdeten sich, indem sie Juden halfen. Sie erhielten keine finanzielle Entschädigung für ihre Aktivitäten und gaben sogar grosse Summen aus, um dutzende von Juden in der Fabrik zu versorgen, die keinen echten Beitrag zur Produktion leisteten. Darüber hinaus hatten sie wegen der Verhöre und der Verfolgung durch die Behörden zu leiden.

Nach dem Krieg blieben die Semrads in Polen und wurden für den ihnen entstandenen Schaden entschädigt. Sie zogen später nach Fuschl in Salzburg und dann nach Wien, wo Ludwig Semrad Bankdirektor wurde. Die Familie Wolkowicz zog nach Israel.

Am 11. Januar 1979 wurde Ludwig Semrad und seiner Frau Wanda Semrad von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Smejkal, Paula

Akte 1132

Paula Smejkal lebte in den 1930er Jahren in Wien. Nach dem Anschluss 1938 floh sie mit ihrem jüdischen Verlobten Franz Kraus nach Haarlem in Holland, in der Hoffnung, dass sie dort heiraten könnten. Nachdem sie keine Heiratserlaubnis bekommen hatten, machte das Paar Pläne, nach England zu fahren. Dann gebar Smejkal eine Tochter namens Gertrude, und die Deutschen besetzten die Niederlande. Kraus wurde in das Konzentrationslager Mauthausen gebracht, und Smejkal blieb allein mit dem Baby.

Obwohl sie von ihrem Verlobten getrennt war, hatte Smejkal bald Gelegenheit, anderen Opfern der Naziverfolgung zu helfen. Im September 1942 wurde sie gebeten, zwei jüdische Mädchen aufzunehmen, die Töchter der Familie Friedmann, die 1933 mit vier Kindern aus Berlin nach Amsterdam geflohen war. Ein niederländischer Freund der Friedmanns, Dr. H.A. Trampusch (siehe eigenen Eintrag im Band Niederlande) hatte vorgeschlagen, dass die Kinder bei hol-

ländischen Familien untergebracht würden. Die Friedmanns stimmten jedoch nur zu, ihre beiden kleinen Töchter, Fanny (geb. 1936) und Esther (geb. 1938) ins Versteck zu schicken. Es brach ihnen das Herz, sich von ihren Töchtern zu trennen, doch sie stimmten zu, weil sie sich der Gefahr der Deportation bewusst waren. Dr. Trampusch brachte die Mädchen bei Smejkal unter. Darüber hinaus wurde ihr auch die Pflege eines geistig behinderten Jungen aus einer anderen jüdischen Familie anvertraut.



Weil es zu gefährlich war, so viele Kinder bei Smejkal zu lassen, wurde Fanny Friedmann – die sehr jüdisch aussah – nach einem Jahr mit Hilfe des holländischen Widerstands nach Tegelen zur Familie Weinen (siehe eigenen Eintrag im Band Niederlande) gebracht. Smejkal sorgte bis zum Winter 1944/45 weiterhin für Fannys Schwester Esther und den Jungen. In diesem Hungerwinter wurden viele holländische Stadtkinder aufs Land geschickt. Der Widerstand nutzte die Gelegenheit und schickte jüdische Kinder gemeinsam mit den nicht jüdischen holländischen Kindern aufs Land. Auf diese Weise verliessen die beiden jüdischen Kinder Smejkal's Haus. Esther wurde von der Familie Twynstra-Zwolle (siehe eigenen Eintrag im Band Niederlande) aufgenommen, die in dem Dorf Sneek in Friesland lebten. Im Mai 1946 wurde sie von Familienmitgliedern abgeholt, die aus der Schweiz kamen. Die Eltern der Schwestern Friedmann kamen mit ihren Geschwistern und allen Verwandten, die mit ihnen aus Deutschland nach Holland geflohen waren, im Krieg um.

Smejkal gefährdete sich, indem sie Juden in ihrer Wohnung versteckte, ein Verbrechen, das zur Deportation in ein Konzentrationslager und letztendlich zum

Tode hätte führen können. Sie erhielt keinerlei Bezahlung für ihre Taten und teilte ihr Essen mit den Kindern, trotz der schlechten Lebensmittelversorgung in den besetzten Niederlanden.

Nach dem Krieg heirateten beide Schwestern. Fanny Heiselbeck liess sich in der Schweiz nieder, und ihre Schwester Esther Rabinowitz zog mit ihrem Mann nach Israel. Auch Heiselbeck und ihr Mann wanderten später nach Israel aus.

Smejkal, deren Verlobter ebenfalls von den Deutschen ermordet worden war, kehrte mit ihrer Tochter nach Wien zurück.

Am 20. Dezember 1979 wurde Paula Smejkal von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Stecher, Edi

Akte 2831

Am 29. August 1984 wurde Edi Stecher von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Friessnegg, Anna).

Steiner, Maria

Akte 0431

Maria Steiner war Hausfrau und 1906 in Düsseldorf geboren. Während der 1930er Jahre lebte sie in Wien, wo sie einen Juden heiratete, der nach Shanghai in China auswanderte.

Steiner war mit Hedwig Mendelssohn bekannt, einer aus Brünn in der Tschechoslowakei stammenden jüdischen Witwe. Mendelssohn heiratete 1941, und 1942 ging ihr Mann, Ludwig Mendelssohn, nach Argentinien. Ehe er ein Visum für seine Frau beschaffen und sie ihm nachreisen konnte, verboten die neuen Gesetze in Österreich die Auswanderung von Juden. Als Hedwig Mendelssohn Mitte 1942 einen Deportationsbefehl erhielt, wandte sie sich in ihrer Verzweiflung an Steiner. Diese ignorierte die damit verbundene Gefahr und holte Mendelssohn an der Sammelstelle ab, wo sich Juden vor dem Transport einfinden mussten. Steiner behauptete, Mendelssohn sei eine Verwandte von ihr. Es gelang ihr sogar, Mendelssohn einen Personalausweis auf den Namen Hedy Steiner zu verschaffen – angeblich ihre Stiefschwester.

35 Monate lang, vom 20. Mai 1942 bis Ende des Krieges im Mai 1945, versteckte Steiner Mendelssohn, zunächst in ihrer eigenen Wohnung, und später in einer Mietwohnung, die sie für sie besorgt hatte. Sie teilte ihre Lebensmittelkarten und Kleidung mit ihr, und es gelang ihr sogar, Mendelssohn mit «Kraft durch Freude» auf Urlaub zu schicken.

In der Nachbarschaft kamen Gerüchte auf, dass Steiner eine Jüdin versteckte. Der Blockwart und Gestapo-Beamte kamen einige Male zu Steiner, um in ihrer Wohnung nachzusehen, entdeckten jedoch nichts.

Ausser Mendelssohn half Steiner auch den Trinkls, einem in Wien lebenden jüdischen Ehepaar. Steiner verschaffte ihnen Einreisegenehmigungen nach Paraguay, mit denen sie nach Italien ausreisen konnten.

Steiner gefährdete sich, indem sie eine Jüdin versteckte. Auf dieses Verbrechen stand Konzentrationslagerhaft, was zum Tode hätte führen können. Sie liess Mendelssohn trotz der Gerichte und der Hausdurchsuchungen nicht im Stich und erhielt keinerlei Bezahlung, sondern teilte während einer Zeit der strengen Rationierung ihr Essen und ihre Kleidung mit ihr.

Nach dem Krieg fand Mendelssohn heraus, dass ihr Mann sich in Argentinien von ihr hatte scheiden lassen und eine andere Frau geheiratet hatte. Sie liess sich von Österreich aus ebenfalls scheiden und blieb in Wien.

Am 25. Juni 1968 wurde Maria Steiner von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Stocker, Maria

Akte 1775e

Am 6. Mai 1980 wurde Maria Stocker von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen (siehe Eintrag: Neuschmidt, Wolfgang).

Taschdjian, Aram Taschdjian, Felicia

Akte 4962

Der Historiker Valentin Skidelsky kam 1901 in Tiflis in Georgien zur Welt und lebte später als Flüchtling in Wien. Als Jude wurde er von den Nationalsozialisten zur Zwangsarbeit verpflichtet. Auch musste er seine Wohnung aufgeben und in einer Wohnung mit vielen anderen Juden Zusammenleben. Im April 1942 wurde er, gemeinsam mit den übrigen Bewohnern, in ein Konzentrationslager im Osten deportiert. Es gelang Skidelsky, aus dem Deportationszug zu fliehen und mit Felicia Taschdjian (geb. 1907) Kontakt aufzunehmen, deren Bekanntschaft er vor dem Krieg über ihre Schwägerin gemacht hatte, die er im armenisch-russischen Studentenverein in Wien kennengelernt hatte. Felicia Taschdjian arrangierte ein Treffen mit einem ungarischen Bekannten, der bereit war, Skidelsky aus dem Land und nach Ungarn zu schmuggeln. Bis dahin versteckten ihn Felicia Taschdjian und ihr Mann Aram – ein Humanist und Freimaurer – bei sich zu Hause. Der Plan kam nicht zur Durchführung, weil Skidelsky sich der gefährlichen Reise nicht gewachsen fühlte. Stattdessen blieb er bis Kriegsende in der Wohnung der Eheleute Taschdjian in Wien-Favoriten, Raxstrasse 49, versteckt.

Das Ehepaar ging ein grosses Risiko ein, da sie eine achtjährige Tochter hatten und befürchteten, dass diese ihren Freunden von dem Mann erzählen würde, der bei ihnen in der Wohnung lebte. Sie warnten sie, niemand davon zu erzählen, und das Mädchen wahrte das Geheimnis. Eines Abends kam der Ortsgruppenlei-

ter in die Wohnung, um einer Beschwerde wegen schlechter Verdunklung nachzugehen. Skidelsky sass im Wohnzimmer, doch hielt ihn der Nazi zum Glück für einen Gast und erkundigte sich nicht nach seiner Identität.

Aram und Felicia gefährdeten sich, indem sie einen Juden versteckten – ein Verbrechen, das Deportation in ein Konzentrationslager und möglicherweise den Tod hätte zur Folge haben können. Sie erhielten keinerlei Bezahlung für ihre Taten und teilten mit Skidelsky zu einer Zeit der Rationierung und des Mangels ihre begrenzten Lebensmittelvorräte und Kleidung. Ihre Motivation war rein humanitär.

Skidelsky blieb nach dem Krieg in Österreich, heiratete und hatte drei Kinder. Er blieb mit seinen Rettern in Kontakt. Skidelsky verstarb 1980, Aram Taschdjian 1976.

Am 25. Dezember 1992 wurde Aram und Felicia Taschdjian von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Titsch, Raimund

Akte 0022

Der Wiener Raimund Titsch war der Leiter einer Textilfabrik, die Julius Madritsch (siehe eigenen Eintrag) gehörte und sich in der Nähe des Krakauer Ghettos befand. In Zusammenarbeit mit dem dortigen Judenrat bemühten sich beide, so viele Arbeiter wie möglich zu beschäftigen und nahmen viele auf, die nicht für die Produktion notwendig waren. In der Tat waren nur etwa 40% der 800 Beschäftigten der Fabrik Facharbeiter.

Titsch und Madritsch sorgten für humane Bedingungen und liessen die jüdischen Arbeiter mit Polen ausserhalb der Fabrik Kontakt aufnehmen. Sie kauften jeden Tag hundert zusätzliche Brote, welche die Arbeiter ins Ghetto mitnahmen und an Bedürftige verteilten. Sie richteten sogar eine koschere Küche in der Fabrik ein und machten eine weitere Küche teilweise koscher. Diese Küchen speisten 1.500 Personen und wurden von der Fabrik bestritten. Die Bemühungen von Madritsch und Titsch, Juden zu helfen, reichten über den Bereich ihrer eigenen Fabriken hinaus – sie stellten Nähmaterial für weitere Werkstätten zur Verfügung, wo tausende von Juden arbeiteten.

Madritsch eröffnete eine Filiale in der Nähe des Ghettos Tarnów. In dieser Fabrik, die ebenfalls von Titsch geleitet wurde, arbeiteten an die 800 Personen (von denen weniger als die Hälfte qualifizierte Kräfte waren). Wie in Krakau waren auch in Tarnów die Arbeitsbedingungen menschlich und die Arbeiter erhielten erhöhte Nahrungsrationen. Der Lieferwagen der Fabrik wurde mit Wissen von Madritsch und Titsch auch dazu gebraucht, Nahrung ins Ghetto zu schmuggeln.

Als das Krakauer Ghetto aufgelöst werden sollte, beantragte Madritsch, dass seine Arbeiter, die in das Arbeitslager Płaszów am Stadtrand von Krakau verlegt worden waren, die Erlaubnis erhielten, weiterhin für seine Fabrik in der Stadt zu arbeiten, und sie gingen jeden Tag zu Fuss dorthin. Das Krakauer Ghetto wurde

am 13. März 1943 aufgelöst, doch die Arbeiter in Madritschs Fabrik wurden vor der Deportation gerettet.

Wegen der harten Bedingungen in Płaszów baten viele von Madritschs Arbeitern um Hilfe bei der Flucht. Madritsch erhielt von der SS (die für Fabriken in Ghettos und Lagern verantwortlich war) die Erlaubnis, einige hundert Arbeiter aus der Fabrik in Krakau nach Tarnów zu verlegen, unter dem Vorwand, die Produktion dort müsse gesteigert werden. Vom 25. bis 26. März 1943 wurden 232 Juden – Männer, Frauen und Kinder – aus der Krakauer Fabrik mit Titsch nach Tarnów geschickt, und zwar ohne SS-Bewachung. Vielen von ihnen gelang die Flucht in die Slowakei und nach Ungarn, und die meisten von ihnen wurden gerettet.

Madritsch und Titsch fanden auch einen Weg, das Vertrauen, das die Lagerkommandanten ihnen entgegenbrachten, dahingehend zu nutzen, Juden zur Flucht aus dem Ghetto von Tarnów zu verhelfen. Die jüdischen Arbeiter gingen in Gruppen von fünfzig Personen vom Ghetto zur Fabrik, wurden jedoch beim Verlassen des Lagers nicht gezählt. Daher konnten sich jeder Gruppe einige zusätzliche Personen anschließen, die dann entkommen konnten. Diese Flüchtlinge versteckten sich bei polnischen Familien oder gingen über die slowakische Grenze.

Im September 1943 wurden die Tore von Płaszów geschlossen, und Juden durften nicht länger das Lager verlassen, um in der Fabrik von Madritsch zu arbeiten. Daraufhin eröffnete Madritsch eine Fabrik auf dem Lagergelände. Nach der letzten Deportation aus dem Ghetto Tarnów am 1. September 1943 wurden die Arbeiter von Madritschs Tarnówer Fabrik nach Płaszów gebracht. In Płaszów arbeiteten etwa 2.000 Juden, die auch hier unter menschlichen Bedingungen arbeiteten und überdurchschnittliche Nahrungsrationen erhielten. In der Küche gab es sogar einen eigenen Topf für die Zubereitung von koscherem Essen.

Als Leiter der verschiedenen Fabriken von Madritsch behandelte Titsch die Juden stets warm und menschlich. Zusätzlich zu materieller Hilfe bemühte er sich auch, ihnen Mut zuzusprechen, was ihnen das Durchhalten erleichterte. Er sprach so oft wie möglich mit ihnen und versuchte, auf ihre Bitten einzugehen. Unter anderem half er den Häftlingen dabei, mit Polen und anderen ausserhalb des Lagers Kontakt aufzunehmen, besonders mit Personen, bei denen die Juden vor der Deportation Wertsachen hinterlegt hatten. Er half dabei, Pakete mit Nahrung ins Lager zu liefern, ermöglichte die Überweisung und den Tausch von Geld und tauschte sogar Geld zu einem höheren als dem üblichen Kurs. Er gab Informationen weiter, die er im BBC hörte, welche die Gefangenen weiterverbreiteten.

Im Lager Płaszów half Titsch Juden, indem er seine Beziehungen zu dem aus Wien stammenden Lagerkommandanten Amon Goeth nutzte. Beispielsweise half er einem jüdischen Arzt, der aus dem Lagerkrankenhaus entlassen worden war, zum Fabrikarzt in der Fabrik von Madritsch ernannt zu werden. In anderen Fällen rettete er Arbeiter und ihre Familien vor der Deportation, auch wenn es ihn das Leben hätte kosten können, sich mit den deutschen Offizieren zu streiten.

Im September 1944 wurde das Lager Płaszów aufgelöst. Madritsch und Titsch versuchten, ihre Arbeiter vor der Deportation zu retten und beantragten bei den Behörden die Genehmigung, eine neue Fabrik in einem Gebiet zu errichten, das noch unter deutscher Kontrolle war. Dieser Antrag wurde jedoch abgelehnt, weil die deutschen Behörden nicht bereit waren, Textilfabriken als «kriegswichtige Industrien» anzuerkennen. Nur Juden, die in der Waffen- und Munitionsproduktion beschäftigt waren, wurden von der Deportation zurückgestellt. Es gelang Madritsch und Titsch, ungefähr hundert ihrer Arbeiter in der von Oskar Schindler (siehe eigenen Eintrag in: «Die deutschen Gerechten») geleiteten Munitionsfabrik unterzubringen und sie so vor der Deportation und den Gaskammern zu retten.

Am 18. Februar 1964 wurde Raimund Titsch von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Tschögl, Florian

Akte 1707

1941 war der Ingenieur Eduard Arzichowski (Arcichowski) mit seiner Frau Anna und ihrer kleinen Tochter Sara im Ghetto Wilna gefangen. Der Familie gelang im August 1943, vor der Auflösung des Ghettos, die Flucht und sie trafen im September in der Stadt Molodeczno (damals polnisch, heute zu Belarus gehörend) ein. Mit Hilfe von gefälschten Papieren fand Arzichowski Arbeit bei der Bahn, während seine Frau Anna in einem Büro für die Deutschen arbeitete.

Im November 1943 drohte einer der anderen Arbeiter den Arzichowskis. Er sagte, er wisse, dass sie Juden seien und werde sie bei der Gestapo anzeigen. In ihrer Verzweiflung bat die Familie Florian Tschögl um Hilfe. Dieser war bei der Wehrmacht und diente als Wachmann im Kriegsgefangenenlager in Molodeczno. Tschögl war als guter Mensch bekannt, weil er die Gefangenen human behandelte, und die Arzichowskis hofften, er werde auch ihnen helfen.

Anna gestand Tschögl, dass sie Juden waren, und bat ihn um Hilfe. Tschögl ging mit einem Freund zu dem Mann, der der Familie gedroht hatte. Er verprügelte den Mann, sagte ihm, dass die Arzichowskis Christen seien, und zwang ihn, sich zu entschuldigen. Die Drohungen gingen jedoch weiter. Bald sagte ein anderer Arbeiter Anna, sie solle ihr Arbeit kündigen, weil er wisse, dass sie Jüdin sei. Wieder half Tschögl und warnte den Arbeiter, er würde ihn als Unruhestifter bei der Gestapo anzeigen, wenn er das Gesagte nicht zurücknähme. Der Arbeiter entschuldigte sich und Anna behielt ihre Arbeit.

Im Mai 1944 zeigten einige Polen Eduard Arzichowski bei der Gestapo an. Sie behaupteten, er habe einen anonymen Brief gegen die in Molodeczno stationierten deutschen Soldaten verfasst. Die Arzichowskis wurden zum Verhör geholt. Anna fürchtete das Schlimmste und flehte Tschögl an, ihre Tochter Sara bei sich zu verstecken. Falls sie und ihr Mann in ein Konzentrationslager kämen, sollte das Mädchen zu einer christlichen Familie in Wilna gebracht werden.

Tschögl nahm das Mädchen mit nach Hause, doch es gelang dem Ehepaar, die Gestapo von seiner Unschuld zu überzeugen, und sie wurden entlassen.

Tschögl riskierte sein Leben, indem er der Familie Arzichowski half, vor allem, als er ihre Tochter versteckte. Wäre er gefasst worden, hätte man ihn zum Tode verurteilt. Er handelte aus rein humanitären Motiven und erhielt keine Bezahlung für das Risiko, das er auf sich nahm. Er versorgte die jüdische Familie auch mit Nahrung.

Eduard und Anna Arzichowski überlebten und zogen nach dem Krieg nach Israel, wo sie sich in Haifa niederliessen.

Am 13. September 1979 wurde Florian Tschögl von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Tschöll, Leo

Akte 0424

Dr. Leo Tschöll kam 1893 in Graz in Österreich zur Welt. Nach dem Anschluss 1938 zog er nach Jugoslawien. Später liess er sich in Budapest nieder, wo er ein Patentbüro gründete.

Im März 1944 erfolgte der deutsche Einmarsch in Ungarn, und die Stadt Koice im Südosten der Slowakei (ein Gebiet, das nach dem Münchner Abkommen von 1938 von Ungarn annektiert worden war) wurde von den Deutschen besetzt. Alle Juden der Stadt mussten ins Ghetto ziehen. Zwei neunzehnjährigen Mitgliedern der Betar-Widerstandsbewegung, Robert Offner und Sabtaj Nemet, gelang die Flucht. Tschöll war mit Öffners Familie befreundet, und die beiden Flüchtlinge kamen zu ihm und baten um Hilfe.

Tschöll wusste, dass Offner und Nemet Juden waren, war jedoch trotz der Gefahr bereit, sie für zwei Wochen in seiner Wohnung zu verstecken. Später fand die Betar-Widerstandsbewegung eine Wohnung, wo sich Offner und Nemet verstecken konnten, doch kamen sie bald mit einer Bitte wieder: Sie wollten Tschölls Patentbüro als Werkstatt für die Fälschung von Dokumenten benutzen.

Tschöll war bereit und liess zu, dass Koffer mit leeren offiziellen ungarischen Dokumenten und Stempeln, verschiedenen Sorten von Tinte und sonstigem Fälscherbedarf in seinem Büro versteckt wurden. Ab Juni 1944 wurden dort hunderte von gefälschten Papieren hergestellt, die an Juden in Budapest vergeben wurden.

Ende August wurde Offner von der ungarischen politischen Polizei verhaftet. Da sie sich bewusst waren, dass ihre Aktivitäten entdeckt werden könnten, entfernten Öffners Freunde aus dem Untergrund alles belastende Material aus Tschölls Büro. Ende September 1944 floh Offner aus dem Gefängnis und kehrte nach Budapest zurück, wo er seine Fälschertätigkeit wieder aufnahm.

In der Zwischenzeit hatten sich die Umstände der Budapester Juden verschlechtert. Ab Juni 1944 mussten sie in «Judenhäusern» leben. Zu diesem Zeit-

punkt wurde Tschölls Wohnung eine vorübergehende Zuflucht für jüdische Familien, die dieser erzwungenen Ghettoisierung entkommen waren und auf der Suche nach anderen Verstecken waren. Während sie nach Verstecken suchten, wo sie sich länger aufhalten konnten, versteckten sich Mitglieder des Widerstands, darunter auch Offner, in Tschölls Wohnung. Tschöll gab den flüchtigen Juden, die bei ihm unterkamen, Essen und sogar seine eigene Kleidung. Da die Wohnung klein war, mussten überall Leute schlafen, sogar auf den Tischen. Tschöll selbst schlief manchmal auf dem Tisch, um sein Bett an jüdische Frauen und Kinder abtreten zu können.

Die Widerstandsbewegung suchte nach zusätzlichen Verstecken und fand eine verlassene Villa, die anscheinend einer jüdischen Familie gehört hatte. Auf das Drängen des Widerstands reichte Tschöll ein Gesuch um die Nutzung dieser Villa ein. Er behauptete, er brauche sie, um Leute unterzubringen, die in seinem Büro arbeiteten und aus dem Osten vor der Roten Armee geflohen waren. Als Tschöll die Villa übernahm, wurde der Keller umgebaut, um als Versteck für dreissig Personen und als Waffenlager zu dienen.

Ende 1944, als die Budapester Juden deportiert wurden, beschaffte Tschöll über die ungarische Betar-Bewegung eine Anzahl von Schutzpässen. Mit diesen Pässen aus anderen Ländern konnten Juden auswandern, was bedeutete, dass ihre Inhaber nicht deportiert wurden. Mit diesen Dokumenten gelang es Tschöll, Juden zu retten, die bereits in Marsch gesetzt worden waren.

Am 7. Dezember 1944 deckte die ungarische Gendarmerie – eine Polizeieinheit, die 1881 gegründet worden war, um Recht und Ordnung auf dem Land aufrechtzuerhalten, und nun ein wichtiges Element bei der Umsetzung der antisemitischen Politik des Regimes bildete – die illegalen Aktivitäten auf, die in Tschölls Büro stattfanden. Tschöll war gerade auf dem Weg ins Büro, wurde jedoch von Freunden gewarnt. Es war sicher, dass die Polizei seine Wohnung durchsuchen würde, wo eine Jüdin mit ihrem Kind versteckt war. Trotz der Gefahr ging Tschöll in seine Wohnung, um sie zu warnen, und tauchte danach bis Kriegsende unter. Nach dem Krieg blieb Tschöll in Budapest. 1956 kehrte er nach Wien zurück.

Tschöll riskierte sein Leben, indem er fortgesetzt dem Widerstand half und flüchtige Juden versteckte – Verbrechen, die im Falle einer Entdeckung sofort die Todesstrafe nach sich gezogen hätten. Er erhielt keine Bezahlung und gab hohe Summen seines eigenen Geldes für diese Aktivitäten aus.

Nach dem Krieg zogen Robert Offner und Sabtaj Nemet nach Israel.

Am 13. Februar 1968 wurde Leo Tschöll von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Viehböck, Anton Viehböck, Antonia

Akte 1237

Anton Viehböck und seine Frau Antonia (Toni) lebten in den 1930er Jahren mit ihren beiden kleinen Kindern in Innsbruck in Tirol. 1943 war Viehböck in Mün-

chen, wo ein dortiger Weinhändler ihn mit David Ballhorn (geb. 1892) bekannt machte, einem Juden, der seit 1942 zuerst in Berlin und dann in der Nähe von München versteckt gelebt hatte. Ballhorn suchte verzweifelt nach jemand, der ihm helfen würde, aus Deutschland zu fliehen, und Viehböck, der Ballhorn gar nicht kannte, erklärte sich bereit zu helfen.

Viehböck brachte Ballhorn nach Innsbruck, um ihm zu helfen, über die Schweizer Grenze zu kommen. Weil der Weg zur Grenze jedoch von vielen Polizisten bewacht wurde, beschlossen die Viehböcks, Ballhorn bei sich zu verstecken. Dazu machten sie von einem Luftschutzkeller Gebrauch, den sie sich gebaut hatten. Die Viehböcks versteckten Ballhorn von Oktober 1943 bis zum Kriegsende am 5. Mai 1945. Sie teilten ihre Nahrung mit ihm und sorgten für alle seine Bedürfnisse.

Die Viehböcks gefährdeten sich und ihre Familie, indem sie einen Juden versteckten, ein Verbrechen, das zu Konzentrationslagerhaft und möglicherweise sogar zum Tod hätte führen können. Sie erhielten keine Bezahlung für die Gefahr, die sie auf sich nahmen – in der Tat teilten sie ihr Essen während einer Zeit der wachsenden Lebensmittelknappheit mit ihm.

Nach dem Krieg kehrte Ballhorn nach Deutschland zurück und lebte in Berlin.

Am 16. April 1978 wurde Anton Viehböck und seiner Frau Antonia von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» verliehen.

Wertz, Rudolf

Akte 0159

Dr. Rudolf Wertz war Arzt in Wien. 1941, als tausende von Wiener Juden nach Polen deportiert wurden, wandten sich einige jüdische Frauen, die deportiert werden sollten, mit der Bitte um Hilfe an ihn. Wertz gab den Frauen Atteste, die bescheinigten, dass sie bettlägerig waren. Da die Nazis glaubten, dass sie krank waren, wurden die Frauen nicht deportiert.

Eine der Frauen, die Wertz rettete, war Gertrude Fritz (verheiratete Frankenstein), geboren 1897 in Wien. Fritz erhielt im September 1941 einen Deportationsbefehl nach Polen. Da sie gehört hatte, dass Dr. Wertz vielen anderen Frauen geholfen hatte, wandte sie sich an ihn. In seiner Praxis legte sie schweigend den Deportationsbefehl auf den Schreibtisch. Wertz sah ihn einen Moment an und stellte dann ein Attest über eine Krankheit aus, die sie nicht hatte. Dank dieser Bescheinigung, in welcher es hiess, dass sie sechs Wochen lang im Bett bleiben musste, wurde Fritz vor der Deportation gerettet. Die Gestapo schickte einen Arzt, um ihre Krankheit zu überprüfen. Dieser untersuchte Fritz jedoch nicht, sondern schenkte dem Attest eines «arischen» Arztes Glauben. Fritz wurde später nach Theresienstadt statt in die Lager in Polen deportiert und überlebte dort bis Ende des Krieges.

Dr. Wertz gefährdete sich, indem er jüdischen Frauen half, die für die Deportation vorgesehen waren. Er erhielt keinerlei Bezahlung ausser der normalen Gebühr, die er von Patienten für Krankheitsatteste erhob. Gegen Ende des Krieges

deckten die Deutschen seine illegalen Aktivitäten auf und er wurde einem Strafbataillon zugeteilt, das besonders gefährliche Aufgaben hatte. Da der Krieg bald danach endete, überlebte er.

Nach dem Krieg arbeitete Dr. Wertz weiter als Arzt in Wien. Frau Fritz lebte ebenfalls in Wien und heiratete. Sie besuchte Dr. Wertz, um ihm zu danken, und brachte ihm eine goldene Uhr als Geschenk mit. Er weigerte sich, die Uhr anzunehmen und erklärte, er habe als Mensch, als Christ und als Arzt gehandelt, und nicht, um einen Preis zu bekommen.

Am 31. Mai 1966 wurde Dr. Rudolf Wertz von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Zedtwitz, Joachim von

Akte 6319a

Joachim von Zedtwitz wurde am 11. Juni 1910 in Wien geboren. 1939, im Alter von neunundzwanzig Jahren, war er deutscher Medizinstudent in Prag. Nach der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei im März 1939 beteiligte sich von Zedtwitz daran, politisch aktiven Nazigeegnern – zum grössten Teil Juden – bei der Flucht ins Ausland zu helfen. Die Rettungsaktivitäten wurden vom Haus von Milena Jesenskä aus organisiert, der Chefredakteurin der herausragenden tschechischen antifaschistischen Wochenschrift *Přítomnost* («Gegenwart»). Von Zedtwitz erschien regelmässig in Jesenskäs Haus in der Kourimeska 6 in Prag und fuhr die Flüchtlinge in die Gegend von Mährisch-Ostrau (Ostrava). Diese Stadt lag in der Nähe der Grenze, und von hier aus konnten sie mit Hilfe örtlicher Führer nach Polen überwechseln. Mit der Besetzung Polens am Beginn des Zweiten Weltkrieges jedoch stand dieser Weg nicht mehr offen. Im März 1940 wurde von Zedtwitz von der Gestapo verhaftet und über seine Beziehungen zu Jesenskä verhört. Seine Peiniger wussten jedoch nichts von seiner Rettungstätigkeit, und fünfzehn Monate später wurde er wieder freigelassen, nachdem er eine Geisteskrankheit vorgetäuscht hatte. Nachdem er einige Zeit als Patient in psychiatrischen Kliniken verbracht hatte, wurde er entlassen, und war bis zum Kriegsende als Internist in verschiedenen Städten tätig. Während er in Berlin war, arbeitete er mit einer Widerstandsgruppe zusammen.

Von Zedtwitz hatte beim Einmarsch der Deutschen in die Tschechoslowakei seine deutsche Staatsbürgerschaft aufgegeben, und er beantragte sie aus Scham über die von den Nazis begangenen Verbrechen auch nie zurück. In den 1980ern wurde er Schweizer Bürger.

Am 14. Dezember 1994 wurde Joachim von Zedtwitz von Yad Vashem die Auszeichnung «Gerechter unter den Völkern» verliehen.

Nachwort

Vom 1. bis zum 4. Februar 2005 habe ich Israel einen Staatsbesuch abgestattet. Meine Reise begann sechs Tage zuvor in Auschwitz und führte über Berlin nach Jerusalem – eine Reise durch die Geschichte Deutschlands und Israels.

In Auschwitz begleiteten mich Überlebende bei meinem Gang durch das Lager. Ich ging durch das Tor. Ich sah die Baracken, die Gleise und die Rampe. Ich ging von den Gaskammern zu den Krematorien. Die Überlebenden waren an meiner Seite. Sie halfen mir, dem Deutschen, an diesem Ort. Das hat mich tief bewegt und dafür bin ich zutiefst dankbar. Was die Überlebenden schilderten, hat die Unmenschlichkeit für mich lebendig gemacht.

Was ist, wenn sie einmal nicht mehr da sind?

Sie müssen Teil unserer Gegenwart bleiben. Ihre Berichte dürfen nicht verloren gehen. Die Gesichter der Opfer dürfen uns nicht verlassen. Wir müssen sicherstellen, dass die Lehren von einer Generation an die nächste weitergegeben werden, und wir alle müssen begreifen, dass uns die Opfer der Shoa einen Auftrag geben: nie wieder Völkermord zulassen.

Am ersten Tage meines Besuches war ich in Yad Vashem, an dem Ort, an dem die Erinnerung bewahrt und den Ermordeten ein Name gegeben wird. Ich habe die Stimme gehört, die die Namen der ermordeten Kinder nennt. Sie gibt den Toten jene Würde und Individualität zurück, die ihnen die Nationalsozialisten nehmen wollten. Yad Vashem macht aus anonymen Nummern wieder einzigartige Menschen. Yad Vashem ist ein Ort der Trauer und des Gedenkens. Yad Vashem ist aber auch ein Ort der Menschlichkeit und der Hoffnung.

Diese Hoffnung ist in Yad Vashem auf ganz besondere Weise in der Erinnerung an die «Gerechten unter den Völkern» aufgehoben; in der Erinnerung an jene Menschen, die mit dem Risiko ihres eigenen Lebens andere Leben retteten. Die Menschlichkeit und der Mut dieser Menschen ist vielleicht die grösste Hoffnung überhaupt, denn in der Mischna steht

«Wer ein Leben rettet, der rettet die ganze Welt.»

Der Bundespräsident, Horst Köhler

Abbildungen

Soweit nicht gesondert nachgewiesen, liegen die Rechte für die Abbildungen bei der Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem. Von dort wurden dem Wallstein Verlag die Nutzungsrechte übertragen. Sollten hierbei versehentlich Rechte Dritter verletzt worden sein, bitten wir die Rechteinhaber, sich beim Verlag zu melden.

Viele Bilder sind erst kurz vor der Realisierung des «Lexikon der Gerechten» ins Yad Vashem Archiv gelangt. Der Wallstein Verlag und die Gedenkstätte Yad Vashem danken allen Institutionen und Familien für die freundliche Bereitstellung des Bildmaterials.

S. 99: *Hans von Dohnanyi*: © ullstein/ullstein bild.

S. 108: *Gottfried von Einem**. © Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin.

S. 165: *Max und Clara Köhler*: © ullstein/Schütt.

S. 193: *Katharina Overath*: Ginzel, Günther B. (Hrsg.): «Das durfte keiner wissen!» – Hilfe für Verfolgte im Rheinland 1933-1945. Gespräche, Dokumente, Texte, Köln 1995.

S. 225: *Harald Poelchau*: © ullstein/dpa (85).

S. 241: *Oskar Schindler*: © ullstein/AP.

S. 286: *Franz Weschenfelder*: © Ghetto Fighter's House, Israel.

S. 313: *Marianne Golz-Goldlust*: © Privatarchiv Ronnie Golz.

S. 316: *Karl B. Gröger*: © Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien.

S. 330: *Franz Leitner*: © Gedenkstätte Buchenwald, Archiv.

S. 359: *Ludwig Semrad*: © Familienarchiv Ludwig Semrad.

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Titel der Originalausgabe:

The Righteous Among the Nations / German and Austrian Biographies

© Yad Vashem, P. O. Box 3477, Jerusalem 91034

© der deutschen Ausgabe: Wallstein Verlag, Göttingen 2005

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Sabon

Umschlaggestaltung: Basta Werbeagentur, Göttingen

Lithographie: Schwab Scantechnik, Göttingen

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 3-89244-900-7

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Das Auschwitz Album

Die Geschichte eines Transports
Hrsg. i.A. der Gedenkstätte
Yad Vashem von Israel Gutman
und Bella Gutterman

277 S., geb. Schutzumschlag,
250, z.T. farb. Abb.
ISBN 3-89244-911-2



Das «Auschwitz Album» ist ein einzigartiges Dokument. Es zeigt aus der Täterperspektive einen einzigen Tag eines im Mai 1944 in Auschwitz angekommenen Transports ungarischer Juden. Systematisch fotografiert ein SS-Mann die Menschen und hält alle Stationen dieses Tages – von der Ankunft über die Selektion bis hin zum Warten vor den Gaskammern – emotionslos fest. Diese Aufnahmen stellt er zu einem Album zusammen.

Unter den Deportierten befindet sich auch Lili Jacob. Sie überlebt Auschwitz und andere Lager und wird im April 1945 im Konzentrationslager Mittelbaudora befreit. Nach einem Schwächeanfall wird sie in einem Zimmer in einer ehemaligen SS-Kaserne untergebracht. Dort entdeckt sie – ein unglaublicher Zufall – eben dieses Album. Sie erkennt auf den Aufnahmen ihren Rabbiner, Verwandte und auch sich selbst. Lili Jacob nimmt das Auschwitz-Album an sich.

1980 übergibt Lili Jacob das Album zur Aufbewahrung und als ewiges Mahnmal der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem. Dort gelingt es in Zusammenarbeit mit dem Museum Auschwitz durch intensive Nachforschungen, viele der Menschen auf den Fotografien zu identifizieren und ihnen ihre Namen, ihre Einzigartigkeit und Individualität zurückzugeben. Auch darin liegt eine Besonderheit dieser Foto-Dokumentation.

Einzelne Frauen, Männer, Kinder auf den Fotos treten in dieser überarbeiteten Ausgabe näher an den Betrachter heran. Sie haben wieder einen Namen bekommen. Sie sind Menschen, einzigartig, unverwechselbar, entronnen zumindest der Anonymisierung in der Todesfabrik Auschwitz.

(Christine Richard, Basler Zeitung, 27.1.2005)

Lili Jacobs Auschwitz-Album ist für Historiker eine Quelle, deren Wert man gar nicht hoch genug einschätzen kann. Und es ist das traurigste Fotoalbum, das es gibt.

(Matthias Richter, NDR matinée 27.1.2005)